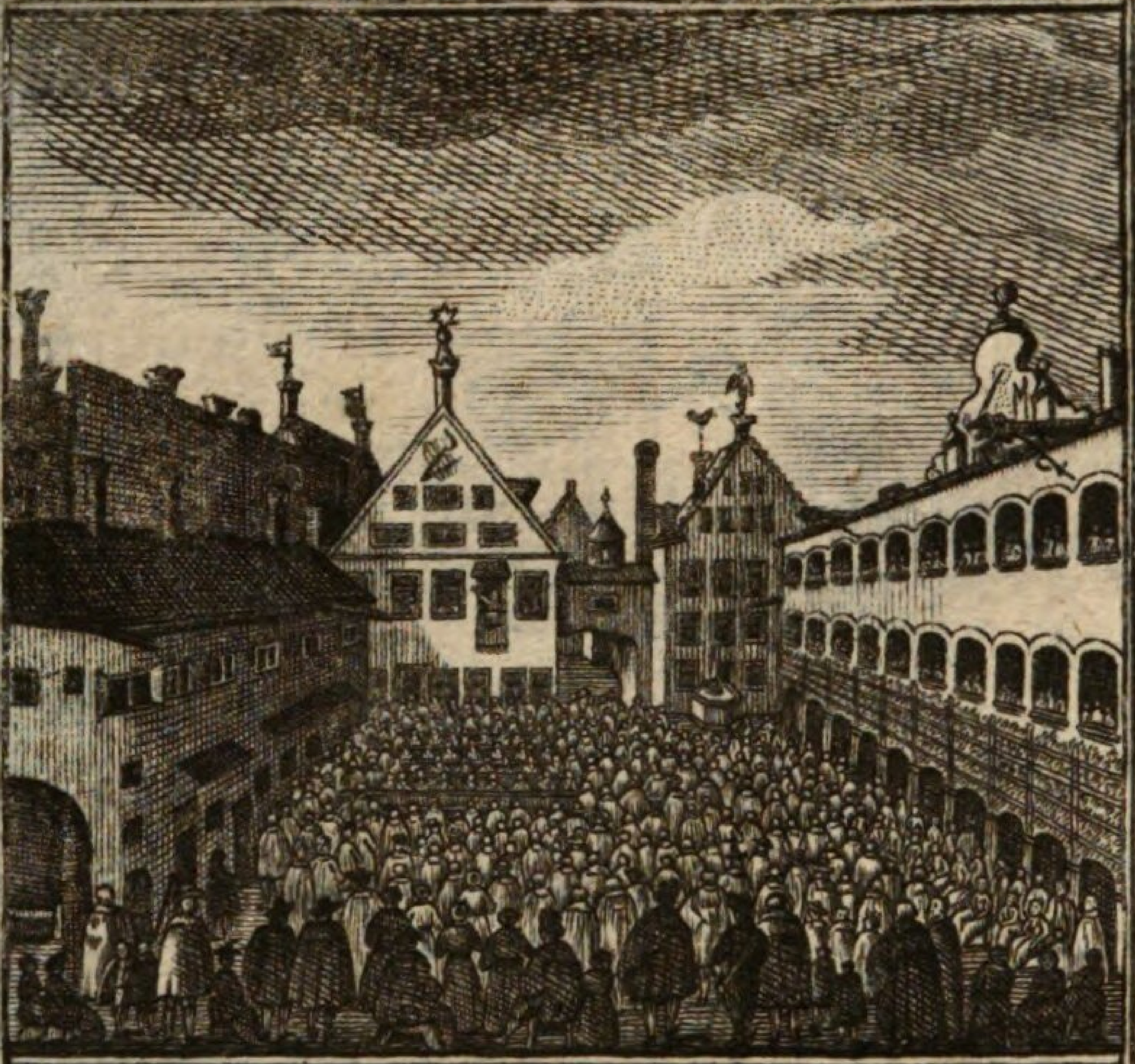
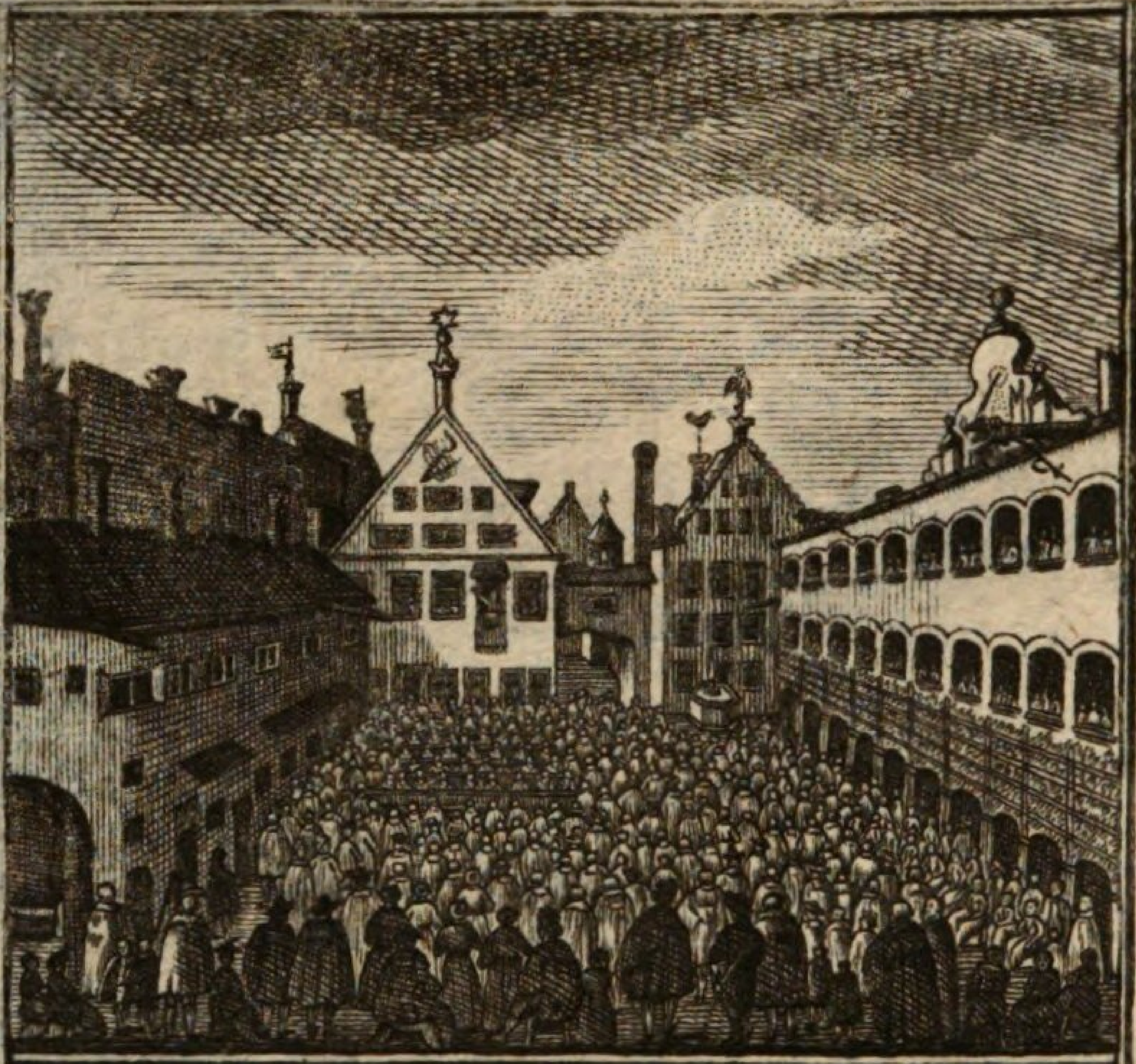
LW
2046



Ex Bibliotheca
Collegii Evangelici,
Aug. Vindel.

L. M. Steinberger Sculps. A. V.

LW
2046



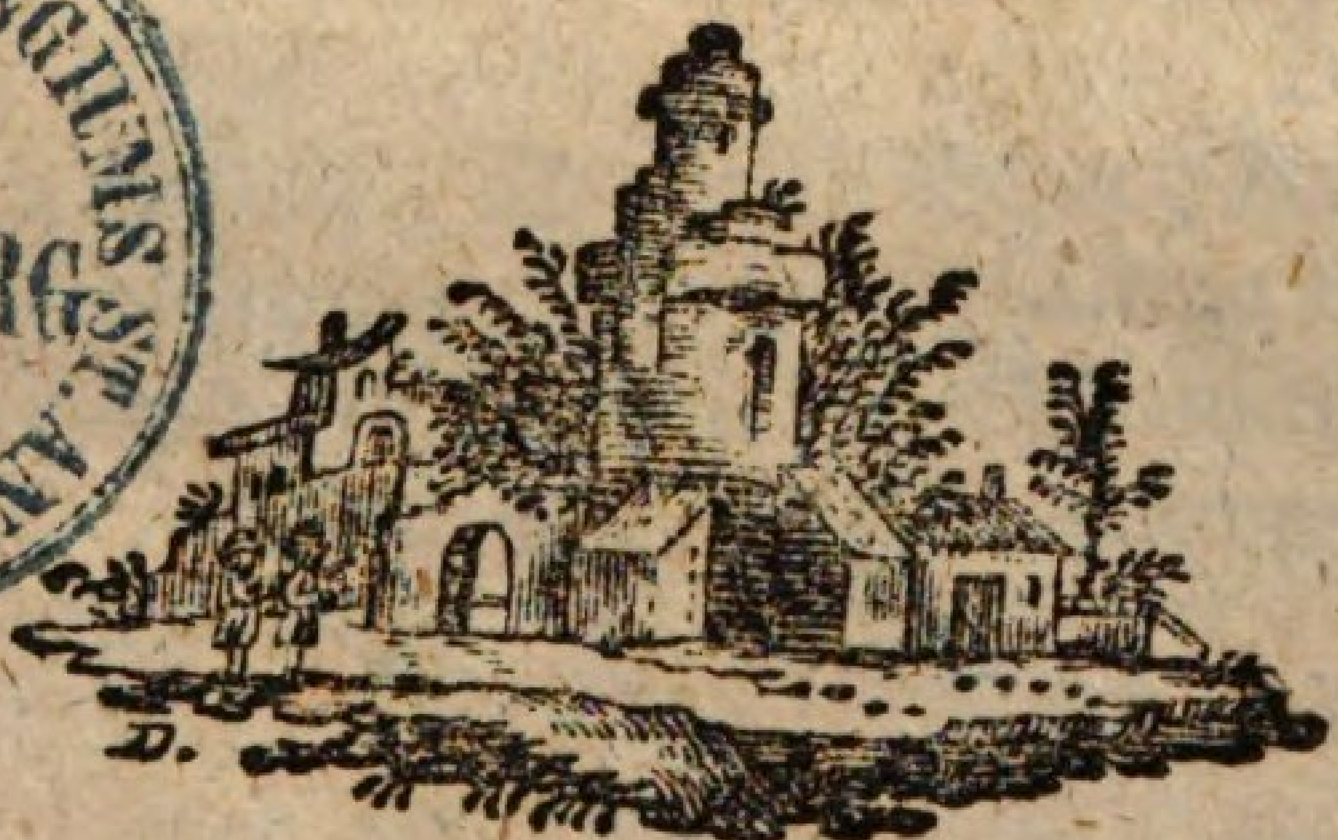
Ex Bibliotheca
Collegii Evangelici,
Aug. Vindel.

L. M. Steinberger Sculps. A. V.

Grundriß der Theorie und Geschichte der schönen Wissenschafften,

von
C. Meiners,
Professor der Philosophie in Göttingen.

EIGENTHUM DES COLLEGIUMS ST. ANNA IN AUGSBURG



Lemgo
im Verlage der Meyerschen Buchhandlung.
1787.

Vorrede.

Schon von den ersten Jahren her, seit ich das Glück hatte, zum Professor in Göttingen ernannt zu werden, habe ich die Theorie und Geschichte der schönen Wissenschafften nach dem Plane dieses Grundrisses vorgetragen, wenn ich einige kleine Zusätze ausnehme, die ich bey der Verfertigung dieses Lehrbuchs hinzugefügt habe. Die Arbeit eines **Eschenburg**, **Engel**, **Eberhard**, und anderer haben mich auf mannichfaltige Arten unterrichtet, allein ich habe keine Veranlassung darinn gefunden, von meinem einmal entworfenen Plan merklich abzugehen.

Das gegenwärtige Handbuch enthält meistens Resultate von Meditationen, die ich vor zehn und mehrern Jahren vorgenommen, und Urtheile über Werke, die ich vor eben so langer Zeit gefällt habe. Vielleicht würde ich manches noch vollständiger, oder etwas anders, als jetzo vorgetragen haben, wenn ich alle in diesem Buche berührte Materien von neuem durchgearbeitet, und alle zum Grund ge-

gelegte, oder beurtheilte Schriften von neuem durchgelesen hätte. Allein woher wollte man die Zeit zu immer neuen Umarbeitungen von ehemaligen gleichsam abgeschlossenen Untersuchungen, und zur wiederhohlten Lesung derselbigen Bücher hernehmen, wenn man sich nicht etwa auf eine Wissenschafft einschränkt? Man muß sich also damit begnügen, die Resultate vormaliger Meditationen in der Folge zum Grunde zu legen, alles wichtige zu lesen, was nachher über die untersuchten Gegenstände geschrieben wird, und gelegentlich zu verbessern und zu ergänzen, was man nach Anlaß neuer Werke, und der Gedanken, die dadurch in einem erweckt werden, zu ergänzen und zu verbessern findet.

In meinem Grundriß der schönen Wissenschafften habe ich einige Artikel weggelassen, die andere zu berühren pflegen, und ich habe also z. B. Nichts von der Cantate, dem Dialog, und Brief-Styl ins besondere gesagt. Die Theorie der Cantate scheint mir mehr in die Grundsätze der Tonkunst, als der schönen Wissenschafften zu gehören, und wenn dieses auch nicht wäre, so würde ich doch nichts davon sagen, weil ich in der Musik unerfahren bin, und nicht gerne von Dingen rede, wo ich andern nachsprechen muß. Vom Dialog in's besondere schweige ich deßwegen, weil die wenigen nützlichen Bemerkungen, die man über das Gespräch geben kann, schon unter dem Abschnitt vom Trauerspiel vorkommen. Der Brief-Styl endlich scheint mir gar keine besondere Regeln zu haben, und wenn es nöthig wäre, um der kleinen Verschiedenheiten willen, wodurch er sich von einer jeden guten didaktischen, oder erzählenden Schreib-Art auszeichnet, besondere Regeln zu geben, warum gibt man dergleichen auch nicht für den guten Ton

in den verschiedenen Gesellschafften, für den Vortrag juristischer, theologischer, philosophischer, und unter diesem wiederum, logischer, oder metaphysischer, oder moralischer Wahrheiten?

In Ansehung der Litteratur der verschiedenen Dichtungs-Arten habe ich mich meistens auf Herrn **Eschenburg** bezogen, dessen Handbuch mir vorzüglich, als Litterar-Geschichte der schönen Wissenschafften schätzbar war. Allein ich habe bey dem Vortrage und Grundrisse der schönen Wissenschafften ganz andere Absichten, als Herr **Eschenburg** hatte. Mein Zweck ist gar nicht, Leser und Zuhörer mit allen Werken aller aufgeklärten Völker in jedem Fache bekannt zu machen, sondern nur die grösten Muster alter, und neuer Zeiten zu beurtheilen, um auf ihre Vorzüge aufmerksam zu machen, und vor ihren Fehlern zu warnen. Fast in jedem der verschiedenen Abschnitte von den Dichtungs-Arten habe ich ein oder mehrere treffliche oder berühmte Werke ausführlich selbst in dem Grundrisse beurtheilt, nicht bloß um andern, die mich nicht hören, Proben von meinen Beurtheilungen zu geben, sondern auch deßwegen, weil ich mich nie habe überwinden können, in meinem mündlichen Vortrage Stellen aus Dichtern vorzulesen, oder Gedichte Stückweise durchzugehen, um einzelne Verse und Worte zu prüfen. In meinen Vorlesungen bestimme ich den Werth und Unwerth von Schriftstellern, und ihre eigenthümlichen Tugenden und Fehler so genau, als es mir möglich ist, allein ich lasse mich nicht in die Untersuchung einzelner Stellen ein, weil dieses den Gang der Rede, woran ich einmal gewöhnt bin, zu sehr unterbrechen würde.

Zum Nachlesen empfehle ich vorzüglich Homens Grundsätze der Kritik, **Ramlers** übersetzten **Batteux**, und **Beattie's** Versuch über die Dichtkunst, so wie seine kleinern kritischen und moralischen Versuche. **Campbells** Philosophie der Rhetorik ist für die Bildung einer guten Schreibart viel lehrreicher, als **Blair's** Vorlesungen, die mich nicht befriedigt haben, und meistens nur bekannte Dinge enthalten.

* *
*

Diese Vorrede war, wie das Handbuch selbst schon geschrieben, als die heftigen Anfälle in der Litteratur-Zeitung, und andern periodischen Schriften wegen der Beleidigung der Majestät der Kantischen Philosophie auf mich geschahen. Es ist hier der Ort nicht, mich gegen diese Angriffe zu vertheidigen, allein ich kann nicht umhin, meinen Gegnern hiemit zu melden, daß ich mich zu seiner Zeit, besonders gegen den Recensenten in der Litteratur-Zeitung vertheidigen werde.

Inhalt.

Erstes Capitel. Begriff der Aesthetik: Unterschiede der schönen Künste und Wissenschafften.

Zweytes Capitel. Ueber die Natur der Schönheit.

Drittes Capitel. Ueber das Imaginativ-Schöne, oder über die schönen Werke der Einbildungs-Kraft.

Viertes Capitel. Vom Verständlich-Schönen.

Fünftes Capitel. Von den verschiedenen Arten des Sittlich-Schönen, und Sittlich-Häßlichen.

Sechstes Capitel. Von Schicklichkeit, und Unschicklichkeit, von Ehrbarkeit und Anstand, von Wohlstand, Uebelstand, und Costume, und den hierauf sich beziehenden Regeln der Kritik.

Siebentes Capitel. Ueber den Geschmack.

Achtes Capitel. Vom Pathos, oder dem Ausdruck von Leidenschafften in Sprache, Ton, und Rythmus: auch etwas von Selbst-Gesprächen.

Neuntes Capitel. Ueber Grazie oder Liebreitz, und edle Einfalt, über das Naive, und die Wirkungen des Contrastes und der Vergleichung.

Zehntes Capitel. Von Interesse: Handlung oder Action: und Illusion oder Täuschung.

Elftes Capitel. Ueber Nachahmung, schöne Natur und Ideale.

Zwölftes Capitel. Vom Ursprunge, und Wesen der Poesie, von dichterischer Sprache, von Metrum oder Vers-Arten, und den verschiedenen Gründen der Eintheilung der Dichtungs-Arten.

Dreyzehntes Capitel. Von der Epopoe, oder dem ernsthaften Helden-Gedicht. Unter diesem Abschnitt werden Lucan's Pharsalia, und Milton's verlornes Paradies beurtheilt.

Vier-

Vierzehntes Capitel. Von dem komischen Helden-Gedicht. Der Lutrin von Boileau wird beurtheilt.

Funfzehntes Capitel. Vom Trauerspiel. Geprüft werden der Oedipus vom Sophokles, die Medea vom Euripides, und Corneillens Polyeuct.

Sechszehntes Capitel. Vom Lustspiel. Beurtheilung der Wolken des Aristophanes, der Andria von Terenz, und des Tartüff von Moliere.

Siebenzehntes Capitel. Von der grossen und kleinen Oper.

Achtzehntes Capitel. Von den lyrischen Dichtungs-Arten: besonders von der hohen, und mittlern Ode, und dem Liede: von der Elegie, Heroide, und Romanze.

Neunzehntes Capitel. Von der Aesopischen Fabel, und der Erzählung. Gay's Fabeln werden geprüft.

Zwanzigstes Capitel. Vom Schäfer-Gedicht. Bion's Idylle auf den Tod des Adonis, und Fontenellens Eklogen werden beurtheilt.

Ein und zwanzigstes Capitel. Vom Lehr-Gedicht, und der Satyre. Ogilvie's Gedicht über die Vorsehung wird beurtheilt.

Zwey und zwanzigstes Capitel. Vom Epigramm.

Drey und zwanzigstes Capitel. Kurze Geschichte der Griechischen und Römischen Beredsamkeit.

Vier und zwanzigstes Capitel. Eintheilung der Schreib-Art: nothwendige und verschönernde Tugenden derselben.

Fünf und zwanzigstes Capitel. Von der historischen Schreib-Art, und den verschiedenen Arten historischer Werke.

Anhang über Romane.

Erstes Capitel.

Begriff der Aesthetik: Unterschiede der schönen Künste und Wissenschafften.

Ueber dieses Capitel sehe man,

Lessings Laocoon, S. 153. u. f.

Moses Mendelssohns vermischte Schriften 2. Theil S. 119.

Marmontel Poëtique Françoise, Ch. I.

Sulzers allgemeine Theorie: unter dem Artikel schöne Künste: und eines Ungenannten Briefe über die Teutsche Kritik, im ersten Bande des Schweizerischen Museums S. 246. u. f.

---

§. 1.

Ungeachtet das Wort, Aesthetik, erst in der neuern Zeit erfunden ist a), so ist doch der Inhalt der Wissenschafft, die dadurch bezeichnet wird, nichts weniger, als neu. Da

 die

die Gränzen dieser Wissenschafft noch vor Kurzem unbestimmt waren, so blieb es einem jeden frey, sie nach Willkühr zu erweitern. Ich verstehe unter Aesthetik, eine Theorie der schönen Wissenschafften, nämlich der Dicht-Kunst, und der Wohlredenheit, mit einer kurzen kritischen Geschichte dieser Wissenschafften verbunden. Nach dieser Erklärung hat die Aesthetik zween Haupttheile, einen allgemeinern oder theoretischen, und einen besondern, oder praktischen Theil, in welchem die vornehmsten Regeln einer jeden Dichtungs-Art, und einer jeden Haupt-Gattung des Styls mitgetheilt, und durch die Beurtheilung der wichtigsten Werke bestätigt werden.

a) Es ist bekannt, daß der Teutsche Philosoph Baumgarten zuerst den Namen Aesthetik gebraucht, und auch eine lateinische Aesthetik geschrieben hat.

§. 2.

Die schönen Künste, und die schönen Wissenschafften haben allerdings manches mit einander gemein, sie unterscheiden sich aber auch wiederum durch mehrere Merkmale: am meisten durch die Zeichen, deren sich die einen, und die andern bedienen. Aus dieser Verschiedenheit von Zeichen entstehen fast alle übrige Verschiedenheiten der schönen Künste

und

und Wissenschafften. Man findet bald, daß die leztern ein viel grösseres Feld, als die erstern haben, und daß die schönen Wissenschafften nur auf einander folgende, und die zeichnenden und bildenden schönen Künste nur coexistirende Gegenstände ausdrücken können. Die Werke der schönen Künste und Wissenschafften unterscheiden sich auch durch grosse Abweichungen ihrer Preise, durch höhere oder niedere Grade von Dauer, oder Vergänglichkeit, und durch die verschiedene Leichtigkeit oder Schwierigkeit, vervielfältigt, und von vielen oder wenigen genossen oder gebraucht zu werden.

Zweytes Capitel.
Ueber die Natur der Schönheit.

Ueber diesen Artikel sehe man,

Pouilly Theorie des sentiments agreables.

F. Hutchesons Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit und Tugend. Frankfurt und Leipzig. 1762. 2ter Abschnitt, S. 19. u. f.

A. Gerard, Essai sur le gout. à Paris. 1766. Sect. III.

Homens Grundsätze der Kritik, 3. Capitel.

Philosophical Enquiry into the origin of our Ideas of the sublime and Beautiful. London 1767. fünfte Ausgabe.

W. Hogarths Zergliederung der Schönheit. London 1754.

Sulzers Untersuchung über den Ursprung angenehmer und unangenehmer Empfindungen, in seinen vermischten Schriften. S. 1 - 98.

Hagedorns Betrachtungen über die Mahlerey. 1762. 1. Theil S. 1 - 20.

Winkelmanns Geschichte der Kunst. 1764. 1. Th. S. 141. u. f.

Mendelssohns Briefe über die Empfindungen. Im ersten Bande seiner philosophischen Schriften, und seine Rhapsodie oder Zusätze im Anfange des zweyten Theils.

R. Mengs Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Mahlerey. Dritte Auflage. Zürch 1771. S. 1 - 28.

§. 1.

§. 1.

Es wäre eine sehr undankbare Arbeit, wenn man alle Erklärungen der Schönheit, die man in alter und neuer Zeit gegeben hat, aufzählen und prüfen wollte. In der neuern Zeit fanden Pouilly und andere vielen Beyfall, indem sie alles dasjenige schön nannten, was unsere Sinne und Kräfte auf eine angemessene, und gemässigte Art beschäfftige. In England setzte man die Schönheit in eine gewisse Mischung der Mannichfaltigkeit, und Einförmigkeit, doch konnte man sich nicht darüber vereinigen, ob die eine, oder die andere am meisten zur Schönheit beytrage. In Teutschland suchte man früh das Wesen der Schönheit in einer Zusammenstimmung des Mannichfaltigen zu einer gewissen Einheit a), und diese Erklärung ist unstreitig unter allen diejenige, die sich der Wahrheit am meisten nähert. Nichts desto weniger ist auch sie nicht über alle Einwürfe erhaben.

a) Hagedorn S. 10. 11.

§. 2.

Unter den äussern Sinnen sind nur zween, nämlich das Gesicht, und Gehör, wodurch wir schöne und häßliche Gegenstände empfinden. Die drey übrigen Sinne nehmen nach

dem richtigen Sprachgebrauch aufgeklärter und unverdorbener Völker angenehme und unangenehme, aber keine schöne oder häßliche Objecte wahr a). Da die schönen Werke der Musik in der Theorie dieser Kunst untersucht werden, so schränke ich mich allein auf die Schönheiten sichtbarer Cörper ein, deren Verschiedenheiten man sich meiner Meynung nach am besten unter nachfolgendem Schema denken kann. Alle schöne Cörper nämlich sind entweder belebt oder leblos, und die letztern entweder **Werke der Natur**, oder der **Kunst**. Alle diese Cörper gefallen uns entweder wegen der Farben, womit sie überzogen, oder wegen der Linien, womit sie begränzt, oder wegen der Formen, in welche sie gleichsam gekleidet sind, oder auch wegen gewisser Lagen, Stellungen und Bewegungen, oder endlich wegen gewisser Arten, wie sie entweder beysammen sind, oder auf einander folgen.

a) in Plato's Zeitalter unterschied man ἡδεα und καλα, in Hippia Maj. p. 352. Edit. Graec. Basil. zu Plutarchs Zeiten hatte man οψα καλα και μυρα. VIII. 815. Edit. Reiskii Symp. VII. 5.

§. 3.

Es ist vergebens die Ursachen aufzusuchen, warum Farben, besonders einfache Farben,

uns

uns gefallen. Ihre Schönheit, oder der Grad, in welchem Farben gefallen, hängt vorzüglich von der Stärke, oder Schwäche des Aug-Nerven ab. Es ist nicht schwer zu errathen, warum der Vorschlag von Farben-Clavieren keinen Beyfall gefunden hat a).

a) Ueber diese Instrumente sehe man Miscellanea Berolinens. VII. 345. Mendelssohn I. S. 160. 161. Ueber die verschiedenen Ursachen, warum Farben uns wohlgefallen können, Beattie Diss. mor. and crit. p. 110. u. f.

§. 4.

Einer der grösten Künstler der neuern Zeit glaubte, daß gewisse Linien eine eben so ursprüngliche Schönheit, als Farben hätten, und er nannte daher die Wellen-Linie a) die Linie der Schönheit, und die Schlangen-Linie die Linie des Reizes, allein es ist sehr zweyfelhaft, ob gewisse Linien für sich, abgesondert von allen den Neben-Vorstellungen, die mit ihnen verbunden sind, uns gefallen würden. Wenn alle Menschen auch den geschwungenen Linien einen Vorzug vor den geraden gäben, so liesse sich dieses erklären, ohne daß man den Linien eine eigenthümliche, und so zu sagen, selbständige Schönheit zuzuschreiben nöthig hätte.

a) Ueber die Wellen-Linie sehe man die erste Kupfer-Tafel zu Hogarths Zergliederung der Schönheit 49. 50. n. 4. und über die Schlangen-Linie, Tab. II. F. 57. 58. Man vergleiche Hagedorn, S. 548. 797. u. f.

§. 5.

Schönheit der Form besteht nicht in allen Cörpern in demselbigen, oder einem ähnlichen Verhältniß der Theile gegeneinander a); vielmehr muß die Schönheit der Form einer jeden Cörper-Art nach der eigenthümlichen Bestimmung derselben geschätzt werden. Nicht aber bloß eine gänzliche Verschiedenheit der Bestimmung ungleichartiger Cörper, sondern auch Verschiedenheiten des Geschlechts, des Alters, und der Beschäfftigungen gleichartiger Wesen ziehen grosse Verschiedenheiten in der Schönheit der Bildung nach sich b). Die Schönheit der Form bekannter Cörper unterscheidet sich dadurch von der Schönheit von Farben, daß sie sich nicht nur empfinden, sondern auch beweisen läßt, und daß also mit richtigerer und vollständigerer Kenntniß das Vergnügen steigt, welches sie gewährt. Alle häßliche Völker halten erweisliche Gebrechen und Mißgestalten für Schönheiten. Dies geschieht unter den schönen Völkern entweder gar nicht oder äusserst selten, allein auch diese haben Conventions-

Schön-

Schönheiten, und so genannte liebenswürdige Fehler. Nicht bloß die Formen, sondern auch die Lagen, Stellungen und Bewegungen von Cörpern können schön seyn; und solche schöne Attitüden muß man nicht mit ausdrucksvollen verwechseln.

a) Plato in Hipp. maj. p. 348. 351. Enquiry etc. III. 2.

b) Xenophont. Memor. Socr. III. c. 8. Symp. c. 5. Arriani Dissert. III. 1. Berkeley's Alciphron III. p. 184. et sq. Beattie l. c. p. 119.

§. 6.

Alle aufgeklärte Völker unterschieden, und unterscheiden noch jetzo Cörper von schönen, und von grossen oder erhabenen Formen; und es entsteht also die Frage, was zu einer schönen Bildung hinzukommen müsse, damit sie groß oder erhaben werde, und ob Schönheit und Erhabenheit der Form unzertrennlich, oder stets mit einander verbunden seyen? Um diese Fragen zu beantworten, muß man lebende und thierische Cörper, und Werke der Kunst von den leblosen Werken der Natur unterscheiden. In menschlichen und thierischen Cörpern, besonders in männlichen sind Schönheit und Erhabenheit der Form nicht allein nicht widersprechend a), sondern die gröste Erhabenheit der Form macht die gröste Schönheit

aus; und so bald grosse Cörper aufhören schön zu seyn, so hören sie auch auf erhaben zu seyn, und werden scheußlich. Selbst in Werken der Kunst ist Erhabenheit von Schönheit unzertrennlich; so bald diese fehlt, so artet das Grosse in das Ungeheure und Abentheuerliche aus. Leblose Werke der Natur aber können erhaben seyn, ohne schön zu seyn; und in diesen kann Grösse, Macht, und Dauerhaftigkeit ohne Gränzen steigen, ohne daß sie dadurch scheußlich und unförmlich würden. Ausser den Formen können auch Lagen, Stellungen, und Bewegungen, überhaupt alles, was Eindrükke oder Neben-Vorstellungen von ungewöhnlicher Kraft und Grösse hervorbringt, erhaben werden. Die Grösse oder Erhabenheit hat eben so viele Stuffen, als die Schönheit, und die Urtheile über das Grosse und Erhabene sind eben so sehr, als die über Schönheit verschieden.

a) Der Verfasser der Enquiry etc. der so viel ich weiß, der berühmte Redner Burke ist, denkt über Schönheit und Erhabenheit ganz anders. Seiner Meynung nach sind Schönheit und Erhabenheit nicht nur verschieden, sondern so gar einander entgegengesetzt. Schönheit eignet er nur kleinen, zarten, und mit sanften Farben überzogenen Cörpern von weichen Umrissen zu. Das Erhabene hingegen erzeuge Schrecken, und strenge die Organen des Beobachters an, die durch die Wahrneh-

mung

mung der Schönheit erschlafft würden. — Ueber diesen Paragraphen kann man Kants Schrift über das Schöne und Erhabene, Mendelssohn, Home, und Sulzer an den angeführten Stellen, und letztern noch im Wörterbuch im Artikel, erhaben, Beattie in seinen Diss. crit. and moral S. 610. u. f. und dann endlich Longin und seine Commentatoren nachlesen.

§. 7.

Cörper, die weder durch schöne Farben, noch durch schöne und erhabene Formen gefallen, können durch eine gewisse Art, wie sie neben einander sind, oder auf einander folgen, d. h. durch Ordnung schön werden. So wenig die Schönheit der Form in allen Cörpern in demselbigen, oder ähnlichen Verhältniß, und Zusammenfügung von Theilen besteht, eben so wenig erwächst Ordnung allenthalben aus einer gleichen, oder ähnlichen Stellung und Folge von Dingen. Wenn auch in der Anordnung von gewissen Gegenständen mehrere gefällige Stellungen und Successionen möglich sind; so kann doch nur eine die schönste oder vollkommenste seyn. Eine gewisse Unordnung kann aus mehrern Ursachen liebenswürdig werden, so wie eine gewisse Ordnung, die man Zwang nennt, widerlich ist. Wir sind billig genug gegen die Natur, um nicht

nicht gleich über Unordnung zu klagen, wo wir keine Ordnung wahrnehmen. Das Wohlgefallen an Ordnung, so wie an Schönheit der Form, setzt Kenntniß von Absichten, und Mitteln voraus, und nimmt mit dieser zu. Burke bemerkt sehr richtig, daß Ordnung in uns auch die Empfindungen des Erhabenen hervorbringen könne a).

a) Enquiry IV. XI-XIII.

§. 8.

Gefallen uns schöne Formen und Bildungen unmittelbar, wie Farben, oder muß man den Grund, warum sie uns Vergnügen verschaffen, noch weiter suchen? Am wahrscheinlichsten ist es, daß das Wohlgefallen an schönen Bildungen und Ordnungen, abgesondert von sinnlichen und eigennützigen Begierden, so wie das Mißfallen an Häßlichkeit und Unordnung, Zweige oder Aeusserungen der Sympathie, oder unsers sympathetischen Mitgefühls seyen. Auch bey dieser Voraussetzung kann man es sehr gut erklären, warum Häßlichkeit etwas zurückstossendes, und nicht unheilbare Leiden etwas anziehendes haben.

§. 9.

Die meisten Schriftsteller a), die ausführliche Untersuchungen über das Schöne ange-

gestellt haben, sehen Neuheit, als einen wesentlichen Bestandtheil der Schönheit an, oder behaupten so gar, daß Neuheit allein sonst reizlose Gegenstände schön machen könne. Diesen Aussprüchen stehen, scheint es, andere Erfahrungen entgegen, nach welchen die Menschen hartnäckig an dem Gewöhnten hängen, und alles Neue verabscheuen. Diese widersprechend scheinenden Behauptungen oder Wahrnehmungen lassen sich sehr gut mit einander vereinigen, doch, glaube ich, kann man nicht sagen, daß Neuheit allein Gegenstände schön mache.

a) Man sehe unter andern Gerard sur le gout sect. I.

Drittes Capitel.

Ueber das Imaginativ-Schöne, oder über die schönen Werke der Einbildungs-Kraft.

§. 1.

Damit wir nicht bloß das Gegenwärtige, nicht bloß die wirkliche Natur geniessen möchten; schenkte uns die gütige Vorsehung die Phantasie oder Einbildungs-Kraft. Die Phantasie schildert nicht nur wirkliche Gegen-

stände nach der Natur, sondern sie verschönert auch schöne, und selbst gleichgültige, und häßliche Gegenstände, verwandelt wirkliche, schafft solche, die nie waren, endlich bringt sie wirkliche und unwirkliche Dinge in ganz andere Reihen und Verbindungen, als worin sich jemals in der wirklichen Welt fanden. Kein Wunder also, wenn ihre schönen Werke nach der Verschiedenheit der Zeichen, deren sie sich bedient, von grosser Mannichfaltigkeit sind!

§. 2.

Die Schilderungen und Erdichtungen der Einbildungs-Kraft in den Werken der schönen Wissenschafften sind nicht nur schön, sondern auch erhaben, wie es die Werke der Natur, und der Kunst sind a). Den erhabenen Werken der Einbildungs-Kraft steht das Phantastische entgegen, das man nur zu oft in den erhabensten Schriftstellern antrifft b).

a) Beyspiele erhabener Schilderungen und Fictionen führen Gerard II. p. 33. und Moses Mendelssohn 2 Th. S. 174. an. Andere Beyspiele findet man in Klopstocks Messiade I Ges. S. 9. Wo Gott der Vater zum Messias sagt: Ich breite mein Haupt durch die Himmel, und meinen Arm durch die Unendlichkeit aus. — Nicht weniger vortrefflich ist der Ausdruck der Wirkungen, welche die Rede Gottes auf die gefallenen Engel hervorbrachte:

Aber

Aber sinnlos — — —
entstürzten im Abgrund
ihren Thronen die Geister der Hölle. Da
jeder dahinsank
stürzt auf jeden ein Fels, brach unter jedem
die Tiefe
ungestüm ein, und donnernd erklang die unterste Hölle.

Man lese ferner das Gemälde der ganzen auf die Stimme des Herrn horchenden Natur, Ges. I. S. 17. (Halle 1760.) der Auferstehung VI. Ges. S. 22. bes. Ges. V. S. 167.

Itzt stand er, (Gott)
hoch auf Tabor, und hielt den tief erzitternden Erdkreis,
daß der Staub nicht vor ihm in's Unermeßliche stäubte. —

Diesen Schilderungen will ich nur noch zwo andere von dem Untergange der Welt aus dem Lucan beyfügen.

— Sic cum compage soluta
secula tot mundi suprema coegerit hora,
antiquum iterum repetens chaos, omnia mixtis
sidera sideribus concurrent: ignea pontum
astra petent: tellus extendere littora nolet,
excutietque fretum: fratri contraria Phoebe
ibit, et obliquum bigas agitare per orbem
indignata, diem poscet sibi: totaque discors
machina divulsi turbabit foedera mundi.

Pharſ. I. 72. et sq. und VII. 812. et sq.

Hos, Caesar, populos si nunc non usserit ignis,
uret cum terris, uret cum gurgite ponti.

Com-

Communis mundo superest rogus, ossibus astra
mixturus. — —

b) phantastisch ist die übertriebene Schilderung von dem Blut-Bade des Sylla beym Lucan Pharſ. II. 211. et sq. Phantastisch ist das Bild in Shakespears Romeo und Julie II. Act. 2te Scene, nach welchem zween der schönsten Sterne des Himmels die Augen der Julie einladen, an ihrer Stelle so lange zu glänzen, bis sie von ihren Geschäfften zurückkehren. Nach den Proben, die Beattie in seinen philosophischen Versuchen aus Cowley's Davideide anführt, muß dies Gedicht reich an ungeheuren oder phantastischen Bildern und Gemälden seyn. Cowley mahlt unter andern den Goliath so dick und groß, als den Hügel, von welchem er herabkömmt. Er erzählt, daß, da Goliath in's Thal herabkam, er es auszufüllen schien, und über die benachbarten Berge wegsah: ja er sagt so gar, daß die Sonne zurückgefahren sey, als sie den Glanz seiner Waffen gesehen habe. Beattie S. 371. I Th. l. c.

Vier-

Viertes Capitel.

Vom Verständlich-Schönen.

§. 1.

Nach den äussern Sinnen, und der Einbildungs-Kraft ist der menschliche Verstand nicht nur der Wahrnehmer, sondern auch der Schöpfer eigenthümlicher Schönheiten. Nicht alle Gedanken aber, die dem Verstande irgend eines Menschen gefallen, sind schön; denn alsdann würden die wildesten Einfälle, und ausschweifendsten Thorheiten auf die Ehre von verständlichen Schönheiten Anspruch machen können. Schön sind nur solche Gedanken, die Menschen von gebildetem, und unverdorbenem Verstande mit geistigem Wohlgefallen denken, und nicht bloß deßwegen mit Wohlgefallen denken, weil sie gewissen Lieblings-Kenntnissen oder Beschäfftigungen nahe verwandt sind. Weder Neuheit, noch Wahrheit, oder Wichtigkeit oder Schwierigkeit allein machen Gedanken schön; und es scheint, als wenn sie entweder scharfsinnig a), oder erhaben b), oder witzig und launigt seyn müsten, wenn sie den Namen von schönen verdienen sollen. Den scharfsinnigen Ge-

danken stehen abgeschmackte c), und den erhabenen schwülstige, oder Phoebus und Galimathias entgegen d).

a) Ueber scharfsinnige Gedanken sehe man meinen Grundriß der Seelenlehre S. 89. 90. Fast jede aufgeklärte Nation hat einen oder mehrere Schriftsteller, die vor allen andern vorzüglich reich an scharfsinnigen Gedanken sind. Einen scharfsinnigen Gedanken enthält folgende Stelle von Fontenelle, wo er von Boeotien sagt, das dumme Einwohner, viele Höhlen, und viele Orakel hatte: c'estoit un bon pays pour les oracles; des sots et des cavernes. Nicht weniger scharfsinnig sind folgende Urtheile des Tacitus: Hist. I. 49. Galba — magis extra vitia, quam cum virtutibus. — major privato visus, dum privatus fuit, et omnium consensu capax imperii, nisi imperasset. und I. 52. vom Vitellius, den man nur mit der äussersten Mühe dahin brachte, den Kaiserthron einzunehmen: Quatiebatur his segne ingenium, ut concupisceret magis, quam ut speraret. Wiederum III. 70. Vom Vitellius kurz vor seiner Hinrichtung: Ipse neque jubendi, neque vetandi potens, non jam imperator, sed belli causa erat. Endlich Annal. XIII. 42. Variis deinde casibus jactatus, et multorum odia meritus reus, haud tamen sine invidia damnatur. Is fuit P. Suilius, imperitante Claudio terribilis ac venalis, et mutatione temporum non quantum inimici cuperent, demissus: *quique se nocentem videri, quam supplicem mallet.* Man sehe auch noch Mösers Sendschreiben an den Vicar in Savoyen, S. 21. 26.

b)

b) Meſſiade 6ter Geſ. S. 4. wo Eloa zum Gabriel ſagt:

Sahſt du ihn leiden? Ich bebe noch!
Und — was wird er noch leiden! An jedem Augenblick
hangen Ewigkeiten —

und VII. Geſ. S. 45. —

O drüben,
Portia, drüben über den Urnen, wie ſehr iſt es anders,
als wir dachten! Dein ſchreckendes Rom iſt ein höherer Haufen
voll Ameiſen; und eine mitleidige redliche Thräne
einer Welt gleich! Verdien du ſie weinen zu lernen.

Man ſehe noch Cicer. Tuſc. Quaeſt. V. 2. Seneca de otio ſapientis c. 31. Pharſalia Lucan. II. 85. 98. 301. V. 531. 670. 71. VII. 634. Aus den letztern Stellen will ich nur einige Verſe abſchreiben. — Als Cäſar in der Nacht an eine kleine Fiſcher-Hütte ſchlug, um den armen Bewohner zu bitten, ihn nach Italien zum Antonius und den zögernden Legionen hinüberzufahren, ruft Lucan V. 531. aus:

O vitae tuta facultas
pauperis, anguſtique lares! o munera nondum
intellecta deum! quibus hoc contingere templis
aut potuit muris, *nullo trepidare tumultu*,
Caeſarea pulſante manu?

und von der Pharſaliſchen Schlacht VII. 634. u. f.

Per populos hic Roma perit —
plus est, quam vita salusque
quod perit: in totum mundi prosternimur
aevum.
Vincimur his gladiis omnis, quae serviat,
aetas.

c) Beyspiele abgeschmackter Gedanken findet man in Homens Grundsätzen der Kritik II. Th. S. 123 = 32.

d) Beyspiele schwülstiger Gedanken stehen bey Homen II. S. 328. So wie die Römer das Erhabene sublime, grande et altum nannten, so nannten sie das Schwülstige tumidum, improbum, immodicum et enorme. Plinii Epist. X. 26. Beyspiele von schwülstigen Gedanken kann man in nicht geringer Menge aus dem Lucan sammlen. Die ganze Anrede an den Nero im Anfange des ersten Buchs enthält die eckelhaftesten Schmeicheleyen, so wie die ungeheuresten Uebertreibungen.

Aetheris immensi (sagt er unter andern vom Nero, wenn er gen Himmel emporgestiegen seyn würde) partem si presseris unam,

Sentiet axis onus. etc. I. 56. Man sehe noch II. 92. 93. V. 579. Das victrix caussa diis placuit; Sed victa Catoni, I. 128. gehört zu den Gedanken, die einigen sehr erhaben, andern übertrieben scheinen.

§. 2.

Ueber witzige Gedanken, oder das Komische will ich nur einige Haupt-Bemerkungen

gen aus dem Grundrisse der Seelen-Lehre herüber nehmen. Das Komische ist entweder eine glückliche Schilderung oder Erdichtung lächerlicher Gegenstände, oder besteht auch in dem, was man mit dem Namen der Laune bezeichnet hat. Nicht alle Völker schätzen den Werth witziger Gedanken auf einerley Art; doch stimmen die aufgeklärten Nationen Europens ziemlich in ihren Begriffen von ächtem und unächtem Witze zusammen. Der ächte **Witz** wird bald fein, und bald anständig genannt, welchem man auf der einen Seite den **groben**, **plumpen**, **grausamen**, oder **menschenfeindlichen**, und auf der andern den **unanständigen** oder **schmutzigen** Witz entgegensetzt. Der Witz ist feiner, und anständiger unter aufgeklärten, als unter rohen Völkern, und bey einem gleichen Grade der Aufklärung feiner und anständiger in monarchischen, als in demokratischen oder diesen sich nähernden Verfassungen. In Despotien hat nur der Pöbel das Recht, muthwillig und ausgelassen zu seyn. Die Vereinigung des feinen und anständigen Witzes macht vorzüglich das **Hohe**, oder **Edle Komische** aus, welchem das **Niedrig-Komische** entgegensteht. Das letztere wird bald **grotesk**, und bald **burlesk** genannt a).

 a)

a) Meinen Grundriß der Seelen-Lehre S. 98. 99.

Fünftes Capitel.

Von den verschiedenen Arten des Sittlich-Schönen und Sittlich-Häßlichen.

Die vornehmsten Schriftsteller über diese Materie sind:

Smith in der Theorie der sittlichen Empfindungen, und

Feder in den Untersuchungen über den menschlichen Willen.

Man sehe auch noch Beattie's Versuche I. S. 275. bes. 278. 282. der teutschen Uebersetzung, und

Campbell's Philosophy of Rhetoric.

§. 1.

Nicht bloß Cörper, oder Bilder, und Dichtungen der Phantasie, oder Aeusserungen und Werke des Verstandes, sondern auch Gesinnungen, Handlungen, Charaktere, und deren Darstellungen scheinen uns schön oder häßlich, und bringen in uns Vergnügen oder Schmerz hervor. Die Quelle dieser letztern angenehmen und unangenehmen Empfindungen ist die Sympathie, von welcher sich sehr deut-

deutliche Spuren selbst in den grössern Thieren finden. Die Haupt-Zweige der Sympathie sind Mitleid und Mitfreude, und aus diesem Mitgefühl mit den Freuden und Leiden anderer entstehen alle diejenigen Empfindungen und Triebe, die man in der neuern Zeit mit dem Namen des sittlichen Gefühls belegt hat. Ungeachtet verschiedene Menschen aus mehrern Ursachen nicht auf dieselbige Art von demselbigen Glück, oder Unglück anderer gerührt werden, so kann man doch zuversichtlich behaupten, daß alle vollständige, ausgebildete, und unverdorbene Menschen Sympathie haben, oder sympathetischer Gefühle und Rührungen fähig sind.

§. 2.

Selbst unverdientes Unglück bringt in uns nicht immer Mitleid hervor a). Wenn aber die Leiden anderer in uns wahres Mitleiden erzeugen, so steigt dieses nicht bloß mit der Grösse der unverdienten Leiden, sondern es kann auch noch durch viele andere Umstände oder Ursachen erhöht werden: durch die ungewöhnlichen Vollkommenheiten, und Verdienste der leidenden Personen b), durch ihre ausserordentliche Geduld, Standhaftigkeit, und Seelen-Grösse mitten in den unerträglichsten Martern c), oder durch das vorhergehende

Glück, oder die Zartheit und Schwäche des Alters, oder des Geschlechts der Leidenden, oder durch die Bosheit der Urheber des Unglücks d), oder endlich durch die ehemalige oder gegenwärtige Lage der Sympathisirenden.

a) Seneca de Ira III. 17. sagt von Jemanden: factus poena sua monstrum, misericordiam abstulit; Campbell I. 328.

b) Man lese den Eindruck, welchen die Gefangenschafft des Philopoemen auf seine Feinde, die Messenier, machte, beym Plutarch II. 658. Edit. Reiskii, und den Eindruck der Nachricht vom Tode Alexanders auf alle überwundene Völker Just. XIII. 1. Wenn leidende Personen auch nicht ganz unschuldig sind, ihre Leiden aber die Vergehungen sehr weit übersteigen, so ist das Mitleiden fast eben so groß, als wenn sie unschuldig wären.

c) Man denke hier nur an die erstaunlichen Wirkungen, welche der sterbende Cato in Utica, und der Kaiser Otho in seinem Heere, hervorbrachte; andere erlauchte Beyspiele zu geschweigen. Man kann gewiß nicht bey dem unverdienten, und mit der grösten Standhaftigkeit ertragenen Unglück oder Tode eines jeden grossen Mannes ausrufen, wie Cicero bey dem Tode des Epaminondas ausruft: quem non cum miseratione quadam delectat! ad Luccej. Epist. V. 12.

d) Man weiß, wie Alexander sich bey dem Tode des Darius XI. 15. Just. und Cäsar bey dem Anblick des Hauptes des Pompejus betrug.

trug. Man lese ferner den Eindruck, welchen das Herschleppen des Perseus, und besonders seiner Kinder vor dem Wagen des Triumphators selbst in den Seelen der Römer hervorbrachte. Plutarch. II. p. 312. Man gebe endlich Acht, was man bey den rührenden Erzählungen der Hinrichtung der Kinder des Kleomenes u. s. w. oder der unerhörten Grausamkeit der Boucaniers empfinden wird. Plutarch. IV. 605-7. History of the Boucan. I. p. 156.

§. 3.

Mitleiden wird auf der andern Seite durch mancherley Umstände vermindert, oder gar aufgehoben, und in ganz entgegengesetzte Empfindungen verwandelt: nämlich so wohl durch die Lagen und Stimmungen der theilnehmenden a), als besonders durch das Betragen der leidenden Personen. Dies letztere kann so beschaffen seyn, daß das Unglück anderer Verachtung, Unwillen, und selbst eine gerechte Freude hervorbringt b).

a) Man lese, was Isokrates über die Gesinnungen der Griechischen Insulaner bey den Mißhandlungen und Unterdrückungen der Spartaner, II. 179. Edit. Beattie: Cicero von dem Betragen der Begleiter des Pompejus, als dieser seinem Tode entgegenschiffte, Tusc. Quaest. III. 6. und Montagne von Mönchen und Tyrannen sagt. VI. 9. La mediocrité, et le melange de la bonne

 et

et de la mauvaise fortune (setzt dieser grosse Menschenkenner hinzu,) donne de la douceur et de la pitié.

b) Man gebe auf seine Empfindungen Acht bey der Erzählung des Todes der Messalina, Tacit. Annal. XI. 32. des Betragens des Perseus, als er vor dem Triumph-Wagen des Aemilius Paulus hergeführt wurde, Plutarch. 298. 299. des Demetrius Poliorcetes während seiner Gefangenschafft: Plutarch. V. 98. 99. und endlich des Todes des Vitellius: Tac. III. 85. wo Tacitus sagt: deformitas exitus misericordiam abstulit.

§. 4.

Das Glück und die Freuden anderer Menschen bringen in uns eben so wenig, als ihr Unglück, dieselbigen gleichförmigen Empfindungen hervor. Die Eindrücke, die dadurch in uns veranlaßt werden, werden am meisten durch den Werth, oder Unwerth der glücklichen Personen, dann durch die Lage und Stimmung der Zeugen oder Hörer des Glücks, und endlich durch die Art des Glücks oder der Freuden bestimmt. Schon Sokrates bemerkte es, daß aufrichtige Mitfreude viel seltener, als Mitleiden sey a).

a) Xenophont. Memor. Socratis III. 11. πολλοι ὁυτως προς τινας εχουσιν, ὡςε κακως πραττοντας μη δυνασθαι περιοραν, αλλα βοηθειν ατυχουσιν, ευτυχουντων δε λυπεισθαι.

§. 5.

§. 5.

Für Wesen, die gleich den Menschen an dem Glück oder Unglück ihrer Brüder lebhaften Antheil nehmen, können Handlungen, die dies Glück oder Unglück entweder befördern oder hindern, unmöglich gleichgültig seyn. Unsere eigenen guten oder bösen Handlungen, und Gesinnungen erregen in uns sehr zusammengesetzte Empfindungen von sehr verschiedenen Graden, die nicht alle mit besonderen Namen bezeichnet sind. Es ist eben so sehr zu verwundern, daß man das Gewissen für eine blosse Hoffnung künftiger Belohnungen, und eine Furcht künftiger Strafen a), als daß man es für den Richter und Beurtheiler der Güte, und Nicht-Güte von Handlungen gehalten hat b). Smith c) führt mehrere Regungen oder Erscheinungen des Gewissens an, die uns nothwendig zur Verehrung dessen, der die menschliche Natur einrichtete, bewegen müssen. Die Ausübung kluger, und unkluger Handlungen bringt in uns Gefühle hervor, die denen wenn gleich nur in der Ferne ähnlich sind, die auf gute und böse Thaten folgen.

a) Man sehe hierüber Shaftesbury's Characterist. Vol. II. 51. et sq.

b) Beyspiele von irrigem Gewissen findet man unter andern im Plutarch Vol. II. p. 179. und Homens Hist. of Man II. 466.

c)

c) Part. II. Sect. II. Ch. I. p. 221. der französischen Uebersetzung.

§. 6.

Die Handlungen und Gesinnungen andrer Menschen können entweder sie selbst, oder ihre Mit-Brüder glücklich, oder unglücklich machen, und in allen diesen Fällen bringen sie in uns angenehme, oder unangenehme sittliche Empfindungen hervor. Die Schönheit oder Häßlichkeit von Handlungen anderer wird zwar hauptsächlich, aber doch nicht allein, durch die guten oder bösen Gesinnungen der Handelnden bestimmt, und eben daher machen unausgeführte Entschliessungen und Gesinnungen nicht solche Eindrücke, als wirkliche Thaten, die Früchte dieser Gesinnungen sind. Wenn wir die Gegenstände der guten oder bösen Handlungen sind, so entstehen in uns Dankbarkeit und Rache, die beyde gleich natürlich sind a). Je edler Menschen und Nationen sind, desto lebhafter ist ihre Dankbarkeit, und desto gelinder ihre Rache: je thierischer hingegen die ersten werden, desto unempfindlicher sind sie gegen Wohlthaten, und desto empfindlicher gegen Beleidigungen. Oft nehmen wir in uns Regungen der Dankbarkeit, so wie der Rache, gegen Gefühllose oder absichtlos handelnde Gegenstände und Personen

nen wahr. Auch Gesinnungen, Handlungen, und Charaktere können groß oder erhaben werden; allein nicht alles Grosse und Erhabene ist gut b).

a) Smith T. I. P. II. S. III. Home Histor. Law-Tracts p. 4. 5.

b) Beatties Dissert Moral. and Critical p. 613. Neue Bibl. der sch. Wiss. XVI. S. 63. u. f.

Sechstes Capitel.

Von Schicklichkeit und Unschicklichkeit, von Ehrbarkeit und Anstand, von Wohlstand, Uebelstand, und Costume, und den hierauf sich beziehenden Regeln der Kritik.

§. 1.

Unschicklichkeit in Reden und Handlungen von Personen beleidigen in den Werken des Genies nicht weniger, als in der wirklichen Natur. Dieselbigen Reden und Handlungen können in gewissen Personen und Lagen schicklich, und in andern unschicklich seyn a). Das gröste Gesetz der Schicklichkeit, welches Dichter zu beobachten haben, ist die Behauptung von einmal entworfenen, und bestimmten Charakteren. So wie es oft zweyfelhaft ist,

ist, ob Gegenstände oder Gedanken schön oder häßlich, erhaben, oder abentheuerlich, und schwülstig sind, so ist es oft auch ungewiß, ob Handlungen oder Reden von Personen schicklich oder unschicklich sind b).

a) Beyspiele von unschicklichen Reden kann man in den besten Schriftstellern und Dichtern, besonders im Lucan finden. Die Art z. B. wie er den Cäsar über den Pompejus reden läßt, ist wider alle Wahrheit und den ganzen Charakter von Cäsar I. 325. Eben so unschicklich sind die Betheurungen der Treue gegen den Cäsar, die er einen gewissen Lälius öffentlich vor dem ganzen Heere vorbringen läßt.

Perque tuos juro quocunque ex hoste triumphos;
Pectore si fratris gladium, juguloque parentis
condere me jubeas, plenaeque in viscera partu
Conjugis, invita peragam tamen omnia dextra.
Si spoliare deos, ignemque immittere templis,
numina miscebit castrensis flamma monetae.
. . . .
Illa licet, penitus tolli quam jusseris urbem,
Roma sit:

Cäsar wünschte freylich Krieger, die ihm so ergeben waren. Er würde aber gewiß einen jeden, der vor dem ganzen Heere so geredet hätte, als Lucans Lälius, wie einen Wahnsinnigen haben binden lassen. — Unschicklich weit-

weitläuftig ist die Rede, II. 67. et sq. v. und unschicklich boshaft die Rede des Pothinus VIII. 484. et sq. v.

b) Ueber Schicklichkeit oder Unschicklichkeit sehe man Smith P. I. sect. III. Ch. 1. Homens Grundsätze der Kritik, I. 10. Cap. und Hist. of Man I. p. 110. 111. Ueber das ineptum et aptum, Cicer. de Orat. II. 4. III. 55. Orator. c. 21. 22.

§. 2.

Manche unschickliche Handlungen und Reden sind zugleich unehrbar, oder unwohlständig; allein man muß deßwegen doch Schicklichkeit, Ehrbarkeit und Anstand, und Wohlstand oder Decorum unterscheiden. Nicht weniger sorgfältig muß man Sittsamkeit oder Schaamhaftigkeit, (verecundia) von Schaam (pudor) unterscheiden, ungeachtet beyde Begriffe oft mit einander verwechselt werden a). Je schaamloser Völker werden, desto grösser wird die Zahl unanständiger oder zweydeutiger Worte, und desto grösser das Bestreben, in Schriften und guten Gesellschafften keine unanständige Worte zu brauchen. Dichter und andere schöne Schriftsteller können auf mehrere Arten die Sittsamkeit beleidigen, und solche Vergehungen gegen die menschliche Tugend, und Glückseeligkeit sollten stärker, als bisher geschehen ist, geahndet werden.

a)

a) Die verschiedenen Regungen von Schaam werde ich in einer besondern Abhandlung, die eine kurze Geschichte der Begriffe aller Völker von Ehrbarkeit und Schaam enthält, ausführlicher anzeigen.

§. 3.

Bestimmter, als die Begriffe von Schicklichkeit, Sittsamkeit, und Schaam, ist der Begriff von Decorum, oder Wohlstand, dessen Gesetze durch mancherley Ursachen veranlaßt und abgeändert werden. Von einem noch weitläuftigeren Umfange ist das Wort Costume, das aber von Künstlern, und Kennern der schönen Künste mehr, als von Kunstrichtern gebraucht wird. Es ist schwer auszumachen, in wie ferne Dichter und Künstler das Decorum oder Costume entfernter, oder längst verschwundener Völker beobachten sollen, oder nicht? Unstreitig kömmt hiebey das meiste auf die Absichten von Dichtern, und auf das Publicum an, für welches sie arbeiten. Künstler müssen im Ganzen genommen das Costume viel ängstlicher studieren, und nachahmen, als Dichter nöthig haben a).

a) Man sehe Guasco sur les usages des Statues p. 448. Sulzer im Artikel Anständig: Home im ersten Bd. 10. Cap. und Riedel 14. Cap. Theorie der schönen Wissenschafften.

Sie-

Siebentes Capitel.

Ueber den Geschmack.

Gerard sur le gout, nebst den übrigen Accessit-Schriften:

Hume sur la regle du gout, unter seinen philosophischen und politischen Versuchen:

Home, über die Regel des Geschmacks, in seinen Grundsätzen der Kritik:

Sulzer, im Artikel, Geschmack; und

Riedel, §. 21.

§. 1.

Geschmack ist kein von allen bekannten Sinnen verschiedener Sinn, und keine von den bekannten Kräften verschiedene Kraft. Auch muß er nothwendig in verschiedenen Menschen zur selbigen Zeit, und in denselbigen Menschen zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden seyn: weßwegen ein allgemeiner, oder genau übereinstimmender Geschmack vieler Menschen ein Unding ist. Es ist daher gar nicht zu hoffen, daß der Geschmack eines, oder einiger grossen Männer, oder eines aufgeklärten Volks als allgemeine Regel des Geschmacks werde anerkennt werden. Ja es wä-

re bey der nie aufzuhebenden Verschiedenheit von Sinnen, Kräften, Ausbildung und Lage, von Gemüths-Art, Alter, und Geschlecht unter verschiedenen Menschen und Völkern nicht einmal zu wünschen, daß alle einen gleichen Geschmack erhielten a). Bey der unläugbaren, und unvermeidlichen Verschiedenheit des Geschmacks aber gibt es doch einen guten, und einen schlechten oder verdorbenen Geschmack, und sehr viele Grade in dem einen, wie in dem andern. Im Allgemeinen kann die Güte oder Nicht-Güte des Geschmacks am richtigsten nach dem Verhältnisse, und Einflusse desselben auf die menschliche Glückseligkeit beurtheilt werden. Bestimmter aber kann man sagen, daß ein Geschmack um desto besser sey, je richtiger oder ächter, je feiner, und ausgebreiteter oder allgemeiner; und um desto schlechter, je falscher, einseitiger oder eingeschränkter und stumpfer er ist b). Richtigkeit des Geschmacks besteht nicht bloß in der Fertigkeit, Mängel oder Unvollkommenheiten ungewöhnlich schnell und lebhaft zu empfinden; und ausserordentliche Empfänglichkeit gegen alle Arten des Schönen ist nicht immer mit einer gleichen Empfänglichkeit gegen alle Arten des Häßlichen verbunden, und umgekehrt. Der Geschmack wird sowohl in einzelnen Menschen, als in ganzen Völkern

durch

durch mancherley Ursachen verdorben, oder verbessert.

a) Man sehe meine Abhandlung über den Geschmack im ersten Bande meiner philosophischen Schriften.

b) Hume l. c. T. IV. p. 113. 123. redet vortrefflich über die Feinheit des Geschmacks. Sulzers Abhandlung über den Geschmack hingegen ist eine von den vielen, die nicht nur unvollständig, sondern auch so voll von verworrenen und halb wahren Gedanken ist, daß selbst Männer, die diese Materie ganz durchgedacht haben, dadurch von neuem können verwirrt werden.

Achtes Capitel.

Vom Pathos, oder dem Ausdruck der Leidenschafften in Sprache, Ton, und Rythmus: auch etwas von Selbst-Gesprächen.

§. 1.

Alle heftige Bewegungen der Seele, sie mögen mit Begierden und Verabscheuungen begleitet, oder nicht begleitet seyn, und mögen den Namen von Empfindungen, oder Trieben, oder Neigungen, oder Leidenschafften tragen, äussern sich zuerst entweder durch

 ein

ein gänzliches, oder fast gänzliches Stillschweigen, oder Verstummen, oder auch durch eine ihnen eigenthümliche Geschwätzigkeit. Schon Beattie a) bemerkte die Unrichtigkeit des Gemeinplatzes, daß alle Leidenschafften eine einfältige, bilderlose Sprache reden. Dies gilt nur von gewissen Gemüths-Bewegungen; andere hingegen drücken sich in den feurigsten Tropen und Figuren aus.

a) Philosophische Versuche I. S. 362. der Teutschen Uebersetzung, wo auch Beyspiele angeführt werden.

§. 2.

Alle Leidenschafften hauchen sich entweder in sanfte, liebliche, oder brechen auch in rauhe und schneidende Töne und Wörter aus a), wovon freylich die einen so wohl, als die andern durch die Sprache und Sprach-Werkzeuge eines jeden Volks modificirt werden. Endlich ist allen heftigen Bewegungen des Gemüths ein eigenthümlicher, entweder kurzer, und schneller, oder langsamer und feierlicher Gang, oder Rythmus eigen b), den daher auch alle grosse Dichter, vielleicht meistens unabsichtlich nach der Leitung der Natur nachgeahmt, oder getroffen haben. Zu den natürlichsten Aeusserungen heftiger Leidenschafften

ten gehören Selbst-Gespräche, die aber von nachahmenden Dichtern und Schriftstellern, und zwar von den Alten mehr, als von den Neuern zur Unzeit angebracht, oder über alle Wahrscheinlichkeit verlängert worden sind c).

a) Beattie l. c. S. 411 u. f.

b) ib. S. 424.

c) Auch in Klopstocks Messiade sind viele Selbst-Gespräche entweder zur Unzeit angebracht, oder auch zu sehr verlängert worden.

Neuntes Capitel.

Ueber Grazie oder Liebreitz, und Edle Einfalt, über das Naive und die Wirkungen des Contrastes, und der Vergleichung.

Winkelmanns Geschichte der Kunst, S. 229.

Homens Grundsätze der Kritik, I. S. 478.

Riedels Theorie, VI. Abhandl.

Hagedorns Betrachtungen über die Mahlerey II. S. 26. 31.

Sulzer im Artikel, Reitz.

Montesquieu sur le gout. p. 293.

Mendelssohn's vermischte Schriften, I. Th. S. 158.

Beattie's Diss. Mor. and critic. p. 129. et sq.

§. 1.

Fast scheint es, als wenn das Unerforschliche zum Wesen der Grazie gehörte, weil sie sich selbst ihren grösten Lieblingen nicht ganz geoffenbart hat. Winkelmann dichtet, und schwärmt schön, wie Plato, hat aber keine deutliche Begriffe. Er redet von einer hohen oder himmlischen Grazie, und dann von einer zwoten lieblichern, die sich mit der Materie vereinige, und nach diesen unterscheidet er

den hohen und schönen Styl der alten Künstler, welchen Unterschied er faßlicher, als die Gründe desselben auseinandersetzt. Wiederum sucht eben dieser Schriftsteller die Grazie in der blossen Schönheit der Form, die dem Ausdruck starker Wirksamkeit entgegensteht. Hagedorn ist weder bestimmter, noch beständiger, als Winkelmann. Er nennt die Grazie bald die gefälligste Seite der Schönheit, bald etwas, was uns rührt, ohne durch den Geist zu gehen, und endlich findet er sie in der Leichtigkeit, und Ungezwungenheit der Bewegungen. Am eingeschränktesten ist Homens Begriff von der Grazie, indem er sie bloß im Menschen, und zwar im Antlitze des Menschen antrifft. Allein es ist unläugbar, daß Grazie sich nicht bloß im Menschen, oder in thierischen, sondern auch in leblosen Cörpern, und nicht bloß in einzelnen Gliedmaassen, sondern in Formen überhaupt, so wie auch in Farben, Lagen, Stellungen und Bewegungen findet. Freylich aber ist der Haupt-Sitz der Grazie im menschlichen Antlitze, und reitzende Formen sind mehr Kindern und weiblichen, als männlichen, so wie Erhabenheit der Form mehr männlichen als weiblichen Cörpern eigen. Grazie haben ferner nicht bloß Gegenstände der wirklichen Natur, sondern auch gewisse Werke der Einbildungs-

Kraft; und die Phantasie, die dergleichen hervorbringt, wird deßwegen eine anmuthige, reitzende Phantasie genannt a). Abgezogene Gedanken, oder allgemeine Sätze können, wie tugendhafte Handlungen und Gesinnungen, auf mannichfaltige Art schön seyn, allein man eignet ihnen keine Grazie zu. In dem Kleide von Gedanken hingegen, der Sprache und Schreib-Art, fanden die Griechen eine eigenthümliche Grazie. Vielleicht hat keine Sprache so viele Ausdrücke für Grazie, und die verschiedenen Arten und Stuffen, worinn sie sich offenbart, als die unsrige. Dergleichen sind Anmuth, Lieblichkeit, Niedlichkeit, Zierlichkeit, Liebreitz und Holdseeligkeit.

a) Man sehe Ossians Fingal, die Uebersetzung von Denis S. 30. 57. unter den Anakreontischen Liedern das 3. 9. 28. und 29te.

§. 2.

Edle Einfalt wird bald der Kunst überhaupt, bald einer übertriebenen, oder unnatürlichen Kunst entgegengesetzt; und nur im letztern Fall ist edle Einfalt in allen Werken der Kunst und des Genies nothwendig. Naiv ist nicht jede offenherzige Aeusserung von unschuldigen Gesinnungen a), noch viel weniger

muß

muß das Naive, wie Mendelssohn glaub-te, mit Würde verbunden seyn. Das Naive bringt sehr verschiedene Eindrücke hervor, gewöhnlich ein angenehmes Lachen, oft aber auch tiefe Rührungen b).

a) Man sehe Mendelssohns vermischte Schriften S. 231. Andere Beyspiele vom Naiven, Spectator, Nro. 245. Lucian. Op. I. p. 208. Edit. Reitzii.

b) Man vergleiche nur das Naive der Melida in Geßners erstem Schiffer mit der Naivetät von Gellerts Fiekgen, und andern von Mendelssohn angeführten Beyspielen.

§. 3.

Die Zusammenstellung von grossen und kleinen, von schönen und minder schönen Gegenständen hat in der Natur die Wirkung: daß die kleinen neben den grossen, die minder schönen neben den schönern noch kleiner, und minder schön erscheinen, als sie uns vorkommen würden, wenn wir sie allein wahrnähmen; in den Werken der schönen Wissenschaften hingegen werden kleinere und minder schöne Gegenstände durch die Vergleichung mit grössern und schönern erhoben, und es ist der Mühe werth, hievon den Grund aufzusuchen. Der Contrast bringt in den Werken des Genies und der Kunst eben die Wirkungen, wie in der Natur hervor a).

a) Man sehe Sulzer im Artikel, Gegensatz. Man vergleiche das Toben Satans mit der stillwirkenden Allmacht des Sohnes Gottes, in der Mess. II. Ges. S. 40. 41. und die rührende Erhaltung eines Würmchens mit dem Entsetzen, welches der Gottmensch Satan sandte, ib. S. 57.

Zehntes Capitel.

Von Interesse: Handlung oder Action: und Illusion oder Täuschung.

Du Bos, Reflexions sur la Poësie et la Peinture, I. Ch. 1. 2.

Riedel l. c. C. 10. 16.

Sulzer, im Artikel, Interessant, u. s. w.

besonders Neue Bibliothek der schönen Wissenschafften, 12. und 13. Band, und 16. Band 2 Stück.

§. 1.

Die Wörter Interesse, und Interessant werden ganz anders im gemeinen Leben genommen, als wenn von dem Interesse und Interessanten der schönen Wissenschafften die Rede ist. In diesen ist allein dasjenige interessant, was unsere sympathetischen und moralischen Gefühle reitzen, oder erwekken

ken kann. Zwar können auch leblose und gefühllose Gegenstände von gewissen Seiten interessant werden; eigentlich aber sind es nur Darstellungen von Charakteren, Handlungen, und Begebenheiten vernünftiger Wesen. Nicht bloß gute, sondern auch vermischte, und selbst böse Charaktere können äusserst interessant werden: die bösen, je mehr Fähigkeit zu schaden sie haben: die guten, je vollkommner sie sind a); und doch sind idealischvollkommne Charaktere aus mehrern Ursachen nicht anzurathen b). Fade, uninteressante Charaktere müssen wiederum von läppischen, oder widerlichen Charakteren unterschieden werden c).

a) Anders dachten Shaftesbury III. p. 260. und der Verfasser in den Litteratur-Briefen 7. B. S. 116.

b) Beattie's philosoph. Vers. I. Th. S. 108.

c) de Offic. Cicer. II. 10. despiciunt autem eos, et contemnunt, in quibus nihil virtutis, nihil animi, nihil nervorum putant. Non enim omnes eos contemnunt, de quibus male existimant. Nam quos improbos, maledicos, fraudulentos putant, et ad faciendam injuriam instructos, eos contemnunt quidem neutiquam, sed de his male existimant. Quamobrem, ut ante dixi, contemnuntur ii, qui nec sibi, nec alteri, ut dicitur; in quibus nullus labor, nulla industria, nulla cura est.

§. 2.

§. 2.

Gute und böse Handlungen interessiren uns nach dem Verhältnisse des Absichtlichen Guten oder Bösen, was dadurch gestiftet wird, nach dem Maasse von Kräften und Vollkommenheiten, die zu ihrer Ausübung erfordert, und nach Beschaffenheit der Personen, die glücklich oder unglücklich dadurch werden. Nach diesen Datis kann man leicht angeben, welche Begebenheiten, oder Situationen, so wohl glückliche als unglückliche, am interessantesten sind?

§. 3.

Werke des Genies haben um desto mehr Handlung oder Action, je interessanter sie sind; doch wird das Wort Action in einer noch engern Bedeutung in dramatischen, und bisweilen auch in erzählenden Gedichten genommen. Durch die Nartigkeit oder Lebhaftigkeit der Handlung wird wieder der Grad der Illusion oder der Täuschung bestimmt, die von Künstlern und Dichtern auf mancherley Art, am meisten durch die Uebertretung der Gesetze der Wahrscheinlichkeit gestört werden kann. Jede Dichtungs-Art hat ihre eigene Gesetze von Wahrscheinlichkeit, über welche sie nicht hinausschreiten darf a).

a) Beattie's Phil. Versuche I. Th. S. 72 u. f.

Elftes Capitel.

Ueber Nachahmung, schöne Natur, und Ideale.

Ausser Batteux bekannten Schriften,

Hurds Anmerkungen zu Horazens Episteln an die Pisonen, dritte Abhandlung:

Riedel, l. c. C. 10.

Plato de Republ. Vol. I. p. 178 et sq. II. 308–314. Edit. Massey. bes.

Reinolds Gedanken über die zu genaue Nachahmung der Natur in der neuen Bibl. der schönen Wiss. XVI. 1. St. S. 11. 12. u. f.

§. 1.

Das Wort Nachahmung wird in einer andern Bedeutung gebraucht, wenn von Nachahmung der Natur, und in einer andern, wenn von Nachahmung der Werke der Kunst, und des Genies die Rede ist. Es ist sehr begreiflich, warum schöne Gegenstände in der Nachahmung mehr Vergnügen machen, als gleichgültige. Häßliche hingegen, haben einige neuere Schriftsteller von der Nachahmung ganz ausschliessen wollen. Allein diese Behauptung ist zu weit getrieben. In der Beantwortung der Frage, ob häßli-

che Gegenstände nachgeahmt werden können? muß man die verschiedenen Arten häßlicher Gegenstände, und die Grade ihrer Häßlichkeit genau unterscheiden. Zuerst also muß man bey den sinnlich häßlichen darauf Achtung geben, ob sie durch blosse Mißgestalt, unangenehme mit der Wahrnehmung derselben verbundene Empfindungen, oder gar Eckel, Schauder und Entsetzen erregen. Oft darf der Dichter nicht einmal häßliche Gegenstände, die weder eckelhaft, noch schaudervoll sind, oft aber so gar eckelhafte und schaudervolle Gegenstände nachahmen a). Am vorsichtigsten müssen Dichter in der Nachahmung der Gebrechen oder Ausschweifungen der Phantasie und des Verstandes, und in der Wahl oder Erdichtung solcher Charaktere und Scenen seyn, wodurch die Sympathie und das moralische Gefühl ohne Noth empört wird. Kein Grundsatz war falscher, oder brauchte mehr Einschränkung, als dieser: daß alle schöne Künste und Wissenschafften nur die schöne Natur nachahmen müsten.

a) Selbst die Alten ahmten häßliche Gegenstände nach: Plutarch. VI. 62. 64. VIII. 680. 681.

§. 2.

Schon die alten Weltweisen und Künstler redeten viel von Idealen, sie verstanden aber

aber darunter meistens nur Erhebungen von Schönheiten und Vollkommenheiten a). Allein es gibt eben so viele Arten von Idealen, als es Arten von schönen und häßlichen Gegenständen gibt. Ideale müssen nothwendig aus mehrern Ursachen nicht nur in einzelnen Menschen, sondern auch in ganzen Völkern sehr verschieden seyn.

a) Man sehe unter andern Ciceron. Orator. c. 2. 3. 6. Itaque et Phidiae ſimulacris, quibus nihil illo in genere perfectius videmus, et his picturis, quas nominavi, cogitare tamen poſſumus pulcriora. Nec vero ille artifex, cum faceret Iovis formam, aut Minervae, contemplabatur aliquem, e quo ſimilitudinem duceret; ſed ipſius in mente inſidebat ſpecies pulcritudinis eximia quaedam, quam intuens, in eaque defixus, ad illius ſimilitudinem artem et manum dirigebat.

Zwölftes Capitel.

Vom Ursprunge und Wesen der Poesie, von dichterischer Sprache, von Metrum oder Vers-Arten, und den verschiedenen Gründen der Eintheilung der Dichtungs-Arten.

M. *Racine* sur l'essence de la Poësie. Im 6. Bande der Schriften der Akademie der Inschriften.

Batteux's Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz: übersetzt von J. A. Schlegeln, 1770. dritte Auflage: besonders die 6. und 7. Abhandlung von Herrn Schlegel.

R. Hurds erste Abhandlung, die dem Commentar dieses Schriftstellers über Horazens Epistel an die Pisonen hinzugefügt ist.

Besonders Beattie's Versuch über Dicht-Kunst und Musik: im ersten Bande seiner philosophischen Versuche, S. 42 u. f.

§. 1.

Alle mir bekannte Schriftsteller, die den Ursprung der Dicht-Kunst aufgesucht haben, konnten sich nicht genug von ihren Begriffen von Dicht-Kunst losmachen, um der Entstehung und Entwickelung derselben gehörig nachzuforschen. Es gab nicht nur, sondern gibt noch jetzo unzählige Völker, die rohen

hen Gesang, aber keine Dicht-Kunst und eigentliche Gedichte haben. Das Wesen der Dicht-Kunst ist eben so streitig, als ihre Entstehung unbekannt oder dunkel ist. Die Alten setzten das Wesen der Poesie in Dichtung a), oder in eine übernatürliche, sich mittheilende Begeisterung b); Neuere hingegen in Nachahmung der schönen Natur c), oder in die sinnlichste und angenehmste Vorstellung des Schönen und Guten d) durch die Sprache. Keine von diesen Erklärungen kann die schärfste Prüfung aushalten. Alle aber stimmen darinn überein, daß Poesie und Prose, Dicht-Kunst, Beredsamkeit, Geschichte, und noch mehr Philosophie wesentlich von einander verschieden seyen, ungeachtet sie sich oft auf eine kaum unterscheidbare Art nähern e).

a) Aristot. Poet. c. 9. Plutarch. I. p. 27. quomodo audiendi Poetae, et Casaub. de Satira Romana p. 266. et sq.

b) Plato in Ion. Edit. Serrani I. 534 - 36. Plutarch. VII. 701. VIII. 465. Edit. Reisk.

c) Ramlers Batteux I. 120. Arist. Poet. c. I-IV. Man sehe auch Poet. Françoise de Marmontel I. 58. Beattie I. S. 75. u. f.

d) Schlegel ll. cc.

e) Man sehe vorzüglich Beattie l. c. S. 89. u. f. bes. S. 402. u. f. Dionys. Halicarnass.

VI. 1109. Edit. Reisk. Ciceron. Orat. c. 20. Schlegel zu seinem Batteux S. 182.

§. 2.

Der Werth von Dichtern und Gedichten hängt am meisten ab von der Wahl der Gegenstände, die sie bearbeiten, von der Stärke der Darstellung, von dem Reichthum und Interesse der Fictionen, von der Schönheit und dem Wohlklange der Sprache, und von der Grösse des Vergnügens und Nutzens, welches sie hervorbringen. Grosse Dichter können nicht ohne feine Sinne, ohne hohes sympathetisches und sittliches Gefühl, ohne eine feurige und erfindungsreiche Phantasie, und ohne eine starke oder wenigstens nicht gemeine Urtheils-Kraft, und Kenntniß des Menschen und der Natur entstehen. Das gröste Ansehen, und den grösten Einfluß haben Dichter nicht unter aufgeklärten, sondern unter barbarischen Völkern, so lange Poesie viel weniger eine ergötzende, als eine belehrende Kunst ist a).

a) Die Ehrfurcht der Griechen gegen den Homer ist bekannt. Man sehe Plat. ll. cc. et in Timaeo: ferner Bartholin. de caussis contemtae a Danis mortis: Ueber die Achtung der Nordischen Völker gegen ihre Skalden, Mallet, Introduction dans l'histoire de Dannemarc p. 241-43. Bartholin. l. c. p. 166-187.

187. der Hochschottländer gegen ihre Barden, die eine streng geschlossene Zunft ausmachten, Pennant's Wales I. p. 367. 427. et sq. der Araber, und übrigen Morgenländer gegen ihre Dichter, Leo African. 129. 130. sq. Richardson's Dissert. on the Litterature of the East.

§. 3.

Sprachen sind um desto dichterischer, je reicher sie an Onomatopoieticis sind, je eine grössere Mannichfaltigkeit sie an lieblichen und rauhen, kurzen und langen, leicht und schwer auszusprechenden Wörtern haben, je mehr Harmonie und Melodie sich in ihnen findet, und je grösser ihr Vorrath an dichterischen Wörtern ist. **Wörter** können in mehrern Bedeutungen dichterisch genannt werden a). Ungeachtet es scheint, daß rohe Sprachen dichterischer seyen, als gebildete, so nehmen doch alle Sprachen so wie an Cultur, also auch an dichterischen Vorzügen zu.

a) Vortreffliche Untersuchungen über die dichterische Sprache findet man in Beattie's philosophischen Versuchen I. S. 290. u. f. Teutsche Uebersetzung und in Campbell's Philos. of Rhetoric II. S. 161. u. f. Ueber die dichterischen Wörter der Türken, Montagu's Letters II. p. 47. der Araber, *Jones*, Traité sur la Poesie Orientale, Londres 1770. 8. der Malayen, Marsden's Hist. of Sumatra p. 162.

p. 162. der Nordischen Völker, Mallet p. 244. 246. und dessen Uebersetzung der Edda, p. 14. 15.

§. 4.

Viele Nationen hatten und haben noch jetzo keine Spur von Sylben-Maaß und Vers-Art a). Andere kennen doch schon Strophen, oder etwas ihnen ähnliches b), und aus solchen Strophen, oder aus Reimen entstanden Metra, die aber nicht allenthalben mit einer bestimmten Zahl und Quantität von Sylben verbunden sind c). Metra, Quantität, und wahren Rythmus trifft man nur allein in den Sprachen der geistreichsten Völker der Erde an. Metra gründeten sich unter allen Nationen zuerst auf den eigenthümlichen Bau ihrer Sprachen d) und Sprach-Organen, am meisten aber auf die Zahl und Beschaffenheit von Gegenständen, die man besang, und auf die Zahl und Beschaffenheit von Instrumenten, womit man den Gesang begleitete e). Jede Nation sollte billig, so wie ihre eigenthümliche Sprache, Musik, und Dichtungs-Arten, also auch ihre eigenthümlichen Metra haben; deren gehörigen Gebrauch in den neuen Sprachen die übertriebene Bewunderung, und unzeitige Nachahmung der Vers-Arten der alten Sprachen gehindert, oder erschwert hat.

a)

a) Von den Abiponen, Dobrizhofer II. 479. von den Chiliensern, Frezier p. 114. von den Grönländern, Cranz S. 287. auch 229. von den Negern in Congo, II. 56. Cavazzi, in Madagascar, Cauche p. 58. 59. in Loango, Projart I. S. 101. in den Französischen Inseln, Voyage à la Martinique p. 67. von den Buräten und Kamtschadalen, des ältern Gmelins Reisen, III. 370. 522. 23. Steller S. 332. u. f.

b) Die Calmycken, Pallas Mongol. Völkersch. I. S. 151-154. Es ist merkwürdig, daß die meisten Völker, die weder Vers-Art, noch Sylben-Maaß kennen, bey jedem Absatze des Gesanges gewisse meistens unbedeutende Sylben oder Wörter wiederhohlen: die Grönländer z. B. Aninah, Ajah, Ajah, ah, ah: l. c. die Amboinesen, den Vocal E. E. u. s. w. Valentyn II. 164. die Buräten, Zona, Gmel. l. c. die Jakuten, Nogei, so wie die Russen, Stunei, und die Kamtschadalen, Haninah, das sie beständig trillern, und ziehen, wenn sie sonst nichts zu singen wissen. Eben solche Wörter haben die Calmycken, Pallas l. c. und selbst in Persischen Gedichten endigen sich oft viele Disticha immer mit demselbigen Worte. Jones l. c. p. 233.

c) Man sehe was Fortis, I. 88. 92. über die Gesänge der Morlakken, und Anton, S. 143. über die Gedichte der Slawischen Völker überhaupt sagt.

d) Man erwäge nur, was Jones, p. 233. l. c. über die Metra, und den Wörterbau der Morgenländer sagt.

e) Ueber die einfachen Instrumente und Begleitung des Gesangs unter den Baschkiren, Lepechin II. S. 69. unter den Amboinesen, Valentyn l. c. und unter den Slawischen Völkern, Anton, l. c.

f) Beattie l. c. I. S. 409. Schlegel S. 483.

§. 5.

Die Vollkommenheit von Vers-Arten läßt sich allerdings im Allgemeinen bestimmen, und nach solchen allgemeinen Kriteriis muß man unstreitig den Hexameter für die schönste Vers-Art erkennen. Unser Teutsche Hexameter wird freylich nie dem Griechischen und Lateinischen gleich kommen, allein es ist gewiß, daß auch er gewisse Vorzüge vor dem Hexameter der Alten habe a). Ueber die Jambischen Vers-Arten hat Home weitläuftige Untersuchungen angestellt b). Die neuern Europäischen Sprachen unterscheiden sich von den alten am meisten durch den Reim, der den Griechen und Römern unbekannt oder wenigstens verhaßt war c).

a) Man sehe Litteratur-Briefe 18. Theil S. 119. Rammlers Batteux, I. S. 167. 168. Homens Grundsätze der Kritik 2. Theil S. 119.

b) Home 2. Th. S. 127. u. f.

c) Vossius de Poematum Cantu et viribus p. 24. du Bos Ch. 36. Home 2. B. S. 167. Ramm-

Rammlers Batteux 1. Th. S. 162. Schlegels Batteux, die elfte Abhandl.

§. 6.

Es ist ungereimt, wenn man glaubt, daß es nicht mehrere Dichtungs-Arten geben könnte, als unter den Griechen entstanden sind a). Alle Nationen unterscheiden sich nicht nur durch die Zahl, sondern auch durch die Folge und Form von Dichtungs-Arten. Selbst die Gründe, nach welchen die bekannten Dichtungs-Arten eingetheilt werden können, sind so verschieden, daß ganz abweichende Ordnungen daraus entstehen. Der natürlichste Grund der Eintheilung, oder vielmehr der Folge aller Dichtungs-Arten scheint mir das höhere oder geringere Alterthum derselben, und ihre mehr oder weniger allgemeine Verbreitung zu seyn. Die ältesten und allgemeinsten Dichtungs-Arten waren und sind gewiß Kriegs- und Siegs-Lieder b), dann Helden-Gedichte und so genannte Ritter-Fabeln c), und nach diesen Spott-Gedichte d), und dramatische Vorstellungen. Elegien, Liebes- und Trink-Lieder, Schäfer-Gedichte, und Fabeln sind später entstanden; doch scheinen Lehr-Gedichte zu den ältesten in Asien zu gehören e). Keine Dichtungs-Art kann und soll un-

unter uns eben das seyn, was sie unter den Griechen und Römern war.

a) Vortreffliche Betrachtungen über die Entstehungs Art der Griechischen Dichtungs-Arten findet man im 10. B. der neuen Bibliothek der schönen Wissenschafften, S. 31. 32. Schlegels 7. Abhandlung. Man vergleiche auch Proclum in Phot. Bibl. Cod. 239. p. 982. et sq.

b) Ueber die Kriegs-Lieder der Wilden, Charlevoix p. 84. der Amboinesen, Valentyn, l. c. der alten Teutschen und Nordischen Völker, Tac. de Mor. Germ. c. 3. Mallet p. 230. 243. bes. 152. 153. Pelloutier Histoire des Celtes I. 357. et sq. der Spartaner, Gell. I. 11. Plutarch. I. 164. 212. 214.

c) Dergleichen hatten auch alle alte Nordische, Germanische, und übrige Celtische Völker, ll. cc. und die alten Römer, Cicer. in Bruto c. 19. dergleichen haben auch jetzo noch die Baschkiren, Lepechin II. 69. die Calmycken, Pallas Mongolische Völkerschafften I. S. 154. die Tungusen, Georgi's Reisen, I. 288. die Araber, Niebuhrs Beschreibung von Arabien S. 105. 107. die Perser, Jones S. 247-57.

d) Ueber die Spott-Gedichte der alten Spartaner, Plutarch. I. 211. der alten Römer, Casaubon. de Satir. Poesi p. 177. der Entlibucher, Schnider von Wartensee II. S. 136. der Grönländer und Kamtschadalen, Cranz S. 231. Steller S. 334. 35. der Guianer, Barrere S. 94. Ueber die dra-

matischen Vorstellungen verschiedener Völker findet man die Zeugnisse in meiner Geschichte der Menschheit, unter dem Artikel, Ergötzungen.

e) Man sehe meine Geschichte der Menschheit, im letzten Abschnitt, dann über die Perser, Chardin III. p. 258. Jones l. c. p. 278. der Malayen, Sinesen, und Hindus, Marsden p. 162. Sonnerat I. S. 117.

Dreyzehntes Capitel.

Von der Epopoe, oder dem ernsthaften Epischen Gedicht.

Traité du Poeme epique, par *le P. de Bossu*, à Paris 1675. in 12.

Home 2ter Band 22. Cap.

Marmontel Poëtique Françoise II. 229.

Rammler's Batteux 2ter Band im Anf.

Schlegels Batteux: 78 Cap. besonders die achte Abhandlung von Hr. Schlegel.

Voltaire, sur le Poëme Epique, vor seiner Henriade.

Heyne de carmine Epico, vor seinem Virgil.

§. 1.

Die Erscheinungen solcher Gedichte, dergleichen das verlorne Paradies von Milton, und die Meßiade von Klopstock sind, machen jezo eine ganz andere Erklärung des Helden-Gedichts nothwendig, als die Alten gaben. Gewöhnlich fordern Kunstrichter von dem Gegenstande oder Sujet des Epischen Gedichts a) Wichtigkeit, Einheit, und daß es erdichtet sey. Eine jede dieser Eigenschafften des Sujets epischer Gedichte ist grossen Zweyfeln ausgesezt, oder verlangt nähere Be-

Bestimmungen, als man gewöhnlich zu geben pflegt. Wenigstens muß man die Wichtigkeit von Handlungen und Begebenheiten, die den Stoff zu epischen Gedichten hergeben sollen, nicht bloß nach ihren Folgen, oder Wirkungen bestimmen. Wenn ferner die Alten auch die Einheit des Sújets, oder wie man gemeiniglich zu reden pflegt, der Handlung, so wie sie sich in der Iliade findet, der Einheit der Handlung in der Odyssee mit Recht vorzogen, so haben wir meiner Meynung nach überwiegende Gründe, anders zu denken und zu wählen. Endlich ist Fiction so wenig zum Sújet eines epischen Gedichts nothwendig, daß ein Sújet der Regel nach um desto mehr an innerm Werth verliert, je mehr es Erdichtung nothwendig macht. Ueber die Länge des Gedichts, und den Zeitraum, den es umfassen darf, läßt sich nichts bestimmtes vorschreiben.

a) Das was ich Sújet, Gegenstand, Stoff des epischen Gedichts nenne, nennt man gewöhnlich Handlung. Allein dieser Ausdruck ist unbequem, und führt zu Mißverständnissen, indem man von dem Sújet eines Helden-Gedichts, oder von dem Helden-Gedicht selbst Action oder Handlung verlangt.

§. 2.

Alle Vorschriften über den Plan, die Anordnung, oder Fabel des Helden-Gedichts sind unnütz, oder gar einschränkend, und lächerlich. Der P. le Bossü z. B. rieth, daß ein epischer Dichter sich zuerst eine wichtige Wahrheit, die er durch sein Werk einprägen wolle, aussuchen, und dann die Charaktere, Handlungen und Begebenheiten wählen oder erdichten müsse, durch deren Schilderung eine solche Wahrheit am besten in's Licht gesetzt werden könnte. Der Plan eines Helden-Gedichts mag übrigens dem der Iliade und Aeneide, oder dem Plan im Fingal des Ossians, und der Pharsalia von Lucanus gleichen, so muß es durchgehends Interesse und Action haben, die weder aus der Menge von Personen, noch von Maschinen entstehen.

§ 3.

Die handelnden Personen sind entweder Haupt- oder Neben-Charaktere. Zu Haupt-Personen können Menschen von idealischer Vortrefflichkeit, oder grosse Männer mit menschlichen Schwachheiten, und selbst erlauchte Bösewichter gewählt werden, allein Männer die durch stille leidende Tugend, oder durch weise Gesetze, Lehren und Reden groß

sind,

sind, können keine interessante Haupt-Personen in Helden-Gedichten seyn. Neben-Personen müssen einander weder zu ähnlich, noch zu groß an Zahl seyn.

§. 4.

Man hat den Homer nie mehr mißverstanden, als wenn man von seinen Gedichten, als Mustern, die Regel abzog: daß das Helden-Gedicht wunderbare Handlungen und Begebenheiten, und Maschinen oder übermenschliche Naturen enthalten müsse, und zwar solche, die dem Dichter, und seinen Zeitgenossen wunderbar scheinen müsten. Es gibt nur wenige Fälle, wo aufgeklärten Völkern in den Werken neuerer Dichter Maschinen und wunderbare Begebenheiten erträglich sind; und diese Fälle sind gerade diejenigen, in welchen sich Milton und Klopstock fanden. Voltairens Beyspiel wird wahrscheinlich alle seine Nachfolger von einem solchen Gebrauch heidnischer Gottheiten und allegorischer Personen abschrecken, als man in der Henriade antrifft.

a) Ungeachtet Herr Schlegel das Wunderbare in einer grössern Ausdehnung vertheidigt, als es mir gut scheint, so tadelt er doch Glover's Leonidas wegen des Mangels von Wunderbarem und Maschinen nicht allein

nicht,

nicht, sondern bewundert dies Gedicht vielmehr eben deßwegen; und dies ist ein sicherer Beweis, daß Herr Schlegel ein Mann sey, der nicht alles nach eigensinnigen und einseitigen Regeln mißt, oder ihnen alles aufopfert. Schlegels 8. Abhandlung S. 321. u. f.

§. 5.

Die Güte von Episoden hängt weniger von ihrem genauen oder entfernten Zusammenhange mit der Haupt-Handlung oder Begebenheit, als von ihrer eigenen Güte, und von den Stellen ab, wo sie eingeschoben werden a). Die Sprache des epischen Dichters unterscheidet sich freylich im Ganzen von der Sprache eines jeden andern Dichters b), allein man muß nicht glauben, als wenn die Sprache des epischen Dichters etwas Gleichförmiges wäre. Es verdient bemerkt, und erklärt zu werden: daß die musterhaftesten eigentlichen Helden-Gedichte vor den Zeiten der Cultur verfertigt worden sind. Aufgeklärte Zeit-Alter sind überhaupt nicht diejenigen Perioden, in welchen Helden-Gedichte natürliche Producte des menschlichen Geistes sind.

a) Beattie's philosoph. Versuche I. Th. S. 154. u. f.

b) ib. S. 316.

§. 6.

Um auf die wichtigsten Bestandtheile des Helden-Gedichts aufmerksam zu machen, und junge Liebhaber des Schönen die Gesetze dieser Dichtungs-Art gehörig anwenden zu lehren, ist es genug, die besten Epischen Gedichte alter und neuer Zeit, Homer's Iliade, Virgils Aeneide, die Pharsalia von Lucan, den Fingal von Ossian, Tassoni's befreytes Jerusalem, Milton's verlornes Paradies, die Henriade von Voltaire, und die Messiade von Klopstock zu beurtheilen a). Mein Urtheil über die Pharsalia von Lucan, und das verlorne Paradies von Milton theile ich deßwegen hier mit, weil ich dadurch Gelegenheit erhalte, auch meine Leser auf die wesentlichen und nicht wesentlichen Regeln des Helden-Gedichts aufmerksam zu machen a).

a) Die Namen und Werke der übrigen Helden-Dichter findet man in Herrn Eschenburgs vortrefflichem Entwurf der Theorie und Litteratur der schönen Wissenschafften, S. 129. u. f.

Lucan's Pharsalia.

Lucan hat eben das Schicksal gehabt, welches alle ausserordentliche Männer und Schriftsteller, die grosse Vorzüge und Fehler hatten, erfahren haben: er ist nämlich von einigen über alles Verdienst erhoben, und von andern über alles Maaß getadelt worden. Schon unter den alten Kunstrichtern waren mehrere a), die ihn eher für einen Geschichtschreiber, oder Redner, als für einen epischen Dichter gehalten wissen wollten. In der neuern Zeit wiederhohlte man meistens diese Aus-

a) Man sehe Quintil. Lib. X. c. 1. Lucanus ardens et concitatus, et sententiis clarissimus, et ut dicam, quod sentio, magis oratoribus quam poetis annumerandus. *Petron. Satyr.* p. m. 213. Caeteri (post Virgilium) enim aut non viderunt viam, qua iretur ad carmen, aut visam timuerunt calcare. Ecce, belli civilis ingens opus quisquis attigerit, nisi plenus litteris, sub onere labetur. Non enim res gestae versibus comprehendendae sunt, quod longe melius historici faciunt, sed per ambages, deorumque ministeria, et fabulosum sententiarum tormentum praecipitandus est liber spiritus. Unter den strengen Tadlern des Lucanus ist Burmann in der Vorrede seiner Ausgabe der gründlichste.

Aussprüche, und machte ihm den Rang eines epischen Dichters streitig, weil er nicht ein erdichtetes, sondern ein wahres, nicht ein entferntes, sondern neues Süjet gewählt, und weder Maschinen, noch das Episch=Wunderbare gebraucht, und seinem Werke eingewebt hätte. Man warf überdem der Pharsalia vor, daß sie nicht einmal Einheit der Handlung habe.

Lucan nahm freylich weder ein erdichtetes Süjet, noch entlehnte er es aus dem entferntesten Alterthum; er verfuhr aber nichts desto weniger, wie Homer und noch mehr Ossian gethan haben. Er wählte nämlich einen Gegenstand, der seinem ganzen Volk allgemein bekannt, und auch interessant war, und der auch die späteste Nachwelt auf das lebhafteste interessiren wird: denn wo bietet die ganze alte und neue Geschichte eine Reihe von Handlungen und Begebenheiten dar, die wichtiger in Rücksicht auf ihre Ursachen und Wirkungen so wohl, als auf die handelnden Personen, und die Schauplätze derselben gewesen wäre, als diejenigen, welche der bürgerliche Krieg zwischen dem Pompejus und Cäsar in sich faßt? die grösten Feldherren, die jemals lebten, kämpften um die Herrschafft der Welt, nicht auf einem ruhmlosen, oder eingeschränkten Schauplatze, sondern in allen

Theilen und allen denjenigen Ländern der Erde, die uns auch ohne die kriegerischen Auftritte zwischen Cäsar, und seinen Widersachern äusserst interessant seyn würden.

Wenn Lucan nicht durch einen frühzeitigen Tod gehindert worden wäre, sein Gedicht ganz zu vollenden, so würde man ihm allem Ansehen nach nicht so wohl Mangel der Einheit der Handlung, als einer solchen Einheit der Handlung haben vorwerfen können, dergleichen wir in der Iliade finden. Wahrscheinlich würde er sein Gedicht bis an Cäsar's Tod fortgeführt, und alsdann würde sein Werk nicht nur einen bestimmten Anfang, sondern auch ein befriedigendes Ende erhalten haben.

Eine nothwendige Folge der Wahl seines Stoffes war die Entfernung der Maschinen, und alles der Geschichte widersprechenden Wunderbaren. Ganz Rom wuste den Fortgang und Ausgang des Krieges zwischen Cäsar und seinen Widersachern, wuste, daß alles durch natürliche Mittel bewirkt, und auf eine natürliche Art geschehen war. Lucan würde also ganz Rom gegen sich empört haben, wenn er unerhörte Dinge hätte besingen, oder helfende und streitende Gottheiten hätte einführen wollen. Wenn Lucan dieses nicht ge-

gefühlt hätte, so würde es ihm gewiß nicht schwer geworden seyn, auf Cäsars Seite die Venus, von welcher das Julische Geschlecht abzustammen vorgab, und auf der Seite des Pompejus andere Götter und Göttinnen kämpfen zu lassen. Lucan's Stoff war nicht nur zu neu, sondern auch zu reich, als daß er der Hülfe übernatürlicher Wesen, und Begebenheiten nöthig gehabt hätte.

In keinem epischen Gedichte ist eine gedrängtere, lebhaftere, und interessantere Action, als in Lucans Pharsalia. Nachdem der Dichter uns mit den Veranlassungen des Krieges, und mit den Haupt-Personen bekannt gemacht hat, rauscht er fast eben so unaufhaltsam, als die Fluth des Krieges selbst vor, und reist seine Leser eben so eilend, als Cäsar flog, und siegte, durch Italien nach Griechenland, und aus Griechenland nach Afrika hinüber.

Viel gerechter, als alle übrige Vorwürfe, die man dem Lucan wegen der Wahl und Bearbeitung seines Süjets gemacht hat, ist Burmann's Tadel, daß nämlich der Dichter von der declamatorischen Wuth seines Zeit-Alters angesteckt, die Schilderungen der meisten Thaten und Begebenheiten des bürgerlichen Krieges übertreibt, und eben dadurch

in die augenscheinlichsten Widersprüche, und abentheuerlichsten Ungereimtheiten fällt. Nicht weniger gegründet wäre vielleicht die Bemerkung, daß Lucan ein Süjet von einem zu grossen Umfange wählte, als daß es von irgend einem Dichter hätte ausgeführt werden können. Nicht so beleidigend, als sie es andern war, ist für mich des Dichters Partheylichkeit, wodurch er den Pompejus und seine Gesinnungen und Thaten zu verherrlichen, und Cäsars Absichten und Thaten stets in dem nachtheilichsten Lichte zu zeigen trachtet: eine Partheylichkeit, wodurch ein Geschichtschreiber ganz unleidlich geworden wäre. Männer, wie Lucan, musten oft durch die gränzenlose Ausartung und Niederträchtigkeit des Römischen Volks sowohl als der Römischen Grossen, und durch die muthwilligen Launen und Grausamkeiten verächtlicher Tyrannen bis zur Verzweyflung gereitzt werden; und so oft sie in solchen Augenblicken der unterdrückten Wuth an Cäsar, als den Urheber ihrer Knechtschafft dachten, so konnte es gar nicht fehlen, daß nicht in allen edelmüthigen Römern, die sich nach bessern Zeiten sehnten, oder die bessere vergangene Zeiten bejammerten, ein unüberwindlicher Widerwille gegen den Cäsar, und eine heimliche Vorliebe für den Pompejus, Cato, Brutus, Cassius u. s. w. entstanden

den wäre. Die Geschichte lehrt auch, daß dieses wirklich geschehen sey, und eine unmerkliche Versetzung in die Lage eines Lucanus und anderer Römer unter den Kaisern ist wahrscheinlich die Ursache, warum des Dichters Partheylichkeit uns nicht auffällt, warum wir sogar an seinen Gesinnungen theil nehmen, ungeachtet wir wissen, daß sie unhistorisch sind, und daß Cäsar nicht so böse, und Pompejus nicht so gut war, als diese beyde Feldherren sowohl vom Lucan, als den meisten spätern Trauerspiel-Dichtern der Römer geschildert wurden. Wenn Cäsar nicht von einer nachtheiligen Seite geschildert würde, so daß die Leser gleichsam wider ihn Parthey nähmen, so könnte er gar keine Haupt-Person eines Helden-Gedichts werden, ungeachtet er alle seine Gegner, und vielleicht alle Menschen, die jemals geboren worden, an Grösse des Geistes und der Thaten übertraff. Ein Feldherr, der gegen sein Vaterland streitet, und die Freyheit seines Volks zu Grunde richtet, kann oder darf niemals derjenige Held eines Epischen Gedichts werden, für dessen Glück und Wohlfahrt man sich interessiren soll.

Wenn man Lucan's Partheylichkeit natürlich oder vielmehr nothwendig findet, so muß man gestehen, daß er die Charaktere

seines Gedichts, besonders der Haupt-Personen, meisterhaft entworfen, und daß er auch alle ihre Eigenthümlichkeiten auf eine eben so meisterhafte Art in Handlung gezeigt hat. Lucan wich mit Recht darinn vom Homer, Virgil und andern Helden-Dichtern ab, daß er die beyden Haupt-Personen seines Gedichts vorläufig schilderte. Lucan muste dieses aus einem doppelten Grunde thun. Denn erstlich waren Cäsar und Pompejus nicht so wohl tapfere Krieger oder Kämpfer, die sich vorzüglich durch persönlichen Muth auszeichneten, und die sich gleich das erste mal, wenn sie auftraten, ganz zeigten, sondern mehr grosse Feldherren und Staats-Männer, die man kennen lernen muste, um ihre Entschliessungen und Maaßregeln beurtheilen zu können. Ueberdem aber lag dem Dichter viel daran, daß man den Cäsar, Pompejus, Cato, u. s. w. nicht bloß kennte, oder allmälich kennen lernte, sondern daß man sie gleich von Anbeginn so ansähe, wie er wollte, daß man sie ansehen sollte. Unterdessen hat Lucan die ersten Gemälde, worinn er uns den Pompejus und Cäsar schildert, mit so einer Kunst entworfen, daß man seine Partheylichkeit nicht gleich gewahr wird, daß man zwar den Pompejus am meisten liebgewinnt, und durch Mitleiden für ihn eingenommen wird, aber auch zu-

gleich

gleich Cäsarn als den grösten Held bewundert. *

Groß durch seine in allen Theilen der Erde erfochtenen Siege, (so schildert Lucan seinen Helden), und ehrwürdig durch den langen Genuß seiner Grösse und der Anbetung des Römischen Volks, konnte Pompejus eben so wenig einen neben sich, als Cäsar einen vor sich leiden. Allein zu sicher durch sein voriges Glück hatte jener mehr die Süssigkeiten des Friedens, und des häuslichen Lebens zu geniessen, als sich zu dem schon lange drohenden Kriege vorzubereiten gesucht. Er war also nur noch ein Schatten seines eigenen grossen Namens, und einer alten mit heiligen Kriegs-Zeichen behangenen Eiche gleich, die fast ganz entblättert, und entwurzelt nur noch durch ihre eigene Last dasteht, aber doch vor allen schönen und jungen Bäumen des Waldes Ehrfurcht genießt. — Die ausführlichste Schilderung hätte uns den Pompejus nicht schwächer, und doch auch zugleich nicht grösser, und ehrwürdiger vorstellen können, als

* Quis justius induit arma,
Scire nefas: Magno se judice quisque tuetur:
victrix causa diis placuit, sed victa Catoni.
I. 126. et sq. v.

als das glückliche Gleichniß, das in jeder Uebersetzung weniger schön, als im Original ist. * — In der Folge verliert Pompejus freylich als Feldherr immer mehr und mehr gegen den Cäsar, und dennoch nimmt unsere Liebe und Theilnehmung an seinem Schicksal zu, weil der Dichter ihn uns als einen zärtlichen Gemahl, als einen warmen Freund des Vaterlandes, und selbst in seinem Unglück und Tode als einen unerschütterlichen, mehr für das Wohl seiner Krieger und Mitbürger, als für seine eigene Sicherheit besorgten Mann darstellt. Die Ursachen und Umstände der Flucht des Pompejus von den Pharsalischen Feldern sind mit so unnachahmlicher Kunst vorgetragen, daß Pompejus dadurch an Achtung und Ehrfurcht nichts verliert, und an Liebe gewinnt. VII. 680. u. f. V.

In

---

* I. 136. et sq.

Qualis frugifero quercus sublimis in agro
exuvias veteres populi, sacrataque gestans
dona ducum: nec jam validis radicibus haerens,
pondere fixa suo est: nudosque per aera ramos
effundens, trunco, non frondibus efficit umbram.
At quamvis primo nutet casura sub Euro,
tot circum sylvae firmo se robore tollant,
sola tamen colitur.

In Cäsar's Bilde ist ein Feuer, das Lucan aus dem göttlichen Genie dieses einzigen Mannes geschöpft zu haben scheint. "Cäsar war nicht bloß durch Namen, oder vormalige Thaten groß. Vielmehr besaß er eine nie ruhende unaufhaltsame Tapferkeit, die immer wirkte und forteilte, so lange noch etwas zu thun übrig war, und dabey glaubte, daß immer noch etwas zu wirken übrig sey: die gleich einem Blitzstrahl alles zerschmetterte, was sich ihr entgegensetzte, die lieber durch Schwerdtschlag, als friedliche Mittel siegte, und sich freute, einen Weg selbst durch Ruinen geöffnet zu haben." *

Lu-

I. 143. —
Sed non in Caesare tantum
nomen erat, nec fama ducis: sed nescia virtus
stare loco: solusque pudor non vincere bello.
Acer, et indomitus; quo spes, quoque ira vocasset,
ferre manum, et nunquam temerando parcere ferro.
Successus urgere suos: instare favori
numinis: impellens quidquid sibi summa petenti
obstaret: gaudensque viam fecisse ruina.
. . . .
Sed Caesar in omnia praeceps
nil actum credens, quum quid superesset agendum,
instat atrox. - - - -
Lib. II. 656. et sq.

Lucan raubt dem Cäsar keine von seinen Helden-Tugenden. Er schildert ihn vielmehr eben so erhaben über alle Schrecknisse des Aberglaubens in der Umhauung des heiligen Hains bey Marseille, (III. 404. et sq. v.) eben so unglaublich kühn, und voll Zutrauens zu sich und seinem Glück in den gefahrvollsten Unternehmungen, dergleichen die Fahrt zum Antonius in einem Fischer-Kahn war, (V. 504.) eben so ruhig, und sich gegenwärtig in dem Getümmel der Schlacht, und bey dem Toben eines unzufriedenen Heers (V. 319.) eben so lernbegierig mitten unter dem Geräusche der Waffen, (IX. 175.) als er wirklich war; nur die Milde und Großmuth, die wenige Menschen, wenigstens kein Sieger in den bürgerlichen Kriegen in so hohen Graden hatte, als Cäsar, nur diese nimmt er ihm, und schildert ihn nicht nur wider alle Wahrheit, sondern auch oft ohne Noth viel verhaßter, als er wirklich war. Man sehe II. 439. u. f. V. besonders aber IX. 1038. et sq. in der Schilderung der Art, wie Cäsar das Haupt des Pompejus aufnimmt. Zuerst betrachtet Cäsar das Haupt seines ehemaligen Schwieger-Sohns mit Wohlgefallen, bis er sich überzeugt hat, daß es wirklich das Haupt des Pompejus sey. Da er nun sicher ein guter Schwieger-Vater wieder seyn konn-

te,

te, vergießt er einige unfreywillige Thränen, weil er seine Freude nicht anders, als durch Thränen verbergen konnte. Selbst derjenige also, ruft der Dichter aus, der die Pharsalischen Blut-Gefilde mit trockenen Augen ansehen konnte, selbst dieser konnte dir, grosser Pompejus, Thränen und Seufzer nicht versagen.

O ſors duriſſima fati!
Hunccine tu, Caeſar, ſcelerato Marte petiſti,
qui tibi flendus erat? . . . .
fortaſſe tyranni
tangeris invidia, captique in viſcera Magni
hoc alii licuiſſe doles, quererisque periſſe
vindictam belli, raptumque e jure ſuperbi
victoris generum. —

Solche Stellen kann kein unterrichteter Leser lesen, ohne zu fühlen, daß der Dichter dem edelmüthigen Cäsar Unrecht thue. Eben diese Stellen aber beweisen auch, wie tief, wie unaufhörlich gegenwärtig im Lucan, und in andern ihm ähnlichen Römern das Gefühl des Verlustes der Freyheit, und wie gehässig ihnen der Räuber der alten Freyheit und der Sieger des Pompejus war.

Nach dem Pompejus und Cäsar ist Cato die wichtigste handelnde Person in der Pharsalia.

salia. In den ersten Büchern erscheint Cato von Zeit zu Zeit, um den Leser darauf vorzubereiten, daß Cato nicht sowohl ein Anhänger des Pompejus, als ein Freund und Vertheidiger des Vaterlandes sey, und daß er also die Würde und Ansprüche des Pompejus nicht deßwegen verfechte, um den Raub des Sieges mit ihm zu theilen, sondern daß er sein Leben vielmehr für die Freyheit seiner Mitbürger wage. Cato tritt also auch erst nach dem Tode des Pompejus als selbsthandelnde Person auf. Früher würde er den Pompejus verdunkelt, oder wenigstens nicht seiner Würde und seinen Gesinnungen gemäß haben handeln können. — Cato beschämt alle Römer durch seine uneigennützige Vaterlandsliebe, (VIII. 255. et sq. v.) und gibt den ältesten Kriegern ein Muster von ausdaurender Standhaftigkeit, und Genügsamkeit auf seinem Zuge durch die Lybische Wüste. 379. et sq. v.

Cäsar's Krieger und deren Anführer zeichnen sich nicht nur durch eine ausserordentliche Tapferkeit, sondern auch durch eine schwärmerische Anhänglichkeit an ihrem Feldherren aus, (man untersuche den Lälius I. 360. den Vultejus IV. 475. den Curio IV. 810. den Seeva VI. 145. et sq. bes. 240.) die selbst den Leser ergreift, und befeuret. Ungeachtet wir

Cä-

Cäsar's Absichten nicht billigen können, so fangen wir doch an, nicht nur ihn zu bewundern, sondern auch zu lieben, so oft wir wahrnehmen, daß so viele tapfere Männer ihm so ganz und uneigennützig ergeben sind, und daß sie ohne alle Ansprüche auf Belohnung für ihn und seinen Ruhm gerne Leben und Güter aufopfern.

Pompejus gewinnt nicht durch seine Mitstreiter, denn diese sind alle entweder unbedeutend, oder verhaßt, (man lese die Niederträchtigkeit des Petrejus IV. 212.) aber er wird uns theurer durch die Liebe der edlen Cornelia, die uns, so oft wir sie erblicken, innig rührt, und sympathetische Empfindungen einflößt. (V. 760. VIII. 55. 584. 640. IX. 170.) Viel mehr Römerinn, als die Cornelia, ist die Marcia des Cato, die zu ihrem Gemal zurückkehrt, nachdem Hortensius, welchem er sie übergeben hatte, gestorben war. (II. v. 326. et sq.) Das Gemälde ihrer Rückkehr hat ein gewisses dunkles feierliches Colorit, das den Leser magisch anzieht, und es ist zu bedauren, daß Lucan die stille furchtbare Scene durch eine unzeitige Herzählung aller alten Gebräuche, die nicht bey dieser Wieder-Vereinigung beobachtet wurden, verdorben hat.

Die

Die meisten episodischen Erzählungen in der Pharsalia sind nicht so wohl durch ihre Unzeitigkeit, als durch die Ueberladungen von Zierrathen fehlerhaft. Leider war aber Schwelgerey nicht nur im Genuß von sinnlichen, sondern in allen Arten von Vergnügungen zu Lucan's Zeiten schon so herrschend geworden, daß ungeschminkte Schönheit den üppigen Römern weder in den Werken der Natur, noch in den Werken der Kunst und des Genies mehr gefallen konnte. Wenn die Nüchternheit der Phantasie des Lucans ihrem Reichthum oder Fruchtbarkeit nur einigermassen gleich gewesen wäre, so würde er gewiß den Virgil und einen jeden andern Dichter durch den Glanz und die Grösse seiner Schilderungen übertroffen haben. Wer kann z. B. die Beschreibung der Umhauung des heiligen Hains bey Marseille, (III. 404.) der Farth Cäsars zum Antonius, (V. 505.) selbst der Thessalischen Zauberinn, (VI. 420.) und des Seetreffens bey Marseille, (III. 563.) und andere ähnliche Schilderungen lesen, ohne über die Fülle und Leichtigkeit zu erstaunen, womit die neusten und stärksten Bilder aus der Einbildungs-Kraft des Dichters heraus strömen? Es war mehr Schuld des Zeit-Alters, als des Dichters selbst, daß die glücklichsten Bilder fast immer etwas schiefes und

Car-

Carricaturartiges erhielten, oder mit abentheuerlichen Zügen auf eine solche Art verbunden wurden, daß die erstern bald durch die letztern unterdrückt, und verdunkelt, bald aber diese wiederum durch jene zugedeckt, oder versteckt wurden.

Ganz eigenthümlich ist dem Lucan die Heftigkeit, womit er oft, entweder vor, oder nach der Erzählung wichtiger Handlungen oder Begebenheiten hervorbricht, und gleich dem Chor in den alten Trauerspielen seine Empfindungen mittheilt. Durch diese überraschenden Erscheinungen spannt er entweder die Erwartung des Lesers aufs höchste, oder verstärkt auch den Eindruck, den ein geschilderter Auftritt schon auf den Leser gemacht hat. (Man sehe III. 71. 155. IV. 182. 254. 799. VII. 25. 168. 385. 580. 640. 723 800–25. VIII. 550. 800 – 872.) Wer nimmt nicht an dem Tode des Pompejus einen lebhaftern Antheil, wenn er den Dichter folgende Vorwürfe und Verwünschungen gegen Aegypten, und dessen Beherrscher ausstossen hört: (VIII. 541. et sq. et 826. et sq.).

O superi, Nilusne et barbara Memphis
et Pelusiaci tam mollis turba Canopi
hos animos! sic fata premunt civilia mundum!

sic

ſic Romana jacent! ullusne in cladibus iſtis
eſt locus Aegypto? Phariusne admittitur
enſis?
Hauc certe ſervate fidem, civilia bella,
cognatas praeſtate manus, externaque mon-
ſtra
Pellite, ſi meruit tam claro nomine Ma-
gnus
Caeſaris eſſe nefas. tanti, Ptolemaee, rui-
nam
Nominis haud metuis? caeloque tonante
profanas
inſeruiſſe manus, impure ac ſemivir, au-
des?
Non domitor mundi, nec ter Capitolia
curru
invectus, regumque potens, vindexque ſe-
natus,
victoriſque gener; Phario ſatis eſſe ty-
ranno
quod poterat, Romanus erat.
. . . .
Quid tibi ſaeva preces pro tanto crimine
tellus?
Vertat aquas Nilus, quo naſcitur orbe, re-
tentus;
et ſteriles egeant hibernis imbribus agri,
totaque in Aethiopum putres ſolvaris are-
nas.

Nos

Nos in templa tuam Romana recepimus Isim,
semideosque canes, et sistra jubentia luctus,
et quem tu plangens hominem testaris Osirin:
tu nostros, Aegypte, tenes in pulvere Manes. —
Tu quoque, quum saevo jam dederis templa tyranno,
nondum Pompeji cineres, o Roma, petisti. —
velit uti
nostro Roma sinu: satis o nimiumque beatus,
si mihi contingat manes transferre nevulsos
Ausoniam, si tale ducis violare sepulcrum.

In Rücksicht auf Sprache und Wohlklang des Verses kann Lucan mit dem Virgil gar nicht verglichen werden, und er verhält sich zum leztern kaum so, wie Seneca und der ältere Plinius sich zu Cicero und Livius verhalten. Selbst aus der grössern Schwierigkeit und Dunkelheit des Gesangs kann man schliessen, daß Lucan eine weniger schöne Dichter-Sprache habe, als Virgil. Wenn er irgend einen Vorzug vor dem Virgil in Ansehung der Sprache hat, so ist es manch-

mal ein gewisses Feuer des Ausdrucks, das auch Quintilian in ihm anerkannte.

Milton's verlornes Paradies.

Milton wagte es unter den grossen Dichtern der neuern Zeit zuerst, den Stoff eines Helden-Gedichts aus der heiligen Geschichte zu nehmen, übermenschliche gute und böse Wesen, wie die heiligen Bücher sie schildern, als handelnde Personen einzuführen, und den Schauplatz der Handlung manchmal ausser der Erde in die Wohnsitze der Seeligkeit, und der Quaal zu verlegen. Nur ein Milton konnte in einer solchen Unternehmung glücklich seyn, und vielleicht auch nur in seinem Zeit-Alter, wo die Religion viel weniger gereinigt, viel sinnlicher, und mit kennbaren Ueberbleibseln heidnischer Mythologie, und selbst von Ritterschafft vermischt war.

Das Süjet des verlornen Paradieses ist so einfach, daß es einem jeden andern, als Milton, unmöglich würde geschienen haben, darinn Stoff genug für ein Helden-Gedicht von zwölf Gesängen, und von beynahe 10000 Versen zu finden. Milton besingt den unglück-

glücklichen Fall der ersten Eltern, durch die List des bösen Feindes veranlaßt, und die darauf erfolgte Vertreibung aus dem Paradiese. Auch Milton aber wäre es vielleicht unmöglich geworden, aus dieser Geschichte ein grosses Helden-Gedicht herauszuarbeiten, wenn er nicht mit der Geschichte der Erde, und der ersten Menschen die Geschichte des Himmels verbunden, und den Fall der bösen Engel, ihren Krieg mit der Gottheit, und ihren Hinab-Sturz in die Hölle besungen hätte.

Wenn man Milton's Sujet und das ganze Gedicht nach den Mustern und Regeln der Alten beurtheilen wollte, so würde das gröste Meisterstück der heiligen epischen Muse das Opfer einer einseitigen Kritik werden. Der Gegenstand des verlornen Paradieses ist zwar wichtig durch die traurigen Folgen für das ganze menschliche Geschlecht, allein er enthält keine heldenmässige Handlung. Die Haupt-Personen handeln nicht so wohl, als sie leiden, indem sie verführt werden; und selbst dieser Actus hat für die Phantasie nichts grosses oder erfüllendes. Ferner ist zwischen der Haupt-Begebenheit, und den episodischen Begebenheiten gar kein Verhältniß. Denn nur im vierten, neunten, und dem zwölften Gesange findet man Vorbereitung zur Haupt-

Handlung, Haupt-Handlung selbst, und Folgen derselben. Die übrigen Gesänge enthalten lauter vorhergehende Vorfälle, ohne die wir die Haupt-Begebenheit sehr wohl begreifen könnten. — Allein alles dieses muß man nicht so wohl für Fehler, als für Abweichungen von Regeln und Mustern halten, die nicht für Milton gegeben waren, und die er auch nicht nachahmen wollte: für Abweichungen, die wir beym Lesen gar nicht entdecken, sondern erst alsdann wahrnehmen, wenn wir Milton's Gedicht mit den Werken des Alterthums vergleichen: Abweichungen endlich, ohne welche er ein so herrliches Gebäude, als sein verlornes Paradies ist, gar nicht hätte aufführen können.

Wenn man sich nicht vorsetzlich den Gesichtspunct verrückt, aus welchem man Milton's Gedicht ansehen muß, und wenn man also nicht ängstlich darauf Achtung gibt, ob das, wovon man gerührt und erschüttert wird, von den Kunst-Richtern Haupt-Handlung oder Episode genannt werde, sondern nur allein darauf merkt, ob der Dichter alle Theile seines Werks gut geordnet, und dichterisch behandelt habe, so muß man gestehen, daß Milton's verlornes Paradies selbst in Rücksicht auf Anordnung ein Meisterstück sey, ungeach-

geachtet es weder mit dem Homer, noch den Regeln des Aristoteles übereinstimmt.

Gleich im ersten Gesange zeigt uns Milton die gefallenen Engel, wie sie noch sinnlos von dem entsetzlichen Sturze sich in den Gefilden des Jammers wälzen, sich endlich aufraffen, und die Reste ihrer verlornen Herrlichkeit, und ihrer geschwächten Kraft dazu anwenden, um über ihr unglückliches Schicksal zu rathschlagen. Sie versammlen sich um den Thron Satans ihres Führers, und ihr gemeinschafftlicher Entschluß fällt endlich dahin aus, daß sie einen bessern Aufenthalt aufsuchen, und sich an der Gottheit dadurch rächen wollen, daß sie eine neu-geschaffene Welt zerstören und ihre Bewohner unglücklich machen. Satan selbst tritt die Reise nach der neuen Welt an. Gleich einer Feuer-Säule durchfleucht er das unermeßliche Reich des Chaos und der Nacht, wo alle Elemente mit einander streiten, und als ein unruhiger Stoff zu künftigen Welten sich in undurchdringlicher Finsterniß wälzen. Endlich erreicht er die Erde, und selbst das Paradies, wo er mit Erstaunen die ersten Eltern in aller Reinheit und Seeligkeit der Unschuld, und in dem himmlischen Glanze ihrer unverdorbenen Schönheit antrifft. Raphael warnt die

Stamm-Eltern des Menschen-Geschlechts vor den Nachstellungen ihres Feindes, und erzählt ihnen, um seinen Warnungen einen desto grössern Nachdruck zu geben (vom 5.–9. Gesänge) den Krieg Satans mit den Engeln, und seine Ueberwindung durch den Sohn Gottes. Nichts destoweniger findet Satan Gelegenheit, sich in das Paradies einzuschleichen, und die Mutter der Sterblichen in der Gestalt einer Schlange zu verführen. Nach dieser Uebertretung des göttlichen Befehls wird der Engel Michael herabgesandt, die ersten Eltern aus dem Wohnsitze irrdischer Glückseeligkeit auszutreiben, sie aber zugleich durch Hoffnungen von Genugthuung und Gnade zu trösten. Adam sieht in einem göttlichen Gesichte die Schicksale seiner Nachkommenschafft bis über die Erbauung des Babylonischen Thurms hinaus.

Die handelnden Persohnen im verlornen Paradiese sind theils die ersten Eltern, theils aber übermenschliche gute, oder böse Naturen. Die erstern haben keine von den Vollkommenheiten, wodurch uns die Helden im Homer, und andern Epischen Gedichten vorzüglich interessant werden, und doch erregen sie eine eben so lebhafte Theilnehmung, als die Stamm-Eltern unsers Geschlechts, noch mehr aber

durch

durch ihre Schönheit, Unschuld und Glückseeligkeit, deren Wahrnehmung uns eine Zeitlang mit glücklich macht, und deren Verlust uns mit dem zärtlichsten Mitleiden erfüllt. Weil Milton wuste, wie unwiderstehlich der Anblick schöner, unschuldiger, und glücklicher Geschöpfe sey, so war er deßwegen so ausführlich in seiner Schilderung des Paradieses, und der ersten Eltern im vierten Buch. Adam und Eva sind also dennoch äusserst interessant, ungeachtet wir sie nur wenig handeln sehen.

In der Art, wie Milton die Gottheit, und die guten so wohl, als bösen Engel reden, und handeln läßt, herrscht freylich viel Anthropomorphismus, aber ein solcher, der wahrscheinlich damals allgemeiner Glaube war, und der sich auch jetzo noch unter dem weniger aufgeklärten Theile der Christen findet. Gott ruht auf einem unbeweglichen Throne, entweder in heiligem Dunkel, oder in einem so vernichtenden Glanze, daß selbst Cherubime gezwungen werden, ihr Antlitz mit ihren Flügeln zu bedecken. Jehova redet, und donnert, wie Jupiter. Sein Sohn sitzt zu seiner Rechten, und himmlische Heerschaaren, die ihn umgeben, sind auf jeden seiner Winke bereit. Diese Leibwachen Jehova's bestehen

aus schönen geflügelten Jünglingen in menschlicher Gestalt, und von verschiedener Würde. Der Himmel, ihr Wohnsitz, ist mit aller Pracht der Natur und Kunst, wie die Höfe und Gärten Morgenländischer Könige ausgeschmückt. Der Himmel hat Berge, Thäler, Ströme, Bäche, Blumen, und Haine, in denen sich die Engel, wie die Griechischen Helden in Elysiums Gefilden ergötzen und beschäfftigen.

Mit ausserordentlicher Stärke schildert Milton, den Fürsten der gefallenen Engel, Satan, dessen Charakter er in jeder seiner Handlungen durchscheinen läßt. Er gibt ihm Leibes-Stärke, so groß als man sie sich in einem unsterblichen endlichen Wesen nur denken kann: Ehrsucht, die lieber über eine Hölle herrscht, als in den Oertern der Seeligkeit dient: Unbiegsamkeit, oder Verstocktheit, die gleichsam aus der Verzweyflung selbst Trost schöpft, und wüthende Bosheit, die im Schadenthun die gröste Linderung von unsäglicher Pein findet. Satan ist die thätigste Person im ganzen Gedichte, und wenn man die Haupt-Person eines epischen Gedichts allein nach dem grösten Maasse von Handlung oder Thätigkeit bestimmen dürfte, so würde man ihn unstreitig für den Helden des verlornen Paradieses erklären müssen.

Unge-

Ungeachtet die ganze Schilderung der Gottheit, der guten und bösen Engel, des Himmels und der Erde, wie wir sie im Milton finden, mit unsern jetzigen Begriffen durchaus unvereinbar ist, so setzen wir uns doch leicht in die Vorstellungs-Art des Dichters hinein, so lange dieser innerhalb der Gränzen des allgemeinen Volks-Glaubens seiner Zeit stehen bleibt. Sobald er aber über diesen hinaus geht, so wird er unwahrscheinlich, und ungeheuer. Wir können es noch ertragen, daß übermenschliche gute und böse Wesen miteinander kämpfen; allein wir können unmöglich ernsthaft bleiben, wenn Milton die guten Engel in den Rüstungen alter Helden kämpfen, wenn er sie zurücktreiben und verwundet werden, wenn er den Satan ohne weitern Schaden mitten von einander hauen, und nach der ersten Niederlage Pulver und Canonen erfinden, aber von seinen Gegnern mit ganzen Bergen niederwerfen läßt. Nicht bloß lächerlich, sondern ganz unwürdig ist es, Gott den Vater redend einzuführen, als wenn er in Gefahr wäre, durch die Empörung der bösen Engel Gottheit und Herrschafft zu verlieren: V. 729. et sq. v.

Let us advise, (sagt der Vater zum Sohn,)
and to this hazard draw

With ſpeed what force is left, and all employ
in our defenſe, leſt unawares we loſe
This our high place, our ſanctuary, our hill.

Ueber alle Vorſtellung ſcheußlich und abgeſchmackt ſind die Verwandlung Satans in eine Kröte, als er ſich zum erſten male in das Paradies einſchleicht, und noch mehr die Allegorie von der Sünde und dem Tode, (II. 650. u. f. V.) die aber, ſo unleidlichen Eckel ſie einflößt, dennoch viele wahrhaftig erhabene Gedanken und Bilder enthält. Es iſt eine ſehr glückliche Erdichtung, daß die Sünde aus Satan's Haupt entſtand: daß die Vermiſchung Satans mit der Sünde den Tod gebar, allein daß der Tod wiederum ſeine Mutter nothzüchtigte, und daß daraus eine Brut von bellenden, aus dem Leibe der Mutter bald hervorbrechenden, bald darinn zurückkehrenden Hunden entſtand, iſt gleich ungereimt und eckelhaft.

The one ſeem'd woman to the waſte, and fair,
but ended foul in many a ſcaly fold
voluminous and vaſt, a ſerpent arm'd
With mortal ſting: about her middle round

A cry of Hell-Hounds never ceasing bark'd
with wide Cerberean mouths full loud, and rung
a hideous peal: yet, when the list, would creep,
it ought disturb'd their noise, into her womb,
and kennel there, yet there still bark'd and howl'd,
within unseen.

Zu den glücklichsten Erdichtungen hingegen gehören das Gesicht Adams im elften Buch, und noch mehr die Fiction von dem Reiche der Nacht und des Chaos, (II. 890. 960.) die man zugleich als ein Muster von Erhabenheit in Bildern ansehen kann. Ungeachtet Milton das Grosse und Schreckliche mit einer fast unerreichten Stärke schildert, (I. 60. VI. 865. 880. und die eben angeführte Stelle,) so ist er doch nicht weniger unnachahmlich in der Beschreibung der sanften und schönen Natur, wie besonders das so oft bewunderte Gemälde der beyden ersten Eltern im Stande der Unschuld zeigt. (IV. 285-320.) Milton wagte es unter den Engländern zuerst, ein so grosses Gedicht in reimlosen Jamben zu schreiben, deren schneller Gang, und uner-

unerreichte Melodie von allen Kunstrichtern seiner Nation gepriesen worden ist.

Vierzehntes Capitel.

Von dem komischen Helden-Gedicht.

§. 1.

Ungeachtet das komische Helden-Gedicht ganz andere Absichten hat, als das ernsthafte, so hat es doch dieselbigen wesentlichen Bestandtheile. Von dem Süjet kann man im Allgemeinen weder sagen, daß es klein seyn müsse, noch daß es nicht groß seyn könne. Einheit der Handlung findet auf eine eben so verschiedene Art im komischen, als im ernsthaften Helden-Gedicht Statt. Auch muß das komische Helden-Gedicht Action, wie das ernsthafte haben, nur entsteht Action in dem ersten aus ganz andern Handlungen, Begebenheiten, und Reden, als in dem letztern. In den Charakteren der Helden oder Haupt-Personen der komischen Epopoe ist eine viel grössere Mannigfaltigkeit, als in denen der ernsthaften möglich; weniger in denen der Neben-Personen. Weil man ein Helden-Gedicht ohne Maschinen für ein Unding,

ding, oder ein Ungeheuer hielt, so brauchten Dichter bald die Götter der Griechischen Mythologie, bald die Götter der Cabbala, oder wenn man anders so reden kann, des Volks-Aberglaubens, endlich allegorische Wesen, als handelnde Personen, meistens mehr zum Nachtheil, als zur Erhebung ihrer Werke. Wenn man in dieser Art die Batrachomyomachie, die dem Homer zugeschrieben wird, den Hudibras von Buttler, den geraubten Eimer von Tasso, den Lockenraub von Pope, den Pult von Boileau, und dann die komischen Helden-Gedichte von Wieland beurtheilt, und beurtheilen hört, so hat man genug gethan, um mit den Gesetzen und vornehmsten Mustern dieser Dichtungs-Art bekannt zu werden, und bekannt zu machen. Zur Probe will ich mein Urtheil über Boileau's Pult hersetzen.

Le Lutrin, Poëme Heroi-Comique

Die Veranlassung zu diesem Gedicht war ein wirklicher Streit zwischen dem Trésorier und Chantre bey der sainte Chapelle zu Paris, der dem damaligen Präsidenten von Lamoignon so lächerlich vorkam, daß er unsern Dichter aufforderte, ihn zum Gegenstande eines Helden-Gedichts zu machen, welcher Aufforderung Boileau wirklich folgte. Das

Sü-

Sujet, so wie der Dichter es bearbeitet hat, ist kürzlich folgendes. Der Chantre der sainte Chapelle in Paris vertrat in der Kirche die Stelle des Trésorier, und maaßte sich Ehrenbezeugungen an, die dieser ihm nicht zugestand. Um also den stolzen Chantre zu demüthigen, ließ der Trésorier einen ungeheuren Pult auf das Chor setzen, der den aufgeblasenen Chantre vor der ganzen Christlichen Gemeinde bedeckte. Diese Schmach war dem Chantre unerträglich. Er ließ also das Werkzeug derselben mit Gewalt wegbrechen, worüber es zwischen den geistlichen Herren und ihren Helfershelfern zu einem grimmigen, aber doch nicht mörderischen Gefecht kam. Dieser heilige Krieg wurde endlich von dem Präsidenten von Lamoignon dahin beygelegt, daß der Chantre den Pult wieder aufrichten, und einen ganzen Tag stehen lassen, der Trésorier aber ihn nachher wieder wegnehmen lassen sollte.

Das Sujet konnte für ein komisches Helden-Gedicht nicht glücklicher gewählt, oder erdichtet werden, allein Boileau hat es nicht so behandelt, wie es scheint, daß es hätte bearbeitet werden können. Zuerst sind alle Personen weder nach der Natur geschildert, noch auch auf eine solche Art erdichtet, daß dadurch

der Haupt-Zweck des komischen Helden-Gedichts in hohem Grade erreicht worden wäre. Der Trésorier wird als ein fetter gefrässiger sein ganzes Leben verschlemmender Prälat geschildert, der aber so träge ist, daß er erst von der Göttinn der Zwietracht zur Behauptung seiner Vorzüge aufgerüttelt werden muß, und der alsdann auf einmal so gereitzt wird, daß er, wie ein Kind, weint. Ein solcher Charakter war den Absichten des Dichters, oder dem letzten Zwecke des komischen Helden-Gedichts ganz zuwider. Entweder hätte Boileau seinen Trésorier als einen feierlich cärimoniösen, in der Wissenschafft der Etiquette hoch erfahrnen, und auf äussere Vorzüge höchst eifersüchtigen Mann, oder auch als einen eitlen Thoren schildern sollen, der nach den seiner Würde gebührenden Merkmalen von Ehrerbietung um desto begieriger gewesen wäre, je weniger er sich durch persönliche Verdienste die geringste Achtung hätte erwerben können. Der Charakter des Chantre ist zwar nicht so unglücklich entworfen, als der seines Widersachers, allein er hat doch auch das nicht, was die Charaktere des komischen Helden-Gedichts so interessant macht. Der Chantre ist heftig und reitzbar genug, aber er ist und meynt es in allen seinen Streitigkeiten zu ernstlich, als daß man über ihn lachen könnte.

Unter

Unter den Neben-Personen ist der einzige fette Dohmherr, Evrard, wahrhaftig lächerlich, und durch seine Lächerlichkeit interessant. Als der Chantre seiner Parthey den Vorschlag thut, eine Menge von Büchern durchzusuchen, um Gründe und Belege für die Behauptung ihrer Vorrechte zu finden, bricht Evrard voll Schreckens und Unwillens in folgende Worte aus: (Chant IV.)

Moi? dit-il, qu' à mon âge, écolier tout nouveau,
J'aille pour un lutrin me troubler le cerveau?
O le plaisant conseil! Non, non songeons à vivre,
Va maigrir, si tu veux, et secher sur un livre.
Pour moi, je lis la bible autant, que l'alcoran.
Je sais ce, qu'un fermier nous doit rendre par an:
sur quelle vigne à Reims nous avons hypotheque.
Vingt muids rangés chez moi sont ma bibliotheque:
en plaçant un pupitre on croit nous rabaisser.
Mon bras seul sans latin saura le renverser.

Que

Que m' importe, qu' Arnaud me condamne ou m' approuve?
J'abbats ce qui me nuit par tout, où je le trouve.
C'est la mon sentiment. A quoi bon tant d'apprêts?
du reste déjeûnons, messieurs, et buvons frais.

Wahre komische Action ist im ganzen Gedichte nur sehr wenig. Den grösten Theil desselben machen die nicht-komischen Schilderungen und höchst unwahrscheinlichen Handlungen einer Menge von allegorischen Personen aus. Ausser der Zwietracht, die sich so gar in eine lebende Person verwandelt, und in dieser Verwandlung eine lange Rede hält, kommen in Boileau's Pulte noch die Nacht, die Weichlichkeit, die Chicane, die Frömmigkeit und Gerechtigkeit vor. Die leztere hält dem Präsidenten von Lamoignon eine schmeichelhafte Lobrede, worinn Gott und Ludewig der Grosse auf eine damals nicht ungewöhnliche, aber dem sonst schmähenden Despreaux gewiß nicht ehrenvolle Art verbunden werden:

Ariste, dont le Ciel, et Louis ont fait choix
pour régler ma balance, et dispenser mes lois.

Die wenigen Gleichnisse und Beyspiele, die der Dichter braucht, verunglücken ihm fast alle. Von dieser Art ist das Gleichniß zwischen den Bestürmern des Pultes, die durch eine grosse Eule vertrieben werden, und einer Schaar muthwilliger Schüler, welche der Anblick ihres Lehrers aus einander treibt, und dann die Vergleichung zwischen den Wirkungen der Aufmunterung zum Streit durch die Zwietracht in der Person des Sidrac, und der Tapferkeit des grossen Condé, der bey Lens die fliehenden Schaaren zurück rief, und von neuem zum Kampfe führte.

Funfzehntes Capitel.

Vom Trauerspiel.

Ausser den Abschnitten, vom Trauerspiel, in Sulzers, Homens, Batteux, und Marmontels bekannten Werken, und ausser Lessings Dramaturgie sehe man noch über diese Dichtungs-Art:

Hurd's zweyte Abhandlung hinter seinem Commentar über Horazens Epistel an die Pisonen.

Humens Essai sur la Tragedie im vierten Bande seiner französisch übersetzten moralischen und politischen Versuche.

Voltaire sur la Tragedie. Alle discours préliminaires zu seinen Trauerspielen sind viel unterrichtender, als Corneillens Aufsatz über das Trauerspiel.

§. 1.

Es ist noch nicht lange, daß man vom Trauerspiele, besonders von der letzten Absicht dieser Dichtungs-Art die einseitigsten und eingeschränktesten Begriffe hatte, und die Erregung von Furcht oder Schrecken, und Mitleiden als den Zweck aller Bemühungen, und Kunst des tragischen Dichters ansah. Schakespear's Meisterstücke lehren uns bes-

ser, als alle Ueberbleibsel der Alten, was das Trauerspiel in unsern Zeiten, und Verfassungen, bey unserer Aufklärung und Sitten seyn, und leisten könne.

§. 2.

Das Süjet, oder wie andere sagen, die Fabel, oder Handlung kann in eben so mannichfaltiger Bedeutung Einheit haben, als das Süjet eines epischen Gedichts. Einheit der Handlung muß nicht mit Einfachheit verwechselt werden a), die man in der neuern Zeit bald nicht recht verstanden, und bald ohne hinreichende Gründe gelobt hat. Wenn diejenigen, welche die Einfachheit Griechischer Trauerspiele bewunderten, zugleich lebhafte Action verlangten, so forderten sie etwas widersprechendes. So wie das Süjet eines Trauerspiels zu einfach oder unfruchtbar seyn kann, so kann es auch zu gedrängt, oder zusammengesetzt seyn. Einheit der Handlung in Trauerspielen schließt zwar Episoden nicht aus, allein diese können in Trauerspielen nicht in dem Maasse, wie in epischen Gedichten gebraucht werden.

a) Aristot. Poetic. c. 10. 12.

§. 3.

Auch von Trauerspielen verlangten manche Kunstrichter ein gewisses tragisches Wunderbare, und priesen besonders einige Theaterstreiche, die in den Griechischen Stücken gewöhnlich waren. Allerdings sind Charaktere, Handlungen, und Begebenheiten in Trauerspielen anders, als im gemeinen Leben, aber nicht um Staunen oder Verwunderung zu erregen. Die Begebenheiten und Handlungen im Trauerspiel brauchen nicht allein nicht wunderbar zu seyn, sondern sie dürfen auch nicht immer unerwartet seyn. Maschinen sind den Trauerspiel-Dichtern unserer Zeit noch viel weniger erlaubt, als sie Schakespearn erlaubt waren.

§. 4.

Um den verhältnißmässigen Werth, den Trauerspiele durch die Wahl der Sujets erhalten, beurtheilen zu können, ist es am besten, sie nach der Beschaffenheit der Haupt-Personen in gewisse Classen abzutheilen. In die erste Classe kann man diejenigen Trauerspiele setzen, in welchen durchaus gute oder unschuldige Personen entweder von einem unvermeidlichen Verhängniß, oder durch die unverdiente Bosheit von Feinden, oder durch

eine unglückliche Collision von Pflichten, oder in der Ausführung grosser Unternehmungen zu Grunde gerichtet, oder unglücklich werden. Die verschiedenen Unter-Arten, welche diese erste Classe von Trauerspielen unter sich begreift, sind nicht alle gleich peinlich für empfindliche Menschen. Das Wohlgefallen aber, welches die Griechen an solchen Trauerspielen fanden, die das schmerzhafteste Mitleiden erregten, zeigt ausser andern Datis ihren grossen Abstand von den neuern aufgeklärten Völkern an. Die Tragiker der neuern Zeit dürfen unter keiner Bedingung schuldlose oder verdiente Männer einem unvermeidlichen Verhängnisse gleichsam als Schlacht-Opfer darbringen, und noch weniger die Bosheit ungestraft über die Unschuld triumphiren lassen.

§. 5.

Eine andere Classe von Trauerspielen umfaßt diejenigen, in welchen sonst gute oder grosse Menschen durch Vorurtheile, Schwachheiten, und Leidenschafften, die mit Güte und Grösse des Herzens vereinbar sind, in Unglück oder gar in unwiderbringliches Verderben hineingezogen werden. Die dritte und letzte Haupt-Classe endlich besteht aus solchen Trauerspielen, in welchen interessante Böse-

wich-

wichter und Verbrecher die Haupt-Personen sind. In allen diesen verschiedenen Arten von Trauerspielen kann das Sujet entweder ganz wahr, oder ganz erdichtet, oder gemischt seyn. Wenn alles übrige gleich ist, so sind Sujets um desto vorzüglicher, je mehr sie wahr, und je weniger sie erdichtet sind. Es ist nicht nöthig, daß Trauerspiele in der Bedeutung Verschürzung, Knoten, und Auflösung haben, in welcher die Griechischen sie hatten.

§. 6.

Nach den Mustern und Regeln der Alten konnten die Haupt-Charaktere des Trauerspiels nur erlauchte Personen, entweder durch Geburt, und Stand, oder durch Thaten seyn. Die neuere Zeit lieferte tragische Dramen, in welchen die handelnden Personen aus dem mittlern Stande genommen waren; und diese Neuerung hielt man für eine so wichtige Erweiterung der tragischen Dichtkunst, daß man dafür den Namen des bürgerlichen Trauerspiels erfand. Allein wenn man die Sache von allen Seiten betrachtet, so ist die Erfindung lange so groß nicht, als wofür man sie gehalten hat.

§. 7.

Unendlich wichtiger ist eine andere Abweichung vom Griechischen Trauerspiel, die man sich in der neuern Zeit erlaubt hat, nämlich die nicht ängstliche Beobachtung der Einheit der Zeit und des Orts, welche die Griechen meistens beobachten musten, und sehr oft gerne übertreten hätten, wenn die Einrichtung ihres Theaters es erlaubt hätte. Die Verletzung der Einheit der Zeit und des Orts hat aber auch ihre Gränzen, und unsere Dichter dürfen sich nie erlauben, was sich die abgeschmackten Schauspieler der Sinesen, und anderer Asiatischer Völker erlauben. Die Zahl von Aufzügen und Auftritten sollte nicht eigenmächtig, sondern durch die Natur der Sujets, und die eigenthümliche Einrichtung des Theaters, und der theatralischen Ergötzungen eines Volks bestimmt werden. Die Frage, ob es besser sey, Trauerspiele in Prose, oder in Versen zu schreiben, muß man nach der Verschiedenheit der Sprachen, und des einmal entschiedenen Geschmacks eines Volks bald mit Ja, und bald mit Nein beantworten.

§. 8.

Die Vorzüge des tragischen Dialogs kann man zwar in allgemeinen Ausdrücken an-

angeben, allein diese allgemeinen Vorschriften oder Rathschläge helfen dem jungen arbeitenden Dichter eben so wenig, als alles, was man über den Plan, oder die Anordnung des Trauerspiels, über den Ausdruck der Leidenschafften, und die tragische Sprache, über die Zeit, und das Maaß einzustreuender Betrachtungen, und über die Entwerfung und Behandlung von Charakteren gesagt hat, oder sagen kann: etwa einige Gedanken über die Ursachen ausgenommen, warum die Charaktere des Trauerspiels ausgezeichneter, oder origineller seyn müssen, als gewöhnliche Menschen zu seyn pflegen. Man muß nicht einmal versuchen, durch Regeln und Kunst etwas lehren zu wollen, was die Natur allein geben, und das Genie allein bewirken kann.

§. 9.

Die dramatischen tragischen Vorstellungen der Alten unterschieden sich von den neuern am meisten durch die Grösse und Pracht ihrer Theater und Amphitheater, durch die Zeit, wann sie gegeben wurden (denn es wurde nur bey Tage gespielt,) durch die gänzliche Entfernung weiblicher Schauspieler, und durch die abentheuerlichen Kleidungen und Vermummungen der spielenden Personen,

welche Vermummungen aus mehrern Ursachen nothwendig waren a). Die Trauerspiele selbst weichen von den unsrigen am meisten durch die Chöre ab, von welchen man sich wundern muß, daß man sie im Alterthum ihrer grossen Unbequemlichkeiten willen so lange beybehalten hat. In der Versification, und der Wahl von Sújets aus der Geschichte oder Ueberlieferung ihrer Vorfahren hatten die Griechen vor den meisten neuern Trauerspiel-Dichtern wirkliche Vorzüge; doch muß man sich nicht vorstellen, als wenn die Griechischen Tragiker so grosse moralische Zwecke zu erreichen gesucht hätten, als ihnen bisweilen untergeschoben werden. In Ansehung der Plane, der Behandlung von Charakteren, des Ausdrucks der Leidenschafften, und des Gebrauchs von Maschinen können sie selten von den Neuern nachgeahmt werden. Das Griechische Trauerspiel, das mehr Oper, als Trauerspiel im heutigen Geschmack war, wurde unter dem August und in spätern Zeiten fast ganz durch die grosse Pantomime verdrängt b). Die satyrischen Schauspiele gehörten zu den Dramen, die man in den neuern Zeiten mit dem Namen von Tragi-Komödien belegt hat c).

a)

a) Lucian. de Saltat. in Oper. T. II. p. 284. 85. Edit. Reitzii. Die Herren Grafen von Stollberg haben in ihren Schauspielen mit Chören die glücklichsten Nachahmungen Griechischer Tragoedien geliefert, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat. Sprache, Bilder, und Gedanken sind meistens gleich musterhaft; allein selbst diese von mehrern Seiten vortrefflichen Dramen müßten, dächte ich, einen jeden überzeugen, daß die Einrichtung des Griechischen Trauerspiels unsern Zeiten nicht angemessen sey.

b) Lucian. l. c.

c) Man sehe die bekannte Schrift von Casaubon de Satyr. Poes. veterum, und unsers Herrn Prof. Buhle Programm von den satyrischen Dramen der Griechen.

§. 10.

Schakespears Trauerspiele also, in welchen meistens tragische und komische Personen und Scenen abwechseln, könnten selbst durch die Muster der Alten gerechtfertigt werden, wenn sie eine solche Rechtfertigung nöthig hätten a). Ausser allen bisher bekannten Arten von tragischen Dramen läßt sich endlich noch eine ganze neue denken, solche nämlich, die nicht von Schauspielern aufgeführt, sondern nur gelesen würden, und denen man viele Vorzüge verschaffen könnte, die in solchen Stücken gar nicht Statt finden, die vorgestellt werden sollen.

a) Man sehe Beatt. philos. Vers. I. 287.

Sopho=

Sophokles.

Die Griechen hatten freylich viel mehr Trauerspiel-Dichter, als die drey, deren Werke zu uns gekommen sind, allein es ist doch verwundernswürdig, daß unter den übrigen keiner sich dem Aeschylus, Euripides, und noch weniger dem Sophokles näherte. Um die Natur des Griechischen Trauerspiels etwas genauer kennen zu lehren, und die Vergleichung desselben mit dem neuern zu erleichtern, will ich ein Stück des Sophokles, und ein anderes vom Euripides ausführlicher beurtheilen. Ich werde aber diese Stücke nicht Vers für Vers durchgehen, auch nicht einmal auf den Gang und die Eigenthümlichkeiten des Dialogs, oder auf die Aeusserungen des Chors Rücksicht nehmen, weil ich sonst zu unzweckmässig weitläuftig werden müste.

Für das beste oder eins der besten Stücke des Sophokles hielt man von jeher dasjenige, welches der König Oedipus überschrieben ist. Das Süjet desselben ist folgendes: Theben wurde von verderblichen Seuchen heimgesucht, die man als göttliche Strafen ansah, und wogegen man also auch übernatürliche Mittel zu entdecken sich bemühte. Der König von Theben, Oedip, den man wegen der Erlegung des Sphynx freywillig zum Be-

herrscher des Volks, und zum Gemahl der verwittweten Königinn Jokaste erwählt hatte, war über diese Land-Plagen äusserst bekümmert, und schickte seinen Schwager Kreon nach Delphi, um den Gott um die Ursachen und Rettungs-Mittel gegen die grossen Uebel zu fragen. Der Gott in Delphi antwortete, daß man den Mörder des verstorbenen Königs Lajus aufsuchen, und bestrafen müsse, wenn man den Zorn, und die Strafen der Götter heben wolle. Der edle, sein Volk innig liebende Oedip befolgte den Rath des Apollo mit dem grösten Eifer, und entdeckte endlich, daß er als Kind um eines Götterspruchs willen, der dem Lajus einen gewaltsamen Tod durch die Hand seines Sohnes verkündigte, ausgesetzt, aber heimlich erhalten worden: daß er in der Folge in einem Streit, in welchen er auf einem öffentlichen Wege nach zuerst empfangenen Beleidigungen mit einem Fremdling gerieth, in diesem Fremdling seinen Vater erschlagen, und nachher seine eigene Mutter geheirathet habe. Nach dieser fürchterlichen Entdeckung erhenkt sich Jokaste, und Oedip selbst geht in's Elend, nachdem er sich vorher die Augen ausgerissen hatte.

Es läßt sich kaum ein Stück denken, welches allen Forderungen der Griechischen Kunstrichter so vollkommen Genüge leistete, als der Oedipus des Sophokles. In diesem Trauerspiele sind die drey Einheiten auf das genauste beobachtet: es erregt Furcht, Schrekken und Mitleiden in hohen Graden: es enthält Knoten und Auflösung, Wiedererkennung und Peripetie, oder plötzliche Umwälzung des Schicksals der Haupt-Personen. Die gröste Kunst aber hat der Dichter in der Anordnung oder dem Plan seines Trauerspiels bewiesen. Er nutzt und stellt alle Umstände vortrefflich, um die Zuschauer oder Leser gleich anfangs fürchten und den Oedip so lange, als möglich, sicher zu machen; und nur allmälich entwickelt sich des Königs grausenvolles Schicksal. Zuerst erscheint der König, gibt dem Chor, einer Versammlung von niedergeschlagenen, und seine Hülfe anflehenden Greisen seine Traurigkeit über den Zustand des Vaterlandes zu erkennen, und meldet ihnen, daß er den Kreon zum Apoll nach Delphi geschickt habe. Während dieser Unterredung kömmt Kreon zurück, und gibt nach dem Ausspruch des Gottes als die Ursache des Uebels an, daß man den Mord des Königes Lajus ununtersucht und ungerochen gelassen habe. Hierauf fordert der

König einen jeden aus dem Chor auf, den Thäter, wenn man ihn wisse, anzugeben. Allein die versammleten Greise bezeugen ihre Unwissenheit, und rathen den Wahrsager Tiresias zu rufen. Tiresias weigert sich eine Zeitlang, die Wahrheit zu sagen. Als aber der König ungestüm in ihn dringt, sagt er ihm zu seinem grösten Erstaunen, daß er selbst, der König, der Mörder des Lajus sey. Weil Oedip sich seiner Unschuld bewust war, geräth er auf den Argwohn, daß Tiresias sich vom Kreon habe bestechen lassen, um den Oedip durch die Beschuldigung des Vater-Mordes zu verjagen, und sich alsdann des erledigten Thrones zu bemächtigen. Oedip mißhandelt nicht nur den Wahrsager, sondern auch den Kreon in den heftigsten Worten, und droht letzterem mit Tod oder Verweisung. Diesen Streit unterbricht Jokaste, die den Oedip zu besänftigen und zugleich zu beruhigen sucht. Sie erzählt den Götterspruch des Apoll, nach welchem Lajus von seinem eigenen Sohne sollte umgebracht werden, und nach welchem sie ihren Sohn in den Wildnissen des Berges Kytheron hätte aussetzen lassen, wo er ohne Zweyfel umgekommen sey, und weder dieser Sohn also, noch weniger Oedip habe den Lajus erschlagen können. Nichts destoweniger setzt

die

die Beschreibung des Landes, der Gegend, und der Zeit, worinn Lajus von Mördern überfallen worden, den Oedip in bange Befürchtungen; denn alle diese Umstände treffen genau mit den Umständen eines Kampfs zusammen, in den er vormals mit einem Unbekannten verwickelt worden war. Einst nämlich warf ihm in der Jugend ein trunkener Gast an einem Gastmal vor, daß er nicht der Sohn des Korinthischen Königes Polybus, und der Merope sey, wofür er sich selbst hielt, und bisher von andern gehalten worden war. So sehr ihn auch seine Eltern über diese Beschuldigung zu beruhigen suchten, so blieb doch ein Stachel in seinem Herzen zurück, und er reiste also heimlich nach Delphi, um von dem Apoll eine nähere Aufklärung über seine Geburt zu erhalten. Allein der Gott ließ seine Frage unbeantwortet, verkündigte ihm aber zugleich, daß er seinen Vater ermorden, und mit seiner Mutter sich vermischen würde. Nach diesen Unglücksvollen Weissagungen entfernte sich Oedip von Korinth, und seinen Eltern, um seinem Schicksale, wo möglich, zu entgehen. Nachher aber begegnete er auf einem Scheide-Wege einem Mann, wie Jokaste den Lajus beschrieben hatte, und auch in derselbigen Gegend und Zeit, worinn Jokaste den Mord des Lajus sezte,

und

und diesen Unbekannten erschlug der starke Oedip, da er zuerst durch wiederhohlte Angriffe gereitzt worden war. Nur die einzige Nachricht tröstet ihn, daß Lajus von mehrern Räubern erschlagen worden sey. Indem er den einzigen Sclaven aufsuchen läßt, der sich bey dem Tode des Königs gerettet hatte, kömmt ein Bothe von Korinth, der ihm den Tod des Königs Polybus, und seine Erwählung zum Könige meldet. Indem er diesem Bothen die Ursachen bekannt macht, warum er bisher das Korinthische Gebiet gemieden habe, und auch in's künftige meiden wolle, (um nämlich niemals in Gefahr zu kommen, sich seiner Mutter auf eine strafbare Art zu nähern,) hört er, daß er nicht der Sohn des Polybus sey, sondern von dem Bothen selbst auf dem waldigten Kithäron gefunden, und von dem Könige Polybus an Kindes Statt angenommen worden. Endlich erscheint der alte Sclav, der den Oedip hatte aussetzen sollen, der ihn aber dem Korinthier aus Mitleiden gegeben hatte, und nun fällt freylich die Decke auf einmal auch von Oedips Augen herab. — Wenn man nicht Achtung darauf gibt, daß Oedip und Jokaste sich Dinge erzählen, die sie sich schon längst hätten erzählen sollen, und daß Oedip (v. 1089.) die Entfernung der Jokaste vor der Ankunft

des letzten Sclaven auf die unwahrscheinlichste Art aus Stolz oder aus der Furcht ableitet, daß sie von der Entdeckung seiner nicht vornehmen Geburt Zeuginn werden möchte, so muß man gestehen, daß man einen tragischen Knoten nicht künstlicher verschürzen, und auflösen konnte, als Sophokles in seinem Oedip gethan hat.

Allein der musterhaftesten Regelmässigkeit ungeachtet kann der Oedip des Sophokles uns nicht gefallen, und hätte auch nach unserer Art zu empfinden den Griechen nicht gefallen sollen. Im ganzen Stück ist keine eigentliche Handlung, und keine der erscheinenden Personen zeigt sich uns durch Thaten, die vor unsern Augen vorgehen, von irgend einer interessanten Seite. Selbst Oedip und Jokaste erregen unsere Theilnehmung bloß, als unschuldige und unglückliche Personen, die wir aber nicht handeln sehen, und selbst von deren Denkungs-Art wir nur einzelne abgerissene Stücke wahrnehmen. Der gröste Theil des Drama besteht aus Erkundigungen und Erzählungen, die zwar die Neugierde reitzen, und ängstigende Befürchtungen erregen, aber eigentlich nicht tief rühren. Rührend wird das Trauerspiel erst gegen das Ende nach der Auflösung des ganzen Knotens, und hier erweicht

weicht es nicht unser Herz, sondern foltert es, und preßt es zusammen, ohne uns die erlittenen Quaalen durch Besserung, Warnung, oder Unterricht zu vergelten. Einem unschuldigen König wird sein Schicksal schon vor der Geburt verkündigt. Er sucht diesem Schicksal auf alle nur ersinnliche Art auszuweichen, und entdeckt endlich mitten unter den Bemühungen sein Reich zum zweytenmal zu retten die schreckliche Vollendung des Götter-Spruches. Oedip ist Vater-Mörder, und Blut-Schänder durch ein unvermeidliches Verhängniß, und er verliert Mutter, Weib, Kinder, Vaterland und Tages-Licht, ohne die geringste Schuld auf sich geladen zu haben. Solche Unfälle können in uns weder Vorsicht im Handeln, noch Aufmerksamkeit auf unsere Fehler, noch Geduld im Leiden oder Ergebung in die Fügungen der Vorsehung, sondern ganz allein schmerzhaftes Mitleiden mit dem Untergange der schuldlosen Schlacht-Opfer des Schicksals, und empörendes Murren gegen ein unerbittliches blindes Verhängniß, oder gegen ungerechte und ohnmächtige Götter hervorbringen. So oft ich die Eindrücke erneuere, welche der Oedip des Sophokles auf mich, und jedes fühlende Herz gemacht hat, und machen muß, so oft scheint es mir unbegreiflich, wie die Griechen ein solches Trauer-

spiel aushalten, und wie man dasselbige Süjet auch in der neuern Zeit bearbeiten konnte. Selbst der Schluß-Gesang des Chors sollte alle spätern Dichter von dem Inhalt des Oedipus des Sophokles abgeschreckt haben:

Ω πατρας Θηβασ ενοικοι λευσσετ᾽ Οιδιπȣς ὁδε
ὁσ τα κλειν᾽ αινιγματ᾽ ηδει, και κρατιςοσ ην ανηρ,
ὁςισ ȣ ζηλω πολιτων και τυχαισ επιβλεπων,
εισ ὁσον κλυδωνα δεινης συμφορας εληλυθεν;
ὡςε, θνητον οντ᾽ εκεινην την τελευταιαν ιδειν
ἡμεραν επισκοπȣντα, μηδεν᾽ ολβιζειν, πριν αν
τερμα τȣ βιȣ περασῃ, μηδεν αλγεινον παθων.

Unaussprechlich rührend sind die Ausbrüche des Schmerzes und der Liebe des armen Königs, da er zum letzten mal mit furchtbar tiefen, und blutenden Augenhöhlen (ein Anblick, den man gewiß jetzo auf keinem heutigen Theater ertragen würde) vor seinem Schwager und Nachfolger, dem Kreon, und den übrigen Bürgern von Theben erscheint. Ich führe in einer freyen Uebersetzung, und zum

zum Theil auch nur im Auszuge die Stellen an, wo der unglückliche Vater sich seine unerwachsenen Töchter bringen läßt, und von ihnen Abschied nimmt:

Mir mag es gehen, wie es will, und für meine Söhne wird Kreon sorgen. Als Männern kann es ihnen nie am nothwendigen fehlen, sie mögen leben, wo sie wollen. Allein meine armen bedauernswürdigen Töchtergen! die ich bisher stets mit meiner Hand genährt habe! diese laß mich noch einmal umarmen, und über mein und ihr Elend weinen. Geh, Kreon! rufe sie, bester der Fürsten! Wenn ich sie mit meinen Händen betaste, so wird es mir eben so seyn, als wenn ich sie mit meinen väterlichen Augen vor mir sähe. Höre ich nicht schon meine weinenden Kinder? und du hast also, Kreon, Erbarmen mit mir gehabt, und mir die theuresten unter meinen Kindern hergebracht. Sey glücklich, und ein günstigeres Geschick führe dich auf eben dem Wege, auf welchem ich gegangen bin. Wo seyd ihr dann, meine Kinder! Kommt geschwinde, daß ich euch noch einmal in diese brüderlichen Arme schliesse! Ich beweine euch, ungeachtet ich euch nicht sehen kann. Ihr kleinen Unglücklichen! Welche Feste, und Feyerlichkeiten werdet ihr dereinst mitfeyren

dürfen, und von welchen Feyerlichkeiten werdet ihr nicht mit Thränen zurückkehren? Und wann endlich die Zeit kommt, wo ihr einen Gatten beglücken könntet, — wer wird sich mit Jungfrauen vermählen, die mit so unauslöschlicher Schande ihrer Eltern beladen sind? deren Vater seinen Vater ermordet, und mit seiner Mutter Blut-Schande getrieben hat? Ach ihr werdet unvermählt und unfruchtbar dahin sterben! Edler Sohn des Menoikes, weil du als der einzige Vater dieser Waisen zurückbleibst, verlaß sie doch nicht ganz, wenn sie arm, ohne Eltern und Gatten umherirren. Gib mir deine Rechte, als ein Pfand dar, daß du an meiner Statt für meine hülflosen Töchter sorgen wollest! — In diesem letzten Monolog kommen einige Stellen vor, die wir unmöglich in irgend eine neuere Sprache übersetzen könnten, und die man als merkwürdige Beyspiele von der unschuldigen Einfalt der Sprache der Griechen anführen kann. Oedip sagt von sich selbst:

1497. et sq.

ὃσ ὑμιν ω τεκν', ουθ' ὁρων, ουθ' ἱστορων,

πατηρ εφανθην ενθεν αυτος ηροθην,

und 1509. u. f. V.

την

τὴν τεκȣσαν ηρoσεν
ὅθεν περ αυτος εσπαρη, κακ' των ισων
εκτησαθ' ὑμας, ὧν περ αυτοσ εξεφυ.

Die Medea vom Euripides.

Meinem Urtheil nach ist Euripides in allen Stücken weit unter dem Sophokles. Dies Urtheil kann ich hier zwar nicht mit allen Gründen belegen, die ich dafür anführen könnte; ich will aber doch wenigstens eins von den Trauerspielen des Euripides etwas genauer untersuchen, wenn auch nicht um den Werth dieses Tragikers zu bestimmen, wenigstens um von meiner Art, ihn anzusehen, eine Probe zu geben.

Medea war mit dem Jason aus Kolchis nach Korinth geflüchtet, und hatte ihm hier mehrere Kinder geboren, als der untreue Jason auf einmal den Entschluß faßte, die Medea zu verlassen, und die Glauka, eine Tochter Kreons, Königs von Korinth, zu heirathen. Diese Treulosigkeit brachte die rachgierige, und in hohen Zauber-Künsten erfahrne Medea so sehr auf, daß sie nicht nur die Glauka und den Kreon durch einen zauberi-

schen Haupt-Schmuck und Kleider verbrannte, sondern auch ihre eigene Kinder umbrachte, und dann nach Athen entfloh.

Das Trauerspiel nun, dessen Sujet ich angegeben habe, erfüllt gleichfalls alle Forderungen der Griechischen Kunstrichter. Die drey Einheiten sind auf das genauste darinn beobachtet, und auch Schrecken und Mitleiden werden in hohen Graden erregt. Dieser Regelmässigkeit aber ungeachtet ist meinem Gefühl nach nicht leicht ein unglücklicherer Stoff zu einem Trauerspiel gewählt, und auf eine unglücklichere Art von einem sonst grossen Dichter bearbeitet worden, als die Fabel der Medea des Euripides ist.

In diesem Trauerspiele kommen gerade die unschuldigsten, oder die am wenigsten schuldigen Personen, die Kinder der Medea, der König von Korinth, und seine Tochter alle um, und die einzigen schuldigen Personen hingegen bleiben ungestraft, oder am Leben. Dadurch wird in den Lesern nicht nur das peinlichste und fruchtloseste Mitleiden, sondern ein noch viel schmerzhafterer Unwille über die Ungestraftheit der Verbrecher erregt, und es würde mich gar nicht wundern, wenn die Verse, womit der Chor das Trauerspiel schließt, anstatt heilsames Schrecken, oder andächtige

Ge-

Gedanken zu veranlassen, Gottesläugnung oder Gotteslästerung hervorgebracht hätte:

Πολλων ταμιας ζευς εν Ολυμπω,
πολλα δ' αελπτως κραινεσι Θεοι·
και τα δοκηθεντ' εκ ετελεσθη,
των δ' αδοκητων πορον ἑυρεν θεος.
τοιονδ' απεβη τοδε πραγμα.

Euripides hätte am besten gethan, wenn er diese Gemein-Oerter gespart, und den Jupiter ganz aus dem Spiel gelassen hätte.

In dem ganzen Trauerspiel ist keine einzige interessante Person, die nämlich unsere Theilnehmung an ihrem Schicksale, und an ihren Gesinnungen erweckte. Medea bewegt uns Anfangs, da wir die niederträchtige Treulosigkeit des Jason erfahren, zum Mitleiden, allein da sie in der Folge ohne Noth ihre eigenen Kinder umbringt, verwandelt sich unser Mitleiden in den heftigsten Abscheu. Anfangs klagt und jammert sie, wie man es von einem so heftigen Weibe, und einer so zärtlichen Gattinn erwarten konnte, allein bey ihrer zweyten Erscheinung zeigt sie eine Kälte und Vernünfteley, die gleich unnatürlich und langweilig ist. Sie redet (v. 215. u. f.) die Personen des Chors, einen Haufen von Korinthischen Weibern, mit einer ganzen Rei-

he von unzeitigen Gemeinplätzen an, die weder auf ihre Gemüths-Stimmung, noch auf ihre ganze Lage passen, und gar nicht einmal zusammenhängend sind. Besonders breitet sie sich weitläuftig über das unglückliche Schicksal von Jungfrauen und Weibern aus, widerlegt die Männer, welche ihr Loos dem weiblichen nachsetzen, weil Weiber doch nicht in Krieg ziehen dürften. Sie wolle lieber, sagt sie, dreymal den Lanzenspitzen entgegengehen, als einmal gebähren. Endlich kömmt sie erst auf ihre eigene unglückliche Situation, und vertraut den Korinthischen Weibern ihren Vorsatz an, sich an ihrem Gemahl zu rächen, in welchem Vorsatz sie auch vom Chor bestärkt wird.

In ihrer Unterredung mit dem Kreon ist sie viel mehr Medea. Dieser kündigt ihr auf die rauheste und grausamste Art an, daß sie noch an demselbigen Tage mit ihren Kindern das Korinthische Gebiet räumen solle, allein sie weiß das von Furcht mehr, als von Zorn empörte Gemüth des unfreundlichen Königs so zu lenken, daß er ihr wenigstens einen Tag zugesteht, um sich zur Abreise vorzubereiten. Nachdem sie diesen Aufschub erlangt hat, theilt sie dem Chor den Gedanken mit, ihren Gatten, den König, und die Königs-

Toch-

Tochter umzubringen, und schließt mit folgenden Versen, die in keines andern Menschen Munde unnatürlicher seyn könnten: v. 407. u. f.

> προσ δε και πεφυκαμεν
> γυναικεσ εισ μεν εσθλ' αμηχανωταται,
> κακων δε παντων τεκτονες σοφωταται.

Mutter ist die Medea nur in den letzten Augenblicken, wo sie der Ausführung ihrer ungeheuren That nahe war. Hier hat Euripides die Abwechslungen der Mutter-Liebe, und der brennenden Rache in dem Gemüth der Medea gleich rührend und natürlich ausgedrückt: v. 1020. u. f.

— — Ihr werdet eure unglückliche Mutter nicht wieder sehen. Weh, Wehe mir! Warum blickt ihr mich mit euren liebenswürdigen Augen so bedeutend an? warum martert ihr mich durch dies letzte unaussprechlich süsse Lächeln? — Mein Herz zerspringt mir — Ich kann den heitern Unschulds-Blick meiner Kinder nicht aushalten. — Weg mit dem verruchten Vorsatz. — Soll ich dann aber meinen Feinden zum Spott werden? soll ich meine Feinde ungestraft, und meine Kinder ihren Mißhandlungen ausgesetzt lassen? Nein sie müssen sterben, und sollen auch durch die Hand derjenigen sterben, welche sie geboren

hat.

hat. — Gebt noch einmal meine Lieben, gebt noch einmal eure Hand der unglücklichen Mutter. — O du theures Händchen! du süsser Mund, du edles holdseeliges Antlitz! Entzückende Umarmung: und setzt der Dichter hinzu: ω μαλθακος χρως, πνευμα δ' ἡδιςον τεκνων, χωρειτε, χωρειτ'. Diese Worte haben mich das erste mal, da ich sie las, unbeschreiblich gerührt; und es scheint mir, als hätten sie nicht aus der Phantasie eines in dem Namen einer Mutter redenden Dichters, sondern nur allein aus einem beklemmten Mutter-Herzen kommen können. Die Berührung der sanften Haut, und das Einsaugen des reinen Athems der Kinder scheinen der Medea alle die Mutter-Freuden zurückzurufen, die sie sonst in den Umarmungen, dem Küssen, dem Drücken der Kinder an das Mutter-Herz genossen hatte. — Nicht weniger natürlich, aber mehr erschütternd als erweichend sind die letzten Aeusserungen der Medea, bevor sie sich an die entsetzliche That wagt, deren Namen man kaum aussprechen mag. v. 1235 – 1250.

Man kann aber selbst mit der Medea mitten in ihren Missethaten noch viel mehr sympathisiren, als mit dem Jason, dem kältesten und unnatürlichsten aller Ehemänner

und

und Väter, welche die Natur je hervorgebracht, oder die zügellose Phantasie eines Dichters geschaffen hat. An statt seiner Gemalinn, die ihn so unaussprechlich liebte, die seinetwegen Vaterland, Verwandte, und Freunde verlassen, und sogar einen Bruder ermordet hatte, anstatt dieser den verhaßten selbstsüchtigen Schritt, den er thun wollte, wenigstens erträglich zu machen, anstatt sie zu trösten, oder wenigstens ihre furchtbare Rache zurückzuhalten, tritt er als ein unbefangener Mann mit der Zuversicht der vollkommensten Unschuld hervor, und überhäuft sein gekränktes und verzweyfelndes Weib mit den unsinnigsten Vorwürfen über die gerechten Ausbrüche ihres Schmerzes. — In der That ist die geringe Achtung und Schonung, welche die Griechen nach Art der Morgenländer noch zu der grösten Tragiker Zeit dem andern Geschlecht bewiesen, eine Haupt-Ursache, warum wir jetzo bey einer ganz andern Art zu denken und zu empfinden von ihren Trauerspielen nicht so gerührt werden können, als die Griechen selbst dadurch gerührt wurden. — Welche Nation würde jetzo einen Ehemann, und noch dazu einen Fürsten in Jasons Lage dulden, wenn er seine Gemalinn, die er zu verlassen die Absicht hätte, auf folgende Art anredete. "Ich habe es jetzo nicht zum ersten male, sondern

schon

schon oft bemerkt, welch ein unüberwindliches Uebel ein heftiger Zorn sey. Du, Medea, hättest hier in Korinth, hättest in deiner Wohnung bleiben können, wenn du die Rathschlüsse mächtigerer Menschen mit mehr Geduld aufgenommen hättest. Deine thörichten Reden treiben dich zum Lande hinaus. Ich bekümmere mich wenig darum, ob du mich beständig einen schlechten Mann nennen wirst, allein es ist ein Glück, daß du wegen deiner Ausfälle auf den König und seine Tochter nur mit Verweisung gestraft wirst. Ich habe die Rache des Königs stets zu besänftigen gesucht, und auch gewünscht, daß du hier bleiben möchtest. Allein du hörst mit Schmäh-Reden gar nicht auf, und must dafür das Korinthische Gebiet meiden. Ich bin aber durch alle deine Unbesonnenheiten nicht ermüdet worden, und komme her, dir meine Hülfe anzubieten, damit du doch nicht ohne alles Vermögen mit deinen Kindern in's Elend ziehest, das ohnedem mit vielen Uebeln verbunden ist. Ich werde dir niemals Böses wünschen und thun, wenn du mich auch noch so sehr hassen solltest.

Kein Wunder, wenn Medea diese Aeusserungen des gefühllosesten Herzens auf eine Art erwiedert, wie sie es verdienten, und

wenn

wenn sie ihm sagt, daß es nicht männlicher Muth, sondern das hassenswürdigste unter allen menschlichen Lastern, Unverschämtheit sey, auf eine solche Art vor sonst geliebten Personen zu erscheinen, die man beleidigt habe. Rührend und natürlich ist die prunklose Schilderung alles dessen, was sie für den Jason gethan, und kraftvoll und beschämend das Gemälde der ganzen Schändlichkeit seiner That, oder seiner Untreue und Undankbarkeit. "Verzeihen wollte ich dir aber noch deine Untreue und Undankbarkeit, wenn wir keine Kinder hätten, aber! — Glaubst du dann, daß es jetzo andere Götter und Gesetze gebe, als damals, da du mir ewige Treue schwurst. — Die Empfindungen, die vom 502. V. an ausgedrückt werden, sind an sich sehr natürlich in der Lage der Medea, allein sie sind zu sehr nach Art der Redner vorgetragen, wenigstens fallen mir bey den Worten: Νυν ποι τραπωμαι? ποτερα προς πατρως δομως u. s. w. ähnliche Stellen aus Griechischen und Römischen Rednern ein.

Die Vertheidigung des Jason ist das ärgerlichste und unnatürlichste Gewebe von Sophistereyen, das mir jemals vorgekommen ist. Jason verantwortet sich gar nicht, um sein Verfahren zu rechtfertigen, oder seine Gemah-

mahlinn, der er so vieles schuldig war, zu beruhigen, sondern als ein Sophist, der mit einem andern Sophisten einen rednerischen Wett-Kampf angefangen, und seinen Gegner und seine Zuhörer nicht zu überzeugen, sondern zu blenden und zu verwirren die Absicht hat. "Ich muß mich wohl, sagt er, anschicken, auf deine Rede gehörig zu antworten. Gleich einem vorsichtigen Steuermann will ich über die Fluthen deiner Vorwürfe dahin fahren. Zuerst also glaube ich, daß nicht du, sondern daß die allmächtige Cypris die Urheberinn meiner Wohlfarth sey, und daß sie dir eine unwiderstehliche Liebe zu mir eingeflößt habe, um mich vom Untergange zu erretten. Doch will ich dieses nicht gewiß behaupten, und gerne anerkennen, was du mir etwa gutes erwiesen hast. Zugleich aber will ich darthun, daß du viel mehr Gutes von mir empfangen, als ich von dir erhalten habe. Denn zuerst habe ich dich aus dem Lande der Barbaren nach Griechenland gebracht, wo Gesetze, nicht Macht gelten, (und wo er die heiligsten Gesetze offenbar, und ungestraft übertreten wollte). Durch mich hast du einen Ruhm in ganz Griechenland erhalten, da du hingegen, wenn du am Ende der Erde geblieben wärest, unberühmt würdest gestorben seyn. "Ich aber würde weder Gold,

noch einen Gesang der schöner, als der des Orpheus wäre, wünschen, wenn ich nicht zugleich einen grossen Namen erhielte. (v. 541–43. Wahrscheinlich ein Bruchstück aus einem alten lyrischen Dichter, das nirgends unglücklicher hätte angebracht werden können, indem es frostige Sophisterey, und Mangel aller ernstlichen Absicht zu überzeugen und zu beruhigen verräth). So viel von meinen Verdiensten gegen dich; denn du hast mich gleichsam zu einem Rede-Kampfe herausgefordert, (unbeschreiblich abgeschmackt!) Was aber meine Vermählung mit der Glauka betrifft, so will ich dir zuerst zeigen, daß ich dabey als ein weiser begierdenloser Mann, und als dein und deiner Kinder Freund gehandelt habe. — Nachdem ich mich als ein Flüchtling hieher begeben hatte, und immer mehr und mehr Unannehmlichkeiten erfuhr, wie konnte ich da auf einen glücklichern Gedanken kommen, als eine Königs-Tochter zu heirathen? Ich that dieses nicht, wie du wähnst, weil ich deiner überdrüssig, oder mit einer heftigen Leidenschafft gegen eine andere erfüllt war, oder um eine zahlreichere Nachkommenschafft zu erhalten, sondern damit wir bequem leben, und keine Noth leiden möchten: denn von dem Armen entfernen sich allmälich alle alten Freunde. Auch hatte ich

die Absicht, unsern gemeinschafftlichen Kindern dadurch ein besseres Schicksal, und eine bessere Erziehung zu verschaffen, daß ich ihnen Brüder aus einem mächtigen königlichen Hause gäbe. Wozu brauchst du Kinder? Ich hingegen will den lebenden durch die künftigen nützlich werden. Habe ich denn darinn so unrecht gehandelt? Dies würdest du gewiß nicht sagen, wenn du nicht von Eifersucht geplagt würdest. Allein so ist es mit euch Weibern immer. So lange euer Ehebett nicht verletzt wird, so geht alles gut. Wenn aber diesem etwas widerfährt, denn seht ihr die wohlmeynendsten Handlungen von der feindseeligsten Seite an. Wenn man doch ohne Weiber Kinder zeugen könnte, und kein weibliches Geschlecht vorhanden wäre, so würden die Menschen glücklich seyn. — Ich würde ein Mißtrauen in den Verstand meiner Leser zu setzen scheinen, wenn ich die Unschicklichkeit, oder vielmehr die Albernheit dieser Rede erörtern wollte. In eben diesem Ton geht es noch eine Weile fort, allein es eckelt mir zu sehr vor dem Unsinn, um ihn weiter abzuschreiben.

Auch in diesem Trauerspiele kann man sich von den Unbehülflichkeiten und den Nachtheilen des Chors überzeugen. Die Weiber des

Chors

Chors werden die Vertrauten aller Gedanken der Medea, selbst der Hinrichtung des Kreon und der Glauka, und der Ermordung der Kinder, und alle diese Missethaten suchen diese Weiber nicht allein selbst nicht zurückzuhalten, sondern sie theilen sie auch niemanden mit, der sie hindern könnte, und doch rathen sie ab, oder klagen, oder rufen in müssigen und schwülstigen Gesängen Gottheiten zu Hülfe, wo sie nur einige Schritte thun dürften, um selbst zu helfen. Solche Unwahrscheinlichkeiten musten allem Ansehen nach bey der Aufführung von Trauerspielen noch viel mehr, als beym Lesen derselben auffallen, und doch kam es keinem Dichter, keinem Kunstrichter unter den Griechen in den Sinn, einen Auswuchs des Trauerspiels wegzuschneiden, der den Dichter unendlich einschränkte, und meistens den gemeinen Menschen-Verstand empörte. Weil die Chöre keine handelnde, sondern nur singende Personen waren, so muste ihr Gesang sehr oft in Gemein-Plätze ausarten, die durch das Vorgegangene veranlaßt, und ihrer Trivialität und geringen Beziehung auf die Haupt-Personen ungeachtet, in der pomphaftesten lyrischen Sprache ausgedruckt wurden.

Neuere Tragiker.

Unter allen Nationen der alten und neuern Zeit besitzen die Engländer die meisten und grösten Tragiker. Der unerreichbare Schakespeare, und seine Zeitgenossen Ben Johnson, Beaumont, und Fletcher, ferner Otway, Lee, Dryden, Rowe, und Southern verdienen vor allen andern beurtheilt zu werden. Von den neuern Trauerspielen dieser Nation sind nach dem Cato von Addison, der Englische Kaufmann von Lillo, und der Spieler von Moore in Teutschland am meisten bekannt geworden. In Frankreich zeichneten sich Pierre Corneille, Racine, der ältere Crebillon, und Voltaire am meisten aus, unter welchen ich den Corneille allein dem mündlichen Vortrag entziehen werde. Wir Teutschen haben manche vortreffliche Trauerspiele, aber noch keinen Tragiker, den wir einem Sophokles, und noch viel weniger einem Schakespeare, oder Otway an die Seite setzen könnten. Die Italiänischen Trauerspiel-Dichter verdienen nicht einmahl Erwähnung, und die Spanischen sind bisher nur in Spanien bewundert und aufgeführt worden a).

a) Man sehe die Namen der Italiänischen und Spanischen Tragiker bey Eschenburg S. 192.

Pierre Corneille.

Dieser berühmte Dichter wurde 1606. zu Rouen gebohren. Er studirte die Rechte, aber mit Widerwillen, und ohne glücklichen Erfolg. Im neunzehnten Jahre schrieb er sein Lustspiel Melite, und auf dieses folgten mehrere elende oder höchst mittelmässige Stükke, bis er 1635. seinen Cid lieferte. Durch dies Trauerspiel, das er dem nach allen Arten von Ruhm geizenden Cardinal Richelieu nicht abtreten wollte, zog er sich die Verfolgung dieses allmächtigen Ministers zu, der aber den Cid vergebens durch Scuderi und die Französische Akademie verdammen, oder scharf beurtheilen ließ. Der Ruhm von Corneille war nun unerschütterlich gegründet; und die Bewunderung der Nation ließ sich durch den Zorn des despotischen Ministers nicht unterdrücken oder zurückhalten. Die besten, oder berühmtesten Stücke machte Corneille zwischen den Jahren 1644 und 1650, in der Folge fing er wieder an zu sinken.

Nichts ist widersprechender, als die Urtheile, welche die Franzosen, und dann die Englischen und Teutschen Kunstrichter über den Corneille gefällt haben. Die Franzosen nennen ihn vorzugsweise den Grossen,

den Erhabenen, den Schrecklichen. Sie preisen ihn, als den Wiederhersteller des Theaters, das vor ihm nichts als die elendesten Ungeheuer erzeugt habe, deren Sujets aus der heiligen Geschichte genommen waren, und die Religion selbst in Gefahr brachten, lächerlich zu werden. Die Franzosen erheben den Corneille ferner als den Schöpfer der ganzen Französischen Dichtkunst, und der guten Versification, und als einen Tragiker, der die Alten genau gekannt, und glücklich nachgeahmt, der aber noch besser, als die Alten Charaktere und Leidenschafften geschildert, und den Dialog der Grösse der handelnden Personen entsprechend gemacht habe. Von ihm endlich glauben sie, daß er das Französische Theater auf einen Gipfel der Vollkommenheit gebracht habe, wo es dem Griechischen wenigstens gleich komme, und über den Theatern aller übrigen Völker Europens ohne Vergleichung hervorrage.

Ganz anders denken über den Corneille die Englischen und Teutschen Kunstrichter, die viele vermeyntliche Vorzüge von Corneille ganz abläugnen, andere für Fehler erklären, und selbst diejenigen die sie anerkennen, nicht so hoch anrechnen, als seine Französischen Bewunderer thun.

Es

Es ist allerdings, kann man sagen, ein grosses Verdienst, das Theater zu reinigen, die Sprache, und Versification zu veredlen, und zu vervollkommnen, und würdigere Süjets oder Fabeln von Trauerspielen zu wählen, als Vorgänger und Zeitgenossen bearbeiteten; allein so verdienstvoll dieses alles auch ist, so gibt es doch noch keinen gerechten Anspruch auf den Rang eines der ersten Trauerspiel-Dichter. Ueberdem findet Voltaire sehr vieles so wohl an der Sprache, als an der Versification von Corneille auszusetzen.

Corneille kannte freylich die Alten, allein er ahmte ihnen zu sclavisch nach. Er hielt die Beobachtung der drey Einheiten für die gröste Tugend eines Trauerspiels, und gewöhnte die Franzosen daran, der Regelmässigkeit alles aufzuopfern, und die grösten Schönheiten nicht zu achten, wenn sie sich nicht in einem nach eigensinnigen Regeln verfertigten Trauerspiele finden.

In allen Trauerspielen des Corneille ist fast kein einziger natürlicher Charakter; denn indem er seine Charaktere recht groß, und erhaben zu machen sucht, übertreibt er sie. Seine frommen Helden sind Schwärmer, die übrigen Don-Quixoten, und seine Böse-

wichter wahre Ungeheuer; und die Helden des Alterthums sind entweder in Französische Liebhaber, oder Spanische Capitanos verwandelt. Weil Corneillens Personen gewöhnlich übertrieben sind, so sind sie sich fast alle ähnlich, haben ähnliche Grundsätze und Gesinnungen, und reden fast dieselbige Sprache.

Vergebens sucht man im Corneille einen richtigen Ausdruck wahrer Leidenschafften und Empfindungen. Statt dessen findet man glänzende pomphafte Tiraden, die in dem Munde von Männern meistens von Ehre, (point d' honneur) und in Personen des andern Geschlechts von einer gewissen Heldinnen-Würde hergenommen sind, die sich wahrer Empfindung schämt, und stets mit Herrschafft der Vernunft über Leidenschafften prahlt. Am unleidlichsten sind die Declamationen in den Selbst-Gesprächen, die Corneille als Gelegenheiten angesehen zu haben scheint, wo er ganze Haufen mühsam gesammleter Gemein-Plätze anbringen könnte. Weil Corneille die Etiquette des Hofes mit der schwülstigen Roman-Sprache seiner Zeit in seinen Trauerspielen vereinigte; so fesselte er freylich seine Nation und besonders seine Zeitgenossen, allein er wurde dadurch Ursache,

daß

daß die Franzosen Declamation, Etiquette, und Pracht über alles schätzten, und jede ungekünstelte Aeusserung natürlicher Empfindungen entweder lächerlich, oder unschicklich fanden. Endlich wird in den Trauerspielen des Corneille fast nicht gehandelt, sondern nur geredet, und wenn man handelt, so scheint es nur zu geschehen, um über das Gethane sprechen zu können. Auch er beklemmt, und quält meistens, statt zu rühren; und die ängstliche Beobachtung der Einheiten hindert ihn fast immer, die glücklichsten Situationen zu nutzen.

Die berühmtesten Trauerspiele von Corneille sind folgende: zuerst der Cid, den Scüderi und die Französische Akademie beurtheilt haben: ferner die Horazier: Cinna, welches Stück in dem Versuch über Schakespeare's Schriften S. 219. gerichtet worden ist: Julius Cäsar: Pompejus: Rodogüne, und Polyeuct. Das vorletzte Trauerspiel hat Lessing (Dramaturgie I. 29 Stück) beleuchtet, und das letztere will ich genauer untersuchen.

Das Süjet des Polyeucts, in so ferne es aus der wahren Geschichte genommen ist, gibt Corneille selbst auf folgende Art an. Polyeuct, ein vornehmer Armenier lebte

in der Mitte des dritten Jahrhunderts unter der Regierung des Kaisers Decius, und war der Gemahl der Pauline, einer Tochter des Land-Pflegers Felix. Dieser Polyeuct hatte einen Freund Nearchus, der ihn zum Christenthum bekehrte; nach welcher Sinnes-Veränderung der Neubekehrte auf einmal ein heftiger Eiferer wurde, der nach der Märtyrer-Crone trachtete, und der, wie viele Christen der damaligen Zeit thaten, ohne Noth die öffentliche Religion, und die Götter des Landes beschimpfte. Nach dieser That muste Felix den strengen Gesetzen des Kaisers zu Folge seinen Schwieger-Sohn als einen Todes-Verbrecher strafen lassen. Corneille erdichtete noch einen gewissen Sever, den Pauline vormals geliebt, dem sie aber auf das Zureden ihres Vaters den Polyeuct als Gemahl vorgezogen habe, weil dieser sehr reich, jener aber arm war. Der erste Act fängt mit einer Unterredung des neubekehrten Polyeuct, und seines Freundes oder Bekehrers an. Polyeuct will sich an diesem Tage nicht taufen lassen, weil seine Gemahlinn wegen eines schrecklichen Traums ihn gebeten habe, nicht auszugehen. Anstatt diese vernünftige Nachgiebigkeit gegen die Wünsche einer liebenden Gattinn zu billigen, schildert sie der schwärmerische Nearch vielmehr als eine

List

Liſt oder Nachſtellung des Teufels, und dringt ſo lange in ihn, bis Polyeuct ſich entſchließt, den Traum und die Thränen ſeiner Gemahlinn zu verachten.

Polyeucte (ſagt Nearch unter andern),
aujourd' hui, qu'on nous hait en tout lieux,
Qu'on croit ſervir l'Etat, quand on nous perſecute,
qu'aux plus âpres tourmens un chrêtien eſt en bute,
comment en pourrez-vous ſurmonter les douleurs,
ſi vous ne pouvez pas réſiſter à des pleurs?

Dies beleidigt den heiligen Heroismus des Polyeuct, und er antwortet alſo, wie es einem geiſtlichen Ritter geziemt, in lauter prächtigen Sentenzen:

Vous ne m' etonnez point. La pitié, qui me bleſſe
ſied bien aux plus grands coeurs, et n'a point de foibleſſe.
Sur mes pareils, Néarque, un bel oeil eſt bien fort,
Tel craint de le facher, qui ne craint pas la mort; etc.

Als sie sich eben entfernen, und einen Feind fliehen wollen,

qui blesse par la vûe,
et dont le coup mortel vous plaît, quand il vous tue,

so kömmt dieser gefährliche Feind, die Pauline, mit ihrer Vertrauten, der Stratonice augegangen. Polyeuct nimmt aber plötzlichen Abschied von seiner Gemahlinn, nachdem er sie versichert, daß er sie hundertmal mehr, als sich selbst liebe, daß er ihr aber diesmal die Ursache nicht entdecken könne, warum er sich wider ihre Bitte auf eine kurze Zeit entfernen müsse.

Dies geheimnißvolle Wesen, und diese Widerspenstigkeit macht den ganzen Stolz der Pauline rege; anstatt daß sie in einer wahrhaftig liebenden Gattinn stillen Schmerz, und bescheidene Klagen, oder bange Befürchtungen hätte hervorbringen sollen:

Va, néglige mes pleurs, cours, et te précipite
au devant de la mort, que les dieux m'ont prédite.

. . . .

Tu vois, ma Stratonice, en quel siécle nous sommes,

voilà

voilà notre pouvoir sur les esſprits des
hommes.
Voilà ce, qui nous reſte, et l' ordinaire
effet
de l' amour, qu' on nous offre, et des
voeux, qu'on nous ſait.
Tant, qu' ils ne ſont, qu' amans, nous
ſommes ſouveraines,
et jusqu' à la conquête ils nous traitent de
Reines;
Mais après l' hyménée, ils ſont Rois à leur
tour.

Wer nicht ohne meine Erinnerung findet, daß diese Gemein-Plätze gleich unnatürlich, und niedrig ſind, der würde es nicht fühlen, wenn ich es auch noch ſo weitläuftig zu beweiſen ſuchte.

Stratonice iſt viel billiger und vernünftiger, als Pauline. Sie ſagt ihrer Freundinn, daß der Schritt von Polyeuct weder Mangel von Liebe noch von Zutrauen verrathe, allein ſie kann dies auch nicht ſagen, ohne folgende Sentenzen anzubringen:

Il eſt bon, qu' un mari nous cache quelque
choſe,
qu' il ſoit quelque fois libre, et ne s' abais-
ſe pas

à nous

à nous rendre toujours compte de tous ses
pas.
On n'a tous deux, qu'un coeur qui sent
mêmes traverses;
mais ce coeur a pourtant ses fonctions diverses;
et la loi de l' hymen qui vous tient assemblés,
n' ordonne pas, qu'il tremble alors, que
vous tremblez.

Es ist eben so unnatürlich, daß ein Mädchen einer Frau diese Lehren geben muste, als daß die Frau Geduld genug hatte, sie anzuhören.

Pauline versichert, daß ihre Vertraute eben so erschrocken (effrayée) seyn würde, als sie selbst, (sie war aber nicht erschrocken, sondern aufgebracht), wenn sie einen eben so fürchterlichen Traum gehabt hätte. Nun erzählt sie diesen Traum, in welchem ihr Sever, ihr vormaliger Geliebter erschienen sey, und drohend gesagt habe, daß sie ihren Gemahl noch an eben dem Tage verlieren würde. Bey dieser Gelegenheit macht sie der Stratonice auch die Vertraulichkeit: daß sie den Sever zärtlich geliebt, aber diese Liebe heldenmässig bekämpft, und nach dem Willen ihres Vaters dem reichen Polyeuct das gegeben,

geben, was der arme aber theure Sever aus Liebe erhalten habe.

Une femme d' honneur peut avouer sans
honte
ces surprises de sens, que la raison surmonte:
Ce n'est qu' en ces assauts qu' eclate la vertu;
et l'on doute d'un coeur, qui n'a point combattu.

Man muß sich in der That wundern, daß man in allgemeinen Sätzen so oft indelicat reden kann, als Corneille seine Pauline reden ließ. Ein jeder aufmerksamer Leser wird es aber der Pauline gleich abmerken, daß es mit ihren surprises de sens nicht so viel zu bedeuten gehabt habe, und daß jetzo ihre Liebe gegen den Polyeuct unmöglich so feurig seyn könne, als sie andere glauben machen will, und Stratonice zu glauben scheint.

Et moi, comme à son lit je me vis destinée,
je donnai par devoir à son affection
tout ce, que l'autre avoit par inclination;
(eine unverzeihliche Zweydeutigkeit!)
si tu peux en douter, juge-le par la crainte
dont en ce triste jour tu me vois l'ame atteinte.

Elle

Elle fait assez voir (antwortet Stratonice
als eine höfliche Vertraute,)
à quel point vous l'aimez;
Mais quel songe àprès tout tient vos sens
allarmez?

Kaum hat Pauline ihren Traum erzählt, so kommt ihr Vater Felix, mit seinem Vertrauten Albin, und bringt ihr die Nachricht, daß Sever nicht in der Schlacht gefallen sey, wie man geglaubt habe, sondern daß er gerettet, und von dem Kaiser Decius, dem er das Leben erhalten, mit dem grösten Zutrauen, und den höchsten Würden beschenkt worden sey; und in diesem Glanze seiner Hoheit zeige er sich jetzo in Armenien, wo er dem Vorgeben nach opfern wolle. Er jammert über den wahrscheinlichen Umsturz seines Glücks, und bittet seine Tochter flehentlich, Severs heftige getäuschte Liebe um ihres Vaters willen ja zu schonen:

Si quelque espoir me reste, il n'est plus
aujourd'hui
qu'en l'absolu pouvoir qu'il te donnoit
sur lui.
Menage en ma faveur l'amour qui le possède,
et d'où provient mon mal, fais sortir le
remède.

Pau-

Pauline sucht ihren Vater, der auf das, il est trop genereux, nicht einmal Achtung gegeben hatte, durch den Edelmuth des Sever zu beruhigen. Sie weicht auch der unwürdigen Rolle, die der Vater ihr aufdringen will, nicht auf eine gute Art aus, sondern wird ganz allein durch die grossen Gefahren in Harnisch gebracht, die ihre Tugend bey einer Zusammenkunft leiden würde: Gefahren, an die eine wahrhaftig tugendhafte Frau in ihrer Lage gar nicht einmal gedacht hätte:

Moi! Moi! que je revoie un si puissant
vainqueur,
et m' expose à des yeux qui me percent
le coeur!
mon père, je suis femme, et je sai ma
foiblesse:
je sens deja mon coeur, qui pour lui
s' interesse;
et poussera sans doute, en depit de ma
foi,
quelques soupirs indignes, et de vous,
et de moi.
Je ne le verrai point.

Da nun der Vater sie versichert, daß ihre Tugend ihm bekannt sey, fährt sie fort:

Elle vaincra ſans doute,
Ce n'eſt pas le ſuccès que mon ame redoute:
je crains ce dur combat, et ces troubles puiſſans
que fait deja chez moi la revolte des ſens.
Mais puisqu' il faut combattre un ennemi, que j'aime,
ſouffrez que je me puiſſe armer contre moi-même, etc.

Unmöglich kann man zu der Tugend einer Frau, die ſo oft von dem Aufruhr ihrer Sinne ſpricht, ein groſſes Zutrauen haben, oder es mit Geduld anhören, wenn ſie alsdann immer mit Tugend prahlt.

Der zweyte Act hebt ſich mit einer Unterredung des Sever, und ſeines Vertrauten Fabian an. Damit der Zuſchauer den coup de foudre wahrnehme, wovon Sever getroffen wurde, als er die Vernichtung aller ſeiner Hoffnungen hörte, muß Fabian es ſeinem Herrn erſt jetzo erzählen, daß Pauline vermählt ſey. Eine Unwahrſcheinlichkeit, die auch dem unaufmerkſamſten auffallen muß! Fabian ſucht den Sever, aber vergebens, zu bereden, die Gegenwart der Pauline zu fliehen, die jetzt ſelbſt zum Sever kömmt, und noch die letzten Worte eines Ausrufs ihres Geliebten hört:

Hé-

Hélas! elle aime un autre —

Auf diese Worte nun fängt sie folgende Tirade einer Romanen-Heldinn an, der es nur allein darum zu thun ist, ihre Würde zu behaupten, und die bey den wiederhohlten Geständnissen ihrer Gebrechlichkeit, und der Gewalt ihrer Sinnen unumschränkt über alle ihre Leidenschafften zu herrschen scheinen will:

Oui, je l'aime, Seigneur! et n'en fais point d'excuse,
que tout autre que moi vous flatte, et vous abuse,
Pauline a l'ame noble, et parle à coeur ouvert.
Le bruit de votre mort n'est point ce, *qui vous perd.*
(Wie stolz, und zugleich wie unwahr!)
Si le ciel en mon choix eût mis mon hyménée,
à vos seules vertus je me serois donnée,
Mais puisque mon devoir m'imposoit d'autres loix,
de quelque amant pour moi que mon père eût fait choix,
quand à ce grand pouvoir que la valeur vous donne
vous auriez ajoûté l'éclat d'une couronne,

quand je vous aurois vû, quand je l' aurois haï,
j' en aurois soupiré, mais j' aurois obéi;
et sur mes passions ma raison souveraine
eût blâmé mes soupirs, et dissipé ma haine.

Dies ganze Gewäsche ist schlechterdings in den Wind gesprochen. Wäre Sever reich und mächtig gewesen, ohne eine Crone zu haben, so hätte Felix ihm seine Tochter gegeben, und wenn der Vater sich einer so vernünftigen Wahl widersetzt hätte, so wäre es unsinnig von Pauline gewesen, ihm darüber keine Vorstellungen zu machen. Die Prahlerey mit der raison souveraine macht mit den Aeusserungen, die ich schon angeführt habe, einen seltsamen Contrast.

So wie Pauline in dem ersten Anfall von Heroismus die Stärke ihrer Vernunft, und den vermeyntlichen Adel ihrer Gesinnungen auf die lächerlichste Art übertreibt, so verräth sie gleich nachher ihre Schwäche weit mehr, und redet von ihrer fortdaurenden Liebe gegen den Sever in viel unmässigeren Ausdrücken, als eine vernünftige und gutdenkende Frau thun sollte.

Ma

Ma raison, il est vrai, domte mes sentimens;
mais, quelque autorité, que sur eux elle ait prise,
elle n'y regne pas, elle les tyrannise;
et quoique le dehors soit sans émotion,

(welche elende Verstellung, und welcher Blödsinn diese Verstellung nach solchen Tiraden zu gestehen!)

le dedans n'est, que trouble, et que sédition.
Un je ne sai quel charme encor vers vous m'emporte,
votre mérite est grand, *si ma raison est forte.*

Gebildete und tugendhafte Weiber werden am besten entscheiden können, ob sie in derselbigen Lage, wie Pauline, reden würden. Diese werden der Pauline zwar die Thränen verzeihen, die sie um den Sever weint, aber schwerlich das Feuer, welches sie nur ungerne zu dämpfen sucht.

Epargnez-moi des pleurs, qui coulent à ma honte,
epargnez-moi des feux, qu' à regret je surmonte;

und dann den Abschied.

Adieu, trop malheureux, et trop parfait amant.

Nachdem Sever sich entfernt hat, fängt Pauline mitten in ihrem Schmerz an, für den Polyeuct besorgt zu seyn: eine Aengstlichkeit, die man in ihr überhaupt, und besonders nach der ersten Zusammenkunft mit einem Geliebten, den sie so eben beweint hatte, als durchaus unnatürlich, und also blosse Parade von Pflicht ansehen muß. Ihre Angst ist so groß, daß sie nun gar gegen die Großmuth Severs Verdacht schöpft, und seinen Aufenthalt in Armenien fürchtet.

Son sejour en ce lieu m' est toujours redoutable;
à quoi que sa vertu puisse le disposer,
il est puissant, il m' aime, et vient pour m' epouser.

Polyeuct kehrt zurück, sagt seiner Gemahlinn einige schöne Sachen, und wird dann zum Opfer gerufen, welches Sever den Göttern brachte. Pauline weigert sich mitzugehen, um dem Sever nicht mehr zu begegnen, und läßt nun den Polyeuct ruhig sich entfernen, weil ihr Traum schon seine theatralische Wirkung gethan hatte. Polyeuct offenbart dem Nearch seinen Vorsatz, daß er die Altäre der falschen Götter umstürzen wolle, welchen

chen Vorsatz Nearch zwar einige Augenblicke als zu eifrig bestreitet, aber bald nachher, vom Polyeuct entzündet, mit gleicher Wärme auszuführen verspricht.

Im Anfange des dritten Aufzugs erscheint Pauline in einem Zustande von dunkeln und bangen Ahndungen, und besonders in einem Zustande von Erschöpfung, der gewöhnlich auf heftige oder übermässige Gemüths-Bewegungen zu folgen pflegt. Der Ton des Selbst-Gesprächs ist der Stimmung ihrer Seele vollkommen angemessen, nur ist der Monolog zu lang, und sie stellt sich auch hier einen edlen Römer, und einen vornehmen Armenier, als ein paar Franzosen aus Ludewigs des vierzehnten Zeitalter vor, die bey der kleinsten Veranlassung um ihrer Mätresse willen gleich zum Degen greifen, und sich das Herz durchbohren werden.

In dem zweyten Auftritt des dritten Aufzugs erfährt Pauline die rasenden Ausbrüche des neuen Religions-Eifers ihres Gemahls, die ihr von der Stratonice mit den heftigsten Verwünschungen oder einem ganzen Strom von Schimpf-Wörtern gegen den Polyeuct verkündigt werden. Wenn man es auch ganz vergißt, daß die Stratonice gegen alle Wahrscheinlichkeit die Ehrerbietung,

die sie der Pauline und ihrem Gemahl schuldig war, aus den Augen verliere, so kann man doch das unmöglich übersehen, daß Pauline nicht auf einmal vor Schrecken über die Folgen der Handlung ihres Gemahls erstarrt. Vielmehr scheint sie diese nicht einmal zu ahnden, sondern sagt ganz kühl zu der Stratonice:

Ce mot (Chrêtien) auroit suffi sans ce torrent d' injures.

Nun entsteht eine Art von Streit zwischen den Freundinnen, ob Polyeuct alle die Schimpf-Namen verdiene, womit Stratonice so verschwenderisch gewesen war, und bey dieser Gelegenheit sagt Pauline: daß sie den Polyeuct par devoir geliebt habe, und daß diese Pflicht noch daure; daß sie zwar seinen Irrthum verabscheue, aber seine Person liebe. Nach diesem unzeitigen unschicklichen Gezänk frägt sie endlich, als wenn sie eine Kleinigkeit vergessen gehabt hätte:

Mais quel ressentiment en témoigne mon père?

Und nun hört sie, daß Felix den Lauf der Gerechtigkeit gegen den Polyeuct hemmen wolle, bis dieser die Hinrichtung des Nearchs angesehen habe. Felix hoffe, daß der Tod des

des Bekehrers den Eifer des Neubekehrten abkühlen werde. Pauline entschließt sich mit vieler Fassung, zuvor ihre Thränen als Tochter und Gattinn zu versuchen, bevor sie ihre Seele dem Schmerze überlasse, und nun läßt sie sich erst erzählen, daß Polyeuct die Götter des Kaisers beschimpft, ihre Opfer entheiligt, und seinen neuen Gott verkündigt habe. Kaum ist diese Erzählung geendigt, als Felix herein tritt. Dieser beklagt nicht sich, seine Tochter, den unüberlegten Eifer seines Schwieger-Sohns, sondern macht den harten unerbittlichen Richter, der seine Familie, und seinen Schwieger-Sohn der Strenge der Gesetze aufopfern wolle. Zuletzt tröstet er seine Tochter damit, daß Nearchs Tod den Polyeuct schon auf andere Gedanken bringen werde: welche unwürdige Meynung aber gleich durch die Ankunft Albins vernichtet wird, der erzählt, daß die Hinrichtung des Freundes, Polyeucts Begierde für seine Religion zu sterben, nicht allein nicht geschwächt, sondern unendlich erhöht habe. Pauline fängt (encore un coup) noch einmal an für ihren Gemahl zu bitten. Und da der Vater ihr nun vorwirft, daß sie einen unwürdigen Gemahl zu sehr liebe, fängt sie wieder eine Tirade an, worinn nicht die geringste Spur von wahrer Liebe, sondern eitel Prunk mit ihrem kindli-

chen Gehorsam, ihrem schönen Feuer, und ihren schönen Empfindungen sichtbar ist.

Je l' ai de votre main, mon amour est
sans crime,
il est de votre choix la glorieuse esti-
me;
et j'ai, pour l'accepter, eteint le plus
beau feu
qui d' une ame bien née ait mérité
l'aveu.
Au nom de cette aveugle et prompte
obéissance,
que j'ai toujours rendue aux loix de la
naissance,
si vous avez pu tout sur moi, sur mon
amour,
que je puisse sur vous quelque chose à
mon tour.
Par ce juste pouvoir, à présent trop à
craindre,
par ces beaux sentimens, qu'il m'a fal-
lu contraindre etc.

Wenn in Frankreich eine liebende und gebeugte Tochter, der ihr Vater ihren Gatten durch einen schmählichen Tod rauben will, so redet, als Corneille die Pauline reden läßt, so drückt sich die Natur unter unsern Nachbaren ganz anders, als in Teutschland oder England aus.

Felix gebietet seiner noch immer fort flehenden Tochter sich zu entfernen, und nun schließt er dem Albin sein kleines nichtswürdiges Herz auf. Er bekennt seinem Freunde, daß er es nicht wage, des Polyeucts zu schonen, weil Sever, der wahrscheinlich seit des leztern Unbesonnenheit neue Hoffnungen geschöpft habe, ihn wegen dieser Gelindigkeit beym Decius zu Grunde richten würde. Kaum hat er das Herz, seinem Vertrauten den schändlichen Gedanken mitzutheilen, von welchem man schon vermuthen konnte, daß er in des Hofmanns Brust aufgestiegen seyn würde:

Te dirai-je un penser indigne, bas et lâche?
je l'etouffe, il renait, il me flatte, et me fâche;
l' ambition toujours me le vient présenter,
et tout ce, que je puis, c'est de le detester.
Polyeucte est ici l' appui de ma famille;
mais si par son trépas l'autre epousoit ma fille,
j' acquerrois bien par-là de plus puissans appuis,

qui

qui me mettroient plus haut cent fois
que je ne ſuis.
Mon coeur en prend par force une maligne joye:
mais que plûtôt le ciel à tes yeux me foudroye,
qu' à des penſers ſi bas je puiſſe conſentir,
que jusques-là ma gloire oſe ſe démentir.

Im vierten Act wird Polyeuct von Wachen herbey gebracht, damit Pauline ihn erweichen, und zur Abſchwörung der Chriſtlichen Religion bewegen könne. Es verſteht ſich, daß Polyeuct ſich vor den Thränen der Pauline eben ſo wenig, als vor dem Zorn des Felix im Gefängniſſe fürchtet. Er ſchickt einen von ſeinen Wächtern an den Sever, um ihm ein wichtiges Geheimniß anzuvertrauen, und dies Geheimniß beſtand in Nichts geringerem, als in der großmüthig ſeyn ſollenden Abtretung ſeiner Gemahlinn an ihren ehemaligen Liebhaber. Bevor aber die Pauline erſcheint, hält er einen langen Monolog, wo er die Güter und Freuden der Welt verachtet, den Decius verflucht, den Felix als ſeinen Verfolger ſchildert, und ſich vom Himmel Stärke zu der Zuſammenkunft mit der Pauline

line erfleht. Ein längeres, schaaleres, und unnatürlicheres Selbst-Gespräch wird man schwerlich auftreiben können. Corneille muste selbst die ungeheure Länge desselben fühlen, denn er läßt den Polyeuct verschiedene Sylben-Maasse brauchen.

Als Polyeuct seine Gemahlinn erblickt, weiß er ihr nichts anders zu sagen, oder sie nichts anders zu fragen: als warum sie ihn habe fordern lassen, ob sie dieses als Freundinn oder Feindinn gethan habe, ob aus Liebe oder aus Feindschafft, ob endlich, um ihn in seinem Vorsatz zu bestärken oder um ihn wankend zu machen? Und die Pauline weiß nichts anders zu antworten, als daß er keine andere Feinde, als sich selbst habe, daß er sich allein hasse, da die ganze Welt ihn liebe, und daß er allein ihren schrecklichen Traum in Erfüllung bringe. Er solle also nicht darauf bestehen, sich selbst in's Verderben zu stürzen, er solle doch auf das erlauchte Blut, aus welchem er abstamme, auf seine grossen Thaten, und seine seltenen Vorzüge Rücksicht nehmen:

je ne vous compte à rien le nom de mon epoux,
c'est un bonheur pour moi, qui n'est pas grand pour vous. –

Wenn

Wenn man in der Lage, worinn Pauline sich fand, und wo sie vor Wehmuth und Jammer hätte zerfliessen sollen, solche frostige, oder gekünstelte Formeln hört, oder liest, so wird man nicht nur auf den Dichter, sondern auch auf die Bewunderer des Dichters unwillig.

Auch in der Antwort des Polyeuct ist kein Schatten von zärtlicher tröstender Liebe, sondern eckelhafte Prahlerey mit Ehrgeiß, und zwar mit einem solchen Ehrgeiße, der nach unvergänglichen Gütern und Würden strebe. Pauline sucht ihren Gemahl zu bereden, daß er sich wenigstens bis zu Severs Abreise verstellen und sein Christenthum verbergen möge; und Polveuct hingegen sucht ihr die Herrlichkeit der Märtyrer-Crone begreiflich zu machen. Letzterer unterbricht sich aber selbst, und setzt hinzu:

> Mais que sert de parler de ces trésors
> cachés
> à des esprits que dieu n'a pas encor
> touchés?

Bey diesen allerdings gar nicht zu entschuldigenden Worten bricht Pauline auf einmal los, als wenn sie schon lange auf eine Veranlassung gewartet hätte, dem Polyeuct seine Undankbarkeit, seine Gefühllosigkeit gegen

gen ihre Reitze, und ihre unbelohnte Liebe vorzuwerfen:

Cruel! car il eſt temps que ma douleur éclate,
et qu'un juſte reproche accable une ame ingrate,
Eſt-ce là ce beau feu? ſont-ce là tes ſermens?
Témoignes-tu pour moi les moindres ſentimens?
Je ne parlois point de l'état deplorable,
où ta mort va laiſſer ta femme inconſolable;
je croyois que l'amour t'en parleroit aſſez,
et je ne voulois pas de ſentimens forcés.
Mais cette amour ſi ferme, et ſi bien meritée,
que tu m' avois promiſe, et que je t' ai portée,
Quand tu me veux quitter, quand tu me fais mourir,
te peut-elle arracher une larme, un ſoupir?
tu me quittes, ingrat, et le fais avec joie,
tu ne la caches pas, tu veux que je la voie;

et ton coeur insensible à ces tristes appas
se figure un bonheur, où je ne serai pas!
C'est donc là le dégoût, qu' apporte l' hyménée
je te suis odieuse après m' être donnée!

Immer spricht nur falsche Würde oder beleidigter Stolz aus der Pauline; und wie indelicat in ihrer Lage, von Sättigung und Ueberdruß der Ehe zu reden!

Polyeuct antwortet auf alle diese Beschuldigungen mit einem nichts bedeutenden hélas! und fängt an zu weinen, wo dann Pauline triumphirend ausruft:

Mais courage, il s' emeut, je vois couler des larmes.

Allein Polyeuct reißt sie bald aus einer Täuschung, die sie zu ihrem Vortheile auszulegen anfing. Er sagt ihr nämlich rund heraus, daß er nicht aus Zärtlichkeit sondern vielmehr aus Betrübniß über den traurigen Seelen-Zustand weine, in welchem er sie verlassen werde. Hierüber setzt es mehrere in Form von Antithesen gebrachte Antworten und Gegen-Antworten, die durch die Ankunft Severs

vers unterbrochen werden. Diesem übergibt nun Polyeuct seine Gemahlinn mit grossem Pomp, und entfernt sich:

qu' on me mène à la mort, je n' ai plus rien à dire
allons, gardes, c' est fait.

Sever erstaunt über die Großmuth des Polyeucts, und betheuret seine Liebe gegen die Pauline unter andern in folgenden Ausdrükken:

Pour moi, si mes destins un peu plûtôt propices
Eussent de votre hymen honoré mes services,
je n' aurois adoré, que l' eclat de vos yeux,
j' en aurois fait mes rois, j' en aurois fait mes dieux,
on m' auroit mis en poudre, on m' auroit mis en cendre,
avant que — —

Ein jeder, der in der wirklichen Natur so reden würde, verdiente den Namen eines Narren. Um wie viel ungereimter also war es, daß Corneille einen Römischen Ritter und Feldherren solche Romanen-Betheurungen ausstossen ließ! Pauline fällt dem Sever mit

Recht in die Rede, und erklärt ihm zwar in einem zu stolzen und unweiblichen Ton, aber doch auf eine Art, die ungekünsteltes Gefühl verräth, daß er, Sever, die unschuldige Ursache des Todes ihres Gemahls sey, und daß er ihn also auch retten müsse. — Diese Erklärung war für den Sever, der auf den Tod des Polyeucts schon neue Hoffnungen gegründet hatte, ein ganz unerwarteter Donnerschlag. Bald aber schämt er sich, daß ein Weib ihm Lehren und Beyspiele der Großmuth geben solle, und er entschließt sich also, den Polyeuct auch mit Gefahr des Verlustes der Gnade des Kaisers zu retten. Wie viel natürlicher wäre es gewesen, wenn Corneille den Sever gleich anfangs, ohne ihn erst in Niederträchtigkeit fallen zu lassen, als einen edeldenkenden Freund seiner ehemaligen Geliebten gezeigt hätte.

Im Anfange des fünften Acts tritt Felix als ein geängsteter, aber schlauer Hofmann auf, der sich freut, daß er dem gefährlichen Sever auf die Spur gekommen sey. Er kann sich gar nicht einbilden, daß Sever in allem Ernst für das Leben des Polyeucts gebeten habe. Vielmehr sieht er diese Bitte als eine List an, wodurch er ihn zu einer Vernachlässigung der Gesetze verführen, und die-

se nachher beym Kaiser zum Vorwande seines Sturzes machen wolle. Nichts desto weniger läßt er den Polyeuct noch einmal kommen, um ihn zum Abfall zu bringen; welches aber er so wenig, als die herbey eilende Pauline zu thun vermögen. Polyeuct weist seine Gemahlinn mit den Worten ab: vivez avec Sévére, und als sie ihn hierauf einen Tiger gescholten hat, fährt er fort, nicht als wenn er sie trösten, sondern als wenn er ihrer spotten, und sie beschimpfen wollte:

Mon amour par pitié cherche à vous soulager,
il voit que la douleur dans l'ame vous possède,
et sait, qu' un autre amour en est le seul remède.
Puisqu' un si grand mérite a pu vous enflammer,
sa présence toujours a droit de vous charmer.
Vous l'aimiez, il vous aime, et sa gloire augmentée — —

Nun fällt Pauline wieder in die ewigen Prahlereyen mit den Ueberwindungen, welche es sie gekostet habe, den Polyeuct zu lieben, und in die Klagen über Undankbarkeit, und Härte, womit er ihr jetzo begegne. Dies

alles wäre noch erträglich, wenn sie ihn nicht auch zugleich zu bereden suchte, daß sie ihn anbete. Als weder die Bitten der Pauline, noch auch die des Felix etwas über den Polyeuct vermögen, so wird er zum Tode abgeführt. Felix freut sich gegen seinen Vertrauten, daß er seine natürliche Güte überwunden, weil eben diese Güte ihn ohnfehlbar in's Verderben gestürzt hätte.

In der fünften Scene werden gewiß alle vernünftige Leser viel weniger gerührt, als in Verwunderung gesetzt, wenn sie von der Pauline hören, daß ihr sterbender Gemahl ihr seine Erleuchtungen gelassen habe, und daß sie bereit sey, als ein zweytes Schlacht-Opfer der Wuth ihres Vaters zu sterben. Nachdem Pauline ihre Rede geendigt hat, tritt Sever herein, wirft dem Felix seine Grausamkeit vor, und droht ihm, daß er gewiß dafür büssen solle. Felix hält den entrüsteten Günstling des Kaisers, da er sich entfernen will, zurück, und sagt ihm, daß er ihm die Rache leicht machen wolle. Er fühle auf einmal einen geheimen unwiderstehlichen Zug für eben die Religion, für welche sein Schwieger-Sohn gestorben sey. Seine Tochter sowohl, als er, seyen Christen; er solle Fesseln herbringen, und sie beyde seinen falschen Göt-

tern opfern lassen. Sever wird von diesem Schauspiele erweicht; er bewundert den Muth und die Sinnes-Art der Christen, und verspricht ihnen, sich bey dem Kaiser für ihre Begnadigung zu verwenden. Auf die plötzliche, ursachlose und dem Charakter des Felix widersprechende Bekehrung bitte ich vorzüglich diejenigen Achtung zu geben, die das Wunderbare und Unerwartete so sehr lieben, oder die gerne ein Beyspiel zu haben wünschen, welch eine nachtheilige Wirkung ein gar nicht vorbereiteter und unbegreiflicher Abfall von einem angenommenen Charakter habe.

Nachdem ich jetzo den Polyeuct des Corneille zergliedert habe, werden, glaube ich, alle Leser mit mir darinn übereinstimmen, daß in diesem ganzen Trauerspiel kein einziger Charakter sey, der sich vollkommen erhielte, und für den wir uns innig interessiren könnten. Polyeuct ist in aller vernünftigen Menschen Augen ein übertriebener Schwärmer oder Eiferer, mit welchem wir unmöglich sympathisiren, den wir nicht einmal bedauren können, sondern vielmehr verachten müssen, weil sein Eifer nicht aus einer übermässigen Wärme des Herzens, und der Andacht, sondern aus einem falschen und kalten Vorurtheile entsteht: daß man um des wahren Gottes, und der

wahren Religion willen alle falschen Götter und Religionen bestürmen müsse, wenn dieses auch mit eigenem Verderben, und dem Untergange der Seinigen ohne allen Nutzen für andere Menschen geschehen sollte. Polyeucts Schwärmerey hätte noch viel heisser, und doch mit viel mehr Zärtlichkeit für seine Gemahlinn verbunden seyn können. Er gibt nicht das geringste Zeichen von wahrer Liebe gegen die Pauline, sondern sagt ihr blosse frostige Galanterien, und auch in diesen bleibt er sich nicht einmal gleich. Denn bald macht er den Großmüthigen, und will seine Gemahlinn wegschenken, und bald macht er ihr wieder über ihre Liebe zum Sever unverdiente Vorwürfe. Noch viel mehr aber, als Polyeuct, ist dem Corneille Paulinens Charakter verunglückt. Diese hat durchaus nichts festes und bestimmtes in ihrer ganzen Denk- und Gemüths-Art. Denn Anfangs gesteht sie, daß sie den Sever auf das zärtlichste geliebt, mit ihm geseufzt und geweint, und ihm alles aus Liebe geschenkt habe, was sie dem Polyeuct aus Pflicht gegeben; und doch entwischt ihr nicht das geringste Merkmal von Zärtlichkeit, da sie ihn mit Ruhm und Ehre gecrönt wieder sieht. Vielmehr gibt sie sich jetzo das Ansehen, als wenn sie den Polyeuct auf das innigste liebe, spricht immer von ho-

hem

hem Muthe, und grosser Seele, (ungeachtet sie sich zu schwach fühlt, den Sever mehrmalen zu sehen) und hat durchaus nichts beständiges, als Eitelkeit und Stolz, die sich so gar in ihrer letzten Unterredung mit dem Polyeuct, und kurz vor dem Tode ihres Gemahls äussert, wo ihr Herz von ganz andern Empfindungen hätte zerrissen seyn sollen. Ihr Vater ist zugleich das verächtlichste und unbeständigste Geschöpf. Lange erscheint er, als ein alter Hofmann, dem die Gnade des Kaisers und Credit am Hofe das gröste Gut ist, und der sich sogar über die Gelegenheit freut, seines Schwieger-Sohns los zu werden, um seine Tochter einem Günstling des Kaisers geben zu können. Und eben dieser selbstsüchtige und hartherzige Hof-Mann fleht auf einmal den Polyeuct fußfälligst um eine Sinnes-Aenderung an, die ihn allein retten könne, frohlockt dann wieder über die Hinrichtung seines Schwieger-Sohns, und wird zulezt auf einmal ein Christ, ohne daß man den geringsten befriedigenden Grund weder in dem Charakter noch in den Umständen des Felix findet, der einen solchen gefährlichen, seiner ganzen bisherigen Handlungs-Art entgegengesetzten Schritt hätte veranlassen können. Der Charakter des Severs endlich ist die unglücklichste und zweckwidrigste Erdich-

tung, worauf Corneille hätte fallen können. Denn dadurch, daß er die Pauline den Sever auf das innigste lieben, und mit dem Polyeuct hingegen sich nur aus Pflicht verheirathen ließ, schwächte oder vernichtete er vielmehr Paulinens und auch der Zuhörer innige Theilnehmung an Polyeucts Schicksal, und erregte beständig den Verdacht, daß das Interesse, was Pauline an dem Polyeuct zu nehmen scheint, vielleicht nur Prunk und Verstellung sey, und daß es ihr im Grunde eben so wenig als dem Felix unlieb seyn würde, wenn sie mit ihrem ersten Liebhaber wieder vereinigt werden könnte. Sever wird ferner anfangs nicht nur als ein zärtlicher und würdiger Liebhaber, sondern auch als ein edler und großmüthiger Mann, und als ein grosser Held geschildert, allein von allen diesen Vorzügen zeigt er keinen durch Handlung. Das, was Ausdruck seiner Liebe seyn soll, besteht in noch viel frostigeren und abgeschmackteren Galanterien, als die des Polyeucts sind. Es verdrießt ihn, daß er für den Polyeuct, der ihm seine Gemahlinn abtreten wollte, eine Vorbitte einzulegen gezwungen wird, und selbst diese Abtretung einer Geliebten kömmt ihm ganz unglaublich vor. Da Pauline und Felix, die dem Christenthum so feind waren, die wahre Religion an-

annehmen, so erwartete man gewiß, daß Sever, der vorher gut oder schonend von den Christen dachte, ein gleiches thun, und seiner Geliebten nachahmen werde; allein gerade er, dessen Bekehrung am wenigsten unwahrscheinlich gewesen wäre, beharrt in der heidnischen Religion.

Im ganzen Trauerspiele ist nicht eine einzige Stelle, wo lebhafte Empfindungen oder heftige Leidenschafften sich in der wahren Sprache des Herzens ausgedrückt hätten; auch da, wo dann und wann der rechte Ton angestimmt wird, mischen sich unnatürliche Tiraden ein. Viele der rührendsten Situationen sind von Corneille gar nicht genutzt worden. Wie würden wir erschüttert worden seyn, wenn Schakespear den ersten Abschied des Polyeucts von der Pauline, die Rückkehr des erstern nach der Beschimpfung des heidnischen Gottesdienstes, die erste Unterredung der Pauline mit dem Sever, und endlich die letzte Trennung von ihrem Gemahl geschildert hätte. Corneille that sich viel darauf zu Gute, daß er die drey Einheiten auf das genauste beobachtet habe, allein durch diese Beobachtung der Einheiten verwandelte er viele der rührendsten Scenen, die Schakespear gewiß auf das Theater gebracht, oder vor den

Augen der Zuschauer hätte vorgehen lassen, in langweilige Erzählungen. Dergleichen sind Severs Opfer, Nearchs Tod, oder wenigstens die letzten Augenblicke vor der Hinrichtung, und endlich Polyeucts Gefängniß und Vorbereitung zum Tode.

Sechszehntes Capitel.

Vom Lustspiel.

§. 1.

Alle Vorzüge, die man vom Trauerspiel als Drama fordert, kann man mit Recht auch vom Lustspiele verlangen. Im Lustspiel also muß, wie im Trauerspiel, interessante Action seyn; die Charaktere des ersten müssen sich, wie die des letztern, erhalten, es muß endlich lebhaften und natürlichen Dialog, und Einheit der Handlung haben. Ungeachtet beyde Gemälde des menschlichen Lebens sind, und allerley Charaktere, Tugenden, Laster, Leidenschafften und Schicksale darstellen; so unterscheiden sie sich doch durch Charaktere, und Leidenschafften sowohl, als durch die Vorstellung und den Ausgang von Begebenheiten.

§. 2.

Weder Dichter, noch Kunstrichter sind in der Bestimmung des letzten Zwecks des Lustspiels, und in der Schätzung der verschiedenen Gattungen dieser Dichtungs-Art mit einander übereinstimmend. Wenn man die verschiedenen Gegenstände, welche das Lustspiel bearbeiten kann, oder bearbeitet hat, recht überdenkt, so zeigt sich bald, daß es nur fünf verschiedene Classen des Lustspiels geben könne. Die älteste und allgemeinste Gattung des Lustspiels war unstreitig die Farce oder das Possenspiel, das auch aufgeklärter Völker und Menschen nicht unwürdig ist, und in welchem man sich gar nicht wundern darf, daß der Charakter des Harlekin ein so grosses und allgemeines Glück gemacht hat. Viel weniger interessant sind die Intriguen-Stücke, die dem eigentlichen Lustspiel, oder der neuen Komödie der Griechen sehr weit nachstehen. Die neue Komödie der Griechen umfaßte aber auch das ernsthafte, oder von einigen sogenannte weinerliche Lustspiel, das wiederum von einer doppelten Art ist, je nachdem es vom Laster abschrecken oder zur Tugend ermuntern soll. Die letzte Gattung des Lustspiels könnte man die nachahmende nennen, und in diese Clas-

se gehören die vormals so beliebten Schäfer-spiele.

Aristophanes.

Die Zeit und Art der Entstehung des Griechischen Lustspiels ist entweder ganz unbekannt, oder wird wenigstens auf verschiedene Weise angegeben; so viel ist aber gewiß, daß die Griechen, wie alle übrigen Völker, viel eher Lustspiele, oder ihnen ähnliche Schauspiele, als eigentliche Lustspiel-Dichter gehabt haben. Unter den erstern Lustspiel-Dichtern der Griechen, oder den sogenannten Dichtern der alten Komödie war und blieb Aristophanes der berühmteste, so wie er unter allen Komikern der Griechen der einzige ist, dessen Stücke unverstümmelt zu uns gekommen sind.

Wenn blinde Bewunderer des Alterthums den Aristophanes als den feinsten witzigen Kopf priesen, so war dieses eben so wenig zu verwundern, als wenn sie eine Menge von elenden Schriftstellern aus den Zeiten des gänzlichen Verfalls der Künste und Wissenschafften unter den Griechen bloß deßwegen bewunderten und empfahlen, weil sie in Griechischer Sprache geschrieben hatten. Allein man traut seinen Augen kaum, wenn man

den

den tugendhaften, und sittsamen Sulzer, der dem ernsthaften Lustspiel fast ausschliessend gewogen war, wenn man diesen in die lächerlichen Lobsprüche der Herausgeber und Uebersetzer des Aristophanes einstimmen hört. Auch dieser Weltweise glaubte, daß Aristophanes die Thorheiten seines Zeit-Alters unnachahmlich fein geschildert habe, und daß eine einzige seiner Komödien mehr wahren Witz enthalte, als man bey uns in ganzen Jahren auf der Bühne höre. Wenn ein jeder anderer, als Sulzer, dies Urtheil gefällt hätte, so würde ich entweder glauben, daß der Lobredner den Aristophanes nicht gelesen, oder daß er das Griechische nicht genug verstanden habe, um das Unreine, Indelicate, und Unsittliche des Aristophanischen Witzes zu empfinden.

Dem ersten Anschein nach machten die Possenspiele mit der Philosophie des Sokrates, mit den Trauerspielen des Euripides und Sophokles, und mit der Beredsamkeit und Staats-Verwaltung des Perikles einen auffallenden Widerspruch, und es müste einem jeden unbegreiflich vorkommen, daß die Athenienser in dem Zeit-Alter der grösten Helden, Weltweisen, Staats-Männer, Künstler, und Tragiker an solchen Farcen, der-

dergleichen die des Aristophanes sind, Gefallen finden konnten, wenn man nicht wüste, daß gerade um diese Zeit der niedrigste Pöbel der Tyrann im Staat zu werden anfing *), daß die Komiker sich also vorzüglich bemühten, dem elendesten, rohesten, und auf alle grosse Männer neidischen Pöbel zu gefallen, und daß endlich die Dichter der alten Komödie sich besonders durch die Reinigkeit, und Schönheit ihrer Sprache auszeichneten: eine Tugend, die auch viele edle, und besser erzogene Griechen die Mängel dieser Komiker übersehen ließ.

Aristophanes hatte allerdings eine reiche und fruchtbare dichterische Phantasie, eine treffliche Versification, eine nicht bloß untadeliche, sondern ganz eigenthümliche komische Sprache, und endlich nicht selten einen glücklichen oder vielmehr boshaften Witz; allein viel öfter besteht sein Witz in schmutzigen, oder Eckel erregenden, oder Wahrheit und Tugend beleidigenden Schwänken; oder wohl gar nur in frostigen Wortspielen, Antithesen, oder Anspielungen auf die Trauerspiel-Dichter seiner Zeit. Aristophanes greift ferner nicht bloß herrschende Thorheiten, Vorurtheile

*) Xen. c. 2. de Rep. Athen. und Athenae. X. I. p. 575.

le und Laster seiner Zeit, nicht bloß lebende Thoren, und Bösewichter an, sondern er fällt aus einer nie zu entschuldigenden Gefälligkeit gegen einen verächtlichen und neidischen Pöbel über die ehrwürdigsten und verdienstvollsten Bürger seiner Vaterstadt her. Und von diesen verehrungswürdigen Männern schildert er etwa oder übertreibt nicht bloß die Schwachheiten, die sie wirklich hatten, sondern er dichtet ihnen Abscheulichkeiten, und strafwürdige Verbrechen an, wozu er in den Personen, die er schilderte, auch nicht die entfernteste Veranlassung fand. *) Wenn man ferner

*) Ein neuerer Schriftsteller sucht zu beweisen, daß Aristophanes in seinen Wolken zwar übertrieben, daß er aber nicht ganz erdichtet, sondern Spuren der am Sokrates getadelten Fehler in diesem Weisen gefunden habe. Bibliothek der alten Litteratur und Kunst. Göttingen 1786. S. 1. u. f. Allein der Verfasser dieses Aufsatzes beweist nicht, was er beweisen wollte. Wenn die Feinde des Sokrates das Herz hatten, den Sohn des Sophroniskus wider das allgemeine Urtheil aller bessern Menschen in Griechenland, als einen gefährlichen Grübler und Sophisten, als einen Ungläubigen, und als einen Verführer der Jugend zu schildern, warum sollte es ein Lustspiel-Dichter nicht haben thun können, dem die Gewohnheit schon lange ein solches schädliches Recht über die grösten

ner die Lustspiele des Aristophanes nicht bloß als Werke des Witzes, sondern als komische Dramen betrachtet, so muß man, wenn man anders über die Alten mit unbefangenem Gemüth zu urtheilen fähig ist, gestehen, daß Aristophanes in den ersten und rohesten Anfängen der Komödie gelebt habe, und daß er durchaus nicht, als ein nachahmungswürdiges Muster, angesehen werden könne. Wenn seine

---

grösten Männer gestattete? Der Verfasser gibt ferner selbst zu, daß die meisten und gehässigsten Vorwürfe, die Aristophanes dem Sokrates macht: Dieberey, Lehren um Lohn, Kunst der Chicane, Verderbung der Jugend durchaus erdichtet seyen; warum konnte er die unbedeutenderen Mängel nicht auch erdichten? Die Beschuldigung: daß Sokrates sich auf überirrdische Dinge lege, läßt sich im geringsten nicht dadurch auch nur zum Theil rechtfertigen, daß Sokrates sich in seiner Jugend nach den viel verheissenden Versprechungen der Sophisten in die Erforschung himmlischer Dinge eingelassen habe. Als die Wolken des Aristophanes aufgeführt wurden, war Sokrates fast funfzig Jahr alt, und gewiß dreyssig und noch mehrere Jahre von den Grübeleyen der Sophisten entfernt. Auch hatte Sokrates diese Grübeleyen niemals auch nicht in seiner Jugend gelehrt, und wahrscheinlich wusten es nur wenige von seinen Freunden, daß er eine kurze Zeit die Prahlereyen und Untersuchungen der Sophisten nicht für grundlos gehalten habe.

seine Charaktere auch gut gezeichnet, und erhalten werden, so sind doch die Plane oder Anordnungen seiner Lustspiele selten auch nur in einem so geringen Grade wahrscheinlich, als man doch selbst von Farcen verlangen kann. Seine Chöre sind meistens noch müssiger, als in den Griechischen Trauerspielen, und bestehen noch dazu in Fröschen, Wespen, Wolken u. s. w. von denen wir uns gar nicht einmal denken können, wie man sie mit einiger Wahrscheinlichkeit als handelnde Personen bey hellem Tage auf das Theater bringen konnte. Ueberdem tritt Aristophanes, als Dichter, mitten in seinen Stücken hervor, und redet die Zuschauer an, entweder um sich zu rühmen, oder um andere Dichter lächerlich zu machen. Selbst seine handelnden Personen vergessen nicht selten die Rollen, die sie als Schauspieler zu spielen haben, und wenden sich gleich dem Dichter an die Zuschauer. Endlich läßt er nicht bloß wider die herrschende Meynung seiner Zeitgenossen Götter, und selbst allegorische Wesen, an deren Wirklichkeit die Athenienser gewiß nicht glaubten, auftreten, sondern er verwandelt auch diese Götter nicht weniger, als die Menschen, in Caricaturen, und läßt sie reden und handeln, als wenn er Götter und Religion zu einem allgemeinen Gegenstande des Spottes hätte

machen wollen. Man kann kaum mehr thun, als Aristophanes gethan hat, um den niedrigsten Pöbel auf Unkosten der Wahrheit, Tugend und Religion zu ergötzen, und allen verständigen und gutdenkenden Männern Theilnehmung und Täuschung zu rauben.

Aristophanes muste einem jeden Rechtschaffenen verabscheuungswürdig seyn, wenn er auch weiter nichts, als seine Wolken geschrieben hätte, in welchen er den Sokrates nicht nur lächerlich, und verächtlich, sondern auch verhaßt zu machen sucht. Er erdichtet in diesem Possenspiel einen Bauren, der ein vornehmes Weib aus der Stadt geheirathet, und mit dieser einen Sohn erzeugt hatte, der nach Art der jungen und reichen Athenienser dem Reiten und dem Halten von Pferden unmässig ergeben war. Durch diese Liebhaberey und Verschwendung des Sohns war der Vater, Strepsiades, in grosse Schulden gestürzt, und da die Zahlungs-Zeit herannahte, wuste er sich nicht anders zu retten, als daß er seinen Sohn irgend einem der Weisen übergäbe, die die Kunst lehrten, eine gute Sache in eine böse, und umgekehrt, zu verwandeln. Wenn sein Sohn das Geheimniß gelernt hätte, eine böse Sache gut zu machen, so könnte er, wie er sich schmeichelte, auf einmal von den

den Verfolgungen seiner Gläubiger befreyt werden.

Das Lustspiel eröffnet sich mit dem sorgenvollen Strepsiades, der vor Unruhe über die Grösse seiner Schulden, und über die herannahende Zahl-Zeit nicht schlafen kann. Grosser Jupiter, sagt er, wie unsäglich lang sind jetzo die Nächte! will es denn gar nicht Tag werden? Schon so lange habe ich die Hähne rufen hören, und alle meine Sclaven schnarchen noch, schnarchen viel stärker, als ich mich besinne, daß sie sonst gethan haben. — Und der wackere Knabe da streckt sich auch noch auf seinem weichen und warmen Lager. Warum sollte ich mich auch nicht wieder zudecken, und einschlafen? Allein ich armer Mann kann nicht schlafen. Mich beissen die Pferde meines Sohnes, und die Schulden, die ich um dieser Pferde willen habe machen müssen. Ich bin verloren, wenn der Zahlungs-Tag kömmt. — Sclav, zünde mir einmal das Licht an, und hohl mir meine Rechnungs-Bücher, damit ich den Zustand meiner Sachen übersehen kann. Dem Pasias bin ich zwölf Minen schuldig. Warum bin ich dem Pasias zwölf Minen schuldig? Ach! ich besinne mich, weil ich meinem Sohne den Braunen gekauft habe. Ich elender! daß ich mir nicht

lieber ein Auge ausgeschlagen, als diese Narr-heit begangen habe! — Während dieser Verwünschungen und Untersuchungen spricht der Sohn Phidippides im Schlaf, und zwar immer von Pferden und Wägen. — Laß sehen, was ich denn weiter schuldig bin! Drey Minen für einen leichten Wagen an den Amynias! — Hierüber erwacht der Sohn, und frägt den Vater, warum er denn die Nacht so unruhig zubringe, schläft aber bald wieder ein, und während der Zeit erzählt der Alte, man sieht nicht wem, und warum, als weil die Zuhörer es wissen musten, die Verheirathung mit seiner Frau, deren Urheberinn er verflucht, den Streit über den Namen des Phidippides, und seinen Entschluß, den Sohn zu einem Sophisten zu schicken. Der Sohn will sich aber nicht dazu verstehn. Der Vater klopft also selbst an die Thür des Sokrates an, die gleich von einem Schüler des leztern geöffnet wird. Dieser zürnt, daß Strepsiades ihm durch sein heftiges Klopfen einen wichtigen Gedanken verjagt habe. Lezterer entschuldigt sich damit, daß er fern von der Stadt auf dem Lande wohne, erkundigt sich aber mit grosser Neugierde nach dem Gegenstande der Untersuchung, womit sich der junge Weise beschäfftigt habe. Dieser weigert sich anfangs, das Geheimniß zu offenba-

ren,

ren, weil dergleichen Dinge nur den Schülern des Sokrates bekannt werden dürften. Da aber der Fremdling erklärt, daß er selbst ein solcher zu werden gedenke, vertraut er es ihm als ein heilig zu bewahrendes Arcanum an. Neulich, sagt er, fragte Chärephon den Sokrates: um wie viel mahl ein Floh den Raum, den seine Beine einnehmen, abspringen könne, indem ein Floh, der den Chärephon an der Stirn biß, auf den Kopf des Sokrates übersetzte. — Wie in aller Welt! maaß denn Sokrates dieses aus? — Sehr leicht, sagt des Sokratis Schüler. Unser Meister schmolz Wachs, steckte einen Floh hinein, und maaß nun nach den Stiefeln, die das Thierchen erhielt, die Grösse des Raums, den seine Füsse einnehmen. — Himmel! ruft Strepsiades aus, welch ein Scharfsinn! — Da der Neuling diese Erfindung so sehr bewundert, so theilt der Schüler des Sokrates ihm noch eine andere Frage, und Auflösung der Frage mit, die sich aber vor delicaten Lesern nicht wiederhohlen läßt. Er erzählt ihm ferner, daß Sokrates, da er neulich den Mond mit offenem Munde beobachtete, von einem garstigen Thiere beschmutzt worden sey. Endlich zeigt er ihm die Schüler des Sokrates in den seltsamsten Stellungen und Bewegungen, worinn einige die un-

terirrdischen Dinge bis zu den Tiefen des Tartarus, andere die überirrdischen bis in die höchsten Höhen des Himmels zu erforschen suchten. Strepsiades sieht, wie der Schüler des Sokrates sagt, die Astronomie, die Geographie, den ganzen Umfang der Erde, und endlich den Sokrates selbst.

Streps. Sey gegrüßt, Sokrates, lieber, süsser Sokrates.

Sokrat. Warum redest du mich an, Erden-Sohn. (Sokrates stand viel mehr erhöht, als Strepsiades).

Streps. Zuerst brenne ich vor Begierde zu erfahren, was du hier machst?

Sokrat. Ich wandle in der Luft, und beobachte die Sonne.

Streps. Ist es dir denn nicht genug, die Götter auf flacher Erde zu verachten?

Sokrat. Ich würde niemals die Natur überirrdischer Dinge erforscht haben, wenn ich nicht mein Haupt emporgehoben, und meinen Geist mit dem ihm verwandten Aether vermischt hätte. Denn die nähere Erde zieht gleichsam den Duft oder den Strahl der Seele an sich; es geht ihr eben so, wie dem Niese-Wurz.

Streps.

Streps. Was sagst du? Zieht das Nachdenken Feuchtigkeit in den Niesewurz? Aber steig herab, mein liebes, mein theures Sokrateschen, damit du mich in dem unterrichten könnest, weßwegen ich gekommen bin. — Ich bin nämlich gekommen, um von dir reden zu lernen; denn Wucherer und harte Gläubiger plagen und schinden mich ohne Ende, und alle meine Güter sind verpfändet.

Sokrat. Wie bist du denn in so grosse Schulden gerathen?

Streps. Mich hat eine schreckliche Reit-Krankheit, ein gefrässiges Ungeheuer zu Grunde gerichtet. Lehre mich nur eine von deinen Künsten, diejenige nämlich, die nicht wieder gibt. — Ich schwöre bey allen Göttern, daß ich dir alles, was du verlangst, zum Lohn geben werde.

Sokrat. Bey welchen Göttern schwörst du? — Willst du dich mit unsern Göttinnen den Wolken unterreden? so setze dich auf diesen heiligen Schemel, und umwinde dich mit diesem Cranze, denn wisse, daß dies alle diejenigen thun müssen, die von uns eingeweiht werden.

Streps. Was gewinne ich aber durch diese Einweihung?

Sokrat. Du wirst dadurch ein Wunder von Pfiffigkeit, eine wahre Windmühle, ein Wasserrad von Beredsamkeit werden. (Die Wörter τριμμα, κροταλον, παιπαλη lassen sich in unsere Sprache nicht übersetzen; ich habe daher andere bildliche Ausdrücke gewählt, die Aristophanes vielleicht würde gebraucht haben, wenn er in unserer Sprache geschrieben hätte).

Nun fängt Sokrates an, den unermeßlichen Aether, und die glänzenden Wolken-Göttinnen anzuflehen, daß sie erscheinen möchten; und dies Gebet ist ganz in der prächtigen lyrischen Sprache der alten Hymnen abgefaßt. Die Wolken erscheinen; allein Strepsiades macht die pöbelhaftesten Schwänke, die sich gar nicht zu seinem Charakter, und seiner Absicht passen, die sich auch gar nicht übersetzen lassen, die ich aber doch in der Grundsprache hersetzen muß, um den Aristophanes kennen zu lehren:

Και σεβομαι γ᾽ ω πολυτιμητοι, και βȣ-
λομαι ανταποπαρδειν
προσ τασ βροντασ. ὅτως αυτασ τετρε-
μαινω και πεφυλημαι.
Κ᾽ ει θεμισ εςιν νυνι γ᾽ ηδη, κ᾽ ει μη θεμισ
εςι, χεσειω.

An-

Anstatt, daß Sokrates, wenn er auch der gröste, aber nur ernstliche und feierliche Thor gewesen wäre, einen solchen Unholden gleich hätte fortjagen müssen, sagt er ihm nur, daß er nicht spotten solle, wie die verruchten Lust-spiel-Dichter zu thun gewohnt wären.

Die Wolken singen einen schönen Chor-Gesang, und nun frägt Strepsiades angelegentlich, was denn diese feierlichen Sängerinnen für Wesen, und ob sie etwa Heldinnen seyen? Sokrates antwortet hierauf nicht, wie er sollte, als ein Mann, der die Wolken, als Gottheiten anbetete, und zu ihrer Verehrung auch den Strepsiades bewegen wollte, sondern als ein Witzling, der ihrer spotten, und sie dem Strepsiades Preis zu geben die Absichten hätte; und Strepsiades erwiedert, nicht als ein schwachköpfigter geängstigter Landmann, der zu einem elenden Sophisten, und seiner nichtigen Kunst ein übermässiges Vertrauen hatte, sondern der seinen Lehrer und dessen Göttinnen zum Besten haben möchte.

Sokrat. Du wustest also noch nicht, daß diese die meisten Sophisten, Weissager, und Aerzte, die meisten müssigen Dichter, und süssen Pflastertreter ernähren, weil ihre Gottheit von ihnen gepriesen wird? (In kei-

ner Farce sollte auch der abgeschmackteste Thor so gegen sich selbst reden. Uebrigens ist es unmöglich, die komische Kraft der Aristophanischen Wörter bey gleicher Kürze zu erreichen. Ich setze daher die Worte des Sokrates im Griechischen als eine Probe der Kühnheit her, womit der Dichter neue ausdrucksvolle Wörter schuff:

> ου γαρ μα Δι' οισθ' ὁτιη πλειστουσ αὑται
> βοσκουσι σοφιστασ,
> Θουριομαντεισ, ιατροτεχνασ, σφραγιδο-
> νυχαργοκομητασ,
> κυκλιων τε χορων ασματοκαμπτας, αν-
> δρασ μετεωροφενακασ·
> ουδεν δρωντασ βοσκουσ' αργουσ, ὁτι ταυτασ
> μουσοποιουσιν.

Nicht bloß Sokrates und Strepsiades, sondern auch die Wolken fallen in eine unzeitige Spaßhaftigkeit. Sie reden den Sokrates auf folgende Art an:

Sey gegrüßt, längst geborner Alter, du Jäger spitzfindiger Reden, und Priester fein gesponnener Wort-Gewebe! Sage, was du von uns verlangst! denn wir geben diesmal unter allen übrigen Grüblern keinem Gehör, als dir, und dem Prodikus, dem Prodikus, um der Weisheit, und der Kenntnisse wil-

willen, dir aber, weil du so stolz auf den öffentlichen Strassen einhertrittst, und die Augen so umherspielen läßt, weil du barrfuß so viele Beschwerden duldest, und auf unsern Schutz so stolz thust!

Wenn Aristophanes auch dem Pöbel zu Gefallen den weisesten und besten der Griechen lächerlich machen wollte, so war das wenigstens ihm als einem verständigen und rechtschaffenen Mann unverzeihlich, daß er den Prodikus, einen von den Sophisten, die das wirklich waren, und thaten, was er dem Sokrates andichtete, daß er diesen wegen seiner Weisheit und Gelehrsamkeit anpries. Schwerlich ließ er sich zu solchen Lobsprüchen verderblicher Menschen ohne Bestechung bewegen, und es ist also kein Wunder, wenn man glaubte, daß eben der Mann, der sich zu Empfehlungen von Sophisten erkaufen ließ, dieses auch zum Tadel der edelsten Bürger thun könne.

Sokrates wird durch die spöttische Anrede der Wolken gar nicht ausser Fassung gesetzt, sondern sagt zum Strepsiades, daß diese seine einzigen Göttinnen, und daß alles übrige eitel Tand sey. Voll Verwunderung frägt Strepsiades: Um des Himmels willen,

len, ist denn der Olympische Jupiter kein Gott?

Sokrat. Was Jupiter! sey kein Kind; es gibt gar keinen Jupiter.

Streps. Was du da sagst? Allein ich möchte doch wissen, wer uns den Regen gäbe?

Sokrat. Eben diese Göttinnen, die Wolken. Dies will ich dir mit bündigen Gründen beweisen. Hast du jemals ohne Wolken regnen gesehen? Und doch müste es bey heiterem unbewölkten Himmel regnen, wenn Jupiter der Geber des Regens wäre.

Streps. In der That! das ist recht gesagt. Vorher glaubte ich, daß Jupiter durch einen Sieb pißte. (Dieser Schwank fiel auf den Jupiter selbst zurück). Aber ich bitte dich, erkläre es mir ferner: wer donnert, wenn es Jupiter nicht ist?

Sokrat. Auch diese donnern, indem sie sich umher wälzen.

Streps. Wie geht denn das zu, kühnster unter den Menschen?

Sokrat. Wenn sie mit Wasser angefüllt sind, und an einander getrieben werden, so zerplatzen sie, und machen das Donner-Geräusch.

Streps. Wer treibt aber denn die Wolken an einander? das thut doch wohl Jupiter.

Sokrat. Kein Jupiter, sondern die Wirbelung des Aethers.

Streps. Wirbelung des Aethers? das war mir ganz unbekannt. Also nicht Jupiter, sondern ein ätherischer Wirbel regiert die Welt. Aber du hast mir das Gerassel des Donners noch nicht hinlänglich erklärt.

Sokrat. Hast du denn nicht gehört, daß die wasservollen Wolken auf einander fallen, und dadurch das Geprassel verursachen?

Streps. Wie aber soll ich das glauben?

Sokrat. Das will ich dir an deiner eigenen Person begreiflich machen. Wenn du dich an den Panathenäen mit allerley blähenden Speisen überfülltest, hast du denn nie eine Bewegung und ein heftiges Getöse in deinem Leibe wahrgenommen?

Streps. Beym Apoll! die blähenden und gährenden Speisen toben, und knallen in den Eingeweiden, wie Donnerschläge. Hier versagt es die Feder, die Sauereyen des Griechischen Pickelherings weiter zu übersetzen. Die Liebhaber des Aristophanischen Witzes wer-

werden aber auch vielleicht diese Spässe nicht ungern lesen:

Ατρεμας πρωτον παππαξ. καπειτ' επαγει παπαπαππαξ
χ' ὁταν χεζω, κομιδη βροντα παπαπαππαξ, ὡσπερ εκειναι.

Man muß gestehen, daß Aristophanes eine grosse Stärke in der Erfindung von Onomatopoieticis hatte. In eben dieser Scene bringen Strepsiades und Sokrates über Donner und Bliz noch Dinge vor, die viel stärker, als das angeführte sind. Bey Gelegenheit der Erklärung des Blizes muß Sokrates dem Jupiter gleichfalls noch einen Hieb versezen.

Streps. Woher kömmt aber der Blizstrahl? Diesen wirft Jupiter doch augenscheinlich auf die Meineidigen?

Sokrat. Wie? alter Thor aus den Saturnischen Zeiten! Wenn Jupiter den Blizstrahl nach Meineidigen schleuderte, warum träffe er denn den Simon, und Kleonymus, und Theorus nicht, die zu den kühnsten Meineidigen gehören? und warum fiel der Blizstrahl in den Tempel des Jupiters selbst, und das Vorgebürge Sunium, und in hohe Eichen; Eichen können doch nicht meineidig seyn.

Du

Du willst also, fährt Sokrates bald nachher fort, nichts anders für Gott erkennen, als die drey Dinge, die ich dir genannt habe, das Chaos, die Wolken, und die Zunge?

Streps. Ich würde die Götter, die ich bisher glaubte, nicht einmal anreden, wenn ich ihnen auch begegnete, noch viel weniger ihnen Opfer und Weihrauch bringen. — Nach diesem Glaubens-Bekenntnisse gewähren die Wolken dem Strepsiades seine Bitte: daß er alle seine Gegner vor Gericht überwinden möge.

Wenn dies ist, sagt Strepsiades in einem komischen Selbst-Gespräch, so mögen sie mich behandeln, wie sie wollen. Ich will gerne Hunger und Durst, Kälte, Schmutz und Armuth dulden; ich will auf mir hämmern, und mich schinden, ja wenn es nicht anders seyn kann, mich zu einem Brey für meine Lehrer zerhacken lassen, wenn ich nur meinen Gläubigern entfliehen kann. Mögen sie mich einen Fuchs, einen Lügen-Schmidt, einen Bösewicht, u. s. w. heissen! Hier häuft Strepsiades so viele Schimpf-Wörter von ähnlichen Bedeutungen, womit man Chicaneurs belegte, daß man sieht: diese Classe

von

von Menschen müsse damals sehr zahlreich und sehr verhaßt gewesen seyn.

Auf den Befehl der Wolken fängt Sokrates an, den Scharfsinn des Strepsiades zu prüfen, ob er auch fähig sey, die Weisheit zu fassen, in welche er ihn jetzo einweihen wolle. Nun stellt sich aber der vorher so pfiffige Strepsiades so dumm, als wenn er nicht einmal gemeinen Menschen-Verstand hätte. Bevor die Prüfung ihren Anfang nimmt, erscheint auf einmal der Dichter, der seine Nebenbuhler und Gegner durchzieht, und sich bey den weisen Zuschauern beklagt, daß sie einem Dichter, der so eifrig für ihr Vergnügen arbeite, der nicht, wie andere, lauter ähnliche oder abgenutzte, sondern durchaus neue Stücke auf die Bühne bringe, daß sie diesem, und den besten unter seinen Lustspielen nicht mehr Gerechtigkeit hätten wiederfahren lassen. Gleich nachher wendet sich auch der Chor der Wolken an die Zuschauer, und diese Göttinnen beklagen sich, daß man ihnen aller der Wohlthaten ungeachtet, die sie den Atheniensern erwiesen, doch noch keine Altäre errichtet habe.

In der Prüfung, die Sokrates mit dem Strepsiades anstellt, behauptet sich jener besser, als dieser, oder eigentlich sollte Strepsiades

siades durchgehends so blödsinnig erscheinen, als in dieser Scene: (v. 627. u. f.) die Grillenfängereyen, oder vielmehr die Wortklaubereyen und Sylbenstechereyen, worauf Sokrates in diesem Auftritt so stolz thut, musten ihn freylich verächtlich machen, allein sie sind zu weit herbeygehohlt, zu lange gedehnt, und an sich nicht interessant genug, um aufgeklärte Leser oder Zuschauer ergötzen zu können. Das Jammer-Geschrey über das Ungeziefer, das dem Strepsiades die Seiten durchbohrt, Blut und Seele aussaugt, u. s. w. (v. 708. u. f.) ist drollicht genug, wenn es nur nicht wiederum mit den widrigsten Bildern, und den pöbelhaftesten Ausdrücken verbunden wäre. Gegen das Ende der Prüfung thut Strepsiades mehrere Vorschläge zur Tilgung seiner Schulden, die einem jeden Harlekin würden Ehre gemacht haben.

Streps. Wie, wenn ich irgend eine Thessalische Zauberinn kaufte, und durch diese den Mond vom Himmel herab schwören liesse, und ihn alsdann, wie einen Spiegel in einem Behältnisse aufbewahrte? denn wenn der Mond nicht wieder aufgienge, so hätte ich auch nicht nöthig, Zinsen zu zahlen. (Die Zahl-Tage in Athen fielen auf gewisse Tage des Monden).

Da Sokrates diesen Vorschlag nicht ausführbar fand, so thut er einen neuen, einen Brennspiegel zu kaufen, und damit die Klage zu verbrennen, die man wider ihn vorbringen könne; und als auch dieses Rettungs-Mittel seinem Lehrer nicht gefiel, so sagt er endlich, daß er ein ganz unfehlbares Mittel wisse, aller Strafe zu entgehen, nämlich sich kurz vorher, ehe seine Sache vorkomme, wegzuschleichen, und aufzuhenken. Denn wer weiter gegen ihn klagen wolle, wenn er einmal todt sey? Weil aber alles dieses weder dem Chor, noch dem Sokrates genug thut, so wird Strepsiades endlich für unfähig erklärt, ein Schüler des Sokrates zu werden; er bietet dagegen seinen Sohn an, der zwar gesund von Cörper und Seele, aber bis jetzo gegen alles Lernen äusserst abgeneigt sey. Phidippides kömmt glücklicherweise zu dem Sokrates und seinem Vater, da sie sich eben trennen wollen. Strepsiades prunkt vor seinem Sohn mit dem Unglauben, und den Grillenfängereyen, die er vom Sokrates angenommen hatte, und bringt ihn endlich dahin, daß er sich zum Sokrates in die Lehre begiebt. Alle entfernen sich, und nun treten die gute oder gerechte Sache, und die böse Sache oder die Chicane, als Personen in menschlichen, und zwar männlichen Gestalten

auf.

auf. Beyde schimpfen einander gegenseitig; und dann sucht sich eine jede dieser allegorischen Personen, so gut sie kann, vor dem Richterstuhle der Wolken zu vertheidigen. Die gerechte Sache entwirft ein Gemälde der guten alten Zeit, in welcher sie geherrscht, und vergleicht diese mit der gegenwärtigen, in welcher der λογοσ αδικος die Oberhand zu gewinnen angefangen habe (S. 958.). Diese Schilderungen sind äusserst interessant für den Geschicht-Forscher der Griechischen Sitten, und hätten für die Zeitgenossen des Aristophanes sehr lehrreich werden müssen, wenn die Griechen damals noch gute Warnungen zu hören und zu befolgen im Stande gewesen wären. Die Verse von 1007. an bis 1020. sind vor allen andern merkwürdig, weil sie beweisen, welche Zerrüttung die einreissende Sittenverderbniß nicht nur in der ganzen Lebens-Art, sondern auch in der schönen Bildung der Griechen hervorgebracht hatte.

Der λογοσ αδικοσ trägt vollkommen die Grundsätze der Sophisten vor, aber nur auf eine auffallendere und beleidigendere Art, als es die Seelenverderber der damaligen Zeit thaten. Der Inbegriff ihrer Lehren ist in folgenden Versen enthalten:

— — ἡδονων θ' ὁσων μελλεις αποςερεισθαι,
παιδων, γυναικων, κοτταβων, οψων, ποτων, κιχλισμων,
και τοι τι σοι ζην αξιον, τȣτων εαν ςερηθης;
. . . .
χρῳ τη φυσει, σκιρτα, γελα, νομιζε μηδεν αισχρον.

Die beyden allegorischen Personen verschwinden wieder, ohne mit den Personen des Stücks in irgend ein Verhältniß zu kommen, und ihre Erscheinung ist daher ein Zwischen-Spiel oder eine Episode, die mit dem Vorgehenden so wenig als mit dem Nachfolgenden zusammenhängt, und deren Wahrscheinlichkeit ich eines jeden Urtheile überlassen kann. Bald nachdem diese Maschinen verschwunden sind, reden die Wolken wiederum die Zuschauer an, und preisen die Wohlthaten, die sie den Atheniensern erweisen wollen, wenn diese sie, wie andere Götter verehren würden, drohen aber auch zugleich allen denen, die sie zu vernachlässigen fortführen, ihren schrecklichen Zorn.

Zu den glücklichsten Scenen in diesem Possenspiele gehört die gleich folgende zwischen dem Strepsiades und Sokrates. Ersterer bringt

bringt dem letztern ein Geschenk, und frägt, ob Phidippides den alles niederwerfenden, und selbst unüberwindlichen λογοσ, worinn Sokrates seinen Sohn habe unterrichten wollen, schon gefaßt hätte? Da nun Sokrates den Strepsiades versichert, daß sein Sohn ihn gegen einen jeden Angriff von Gläubigern, und wenn sie auch tausend Zeugen zur Seite haben sollten, vertheidigen könne, so erhebt der alte Strepsiades auf einmal ein Freuden-Geschrey, das ganz natürlich, und äusserst komisch ist.

βοασομ' αρα ταν ὑπερτονον
βοαν. Ιω, κλαετ' ω' βολοςαται,
αυτοι τε και τ' αρχεια, και τοκοι τοκων·
ȣδεν γαρ αν με φλαυρον εργασησθ' ετι,
ὁιος εμοι τρεφεται
τοισ δε ενι δωμασι παισ,
Αμφηκει γλωττη
λαμπων, προβολοσ εμοσ,
σωτηρ δομοισ, εχθροισ ανιαροσ,
λυσανιασ πατρωων μεγαλων κακων.
ὁν καλεσον τρεχων
ενδοθεν ὡσ εμε.
ω τεκνον, ω παι, παι,
εξελθ' οικων·
αϊε σȣ πατροσ.
ω φιλοσ, φιλοσ.

Glück auf! Glück auf! Mein Sohn, Glück auf! wie entzückt bin ich über deinen Anblick, und über die Farbe deines Gesichts. Jetzo merkt man es dir gleich an, daß du zu den Feinen gehörst, die alles abläugnen, und bestreiten können: und denen gleichsam der vernichtende Zweyfel auf den Lippen schwebt. Jetzo hast du ganz den Attischen Blick, und das Ansehen, als wenn du nach dem grösten Unrecht, was du gethan, doch immer scheinen könntest, als wenn du Unrecht gelitten hättest. Nun rette mich, ich bitte dich, da du mich bisher zu Grunde gerichtet hast. Etwas weiter unten fährt Strepsiades fort:

Ihr Armseeligen Tröpfe, was sitzt ihr so sinnlos da! Jetzt seyd ihr unsere Beute. Ihr seyd Schaafe, die wir scheeren, Schläuche, die wir ausleeren wollen. Aber auf mich und meinen Sohn will ich ein Loblied singen. Glücklicher Strepsiades! wie bist du selbst so weise, und welch einen Sohn hast du gezeugt, und gebildet. Alle deine Freunde und Mitbürger werden dich glücklich preisen, wenn er deine Feinde vor Gericht besiegt. Zuerst will ich dich aber mit einem Schmause beehren.

Die Seeligkeit des Strepsiades wird durch zween Wucherer gestört, die ihre Forderung,

derung, oder wenigstens die fälligen Zinsen verlangen. Allein Strepsiades ist so voll von Freude und Zuversicht zu der Beredsamkeit seines Sohnes, daß er beyde mit Spott und selbst mit Ungestüm abweist, und ihnen gerade zu erklärt, daß er nichts bezahlen werde.

Nachdem die Gläubiger sich zurückgezogen haben, fängt der Chor wieder seinen Gesang an, und sagt, daß ein Mann, der, wie Strepsiades, mit unrechten Dingen umgehe, unmöglich ungestraft bleiben könne. Die Wolken fürchten, daß ihm bald etwas unangenehmes begegne, und die meisten Leser werden sich gewiß wundern, daß die Wolken auf einmal so Gerechtigkeit liebend geworden sind.

Kaum hat der Chor seine Vermuthung geäussert, als Strepsiades mit dem heftigsten Angst-Geschrey hervorkömmt, und alle Nachbaren und Mitbürger aufruft, ihm wider seinen Sohn beyzustehen, der ihn auf das unerhörteste mißhandelt habe. Phidippides läugnet nicht allein gar nicht, was er gethan hat, sondern er erbietet sich zu beweisen, daß er recht gethan habe. — Wenn es den Vätern erlaubt sey, ihre Kinder in wohlmeynenden Absichten zu züchtigen, warum Kinder nicht ein gleiches Recht hätten? — Wenn

Kinder weinten, nachdem sie Strafe gelitten, warum Alte nicht, wenn sie gesündigt hätten? — Derjenige, der den Vätern das Recht gegeben habe, ihre Söhne zu züchtigen, sey nichts mehr, als ein Mensch gewesen, warum er also nicht ein neues Recht einführen könne? — Strepsiades solle nur Hähne und andere Thiere ansehen, wie diese ihren Alten begegneten? Wenn er es verlange, so wolle er nicht bloß darthun, daß man den Vater, sondern daß man auch die Mutter prügeln könne. Strepsiades wird durch diese Sophistereyen auf einmal zur Erkenntniß gebracht. Er verflucht den Sokrates und seine Grübeleyen: läßt sich von seinem Sclaven einen Brand bringen, um die Wohnung des Sokrates anzuzünden, und als er von diesem und einem seiner Schüler gefragt wird: was er vorhabe, antwortet er ganz kaltblütig: daß er ein wenig mit den Balken und Sparren des Daches disputiren wolle: daß er in der Luft wandle, und die Sonne beobachte. Warum, schließt er endlich, spottetet ihr der Götter? warum forschtet ihr nach dem Sitze des Mondes? Vertreibe, schlag, wirf sie, um des allgemeinen Bestens willen; am meisten aber deßwegen, weil sie aufrührerisch gegen die Götter sind.

Wenn

Wenn man die Bosheit abrechnet, die durch das ganze Stück herrscht, und die einen jeden Verehrer des Sokrates mit zu grossem Unwillen erfüllt, als daß man sehr zum Lachen geneigt seyn könnte, wenn man vergißt, daß Aristophanes die Freyheit, weder Einheit der Handlung, noch Gleichförmigkeit der Charaktere zu behaupten, etwas zu weit getrieben, und wider alle Wahrscheinlichkeit allegorische Personen habe auftreten lassen, so muß man gestehen, daß er an die Travestirung des Sokrates viel Witz und Erfindungs-Kraft verschwendet habe. Er schildert den Sokrates nicht, wie die Sophisten wirklich waren: als einen blendenden und prächtigen Verderber der Jugend, sondern als einen Verführer und Ungläubigen, der aber zugleich ein blödsinniger Grillenfänger und armseeliger Bettler sey: wiewohl er auch hier zu weit gieng, und den Sokrates zu dumm und verächtlich machte, als daß er recht gefährlich hätte werden können. Erfindung und originale Sprache ist in dieser einzigen Farce mehr, als in allen Trauerspielen des Euripides. Eine jede Scene ist neu, und den Haupt-Zweck befördernd; selbst die Erscheinung des λογοσ δικαιοσ και αδικοσ diente dazu, dem gemeinsten Pöbel die nachtheilige Geschwätzigkeit des Sokrates, oder vielmehr der Sophisten be-

greiflich zu machen. Aristophanes ließ seine Wolken nicht gleich erscheinen, und beobachtete auch Einheit der Zeit nicht so genau, als die Griechischen Kunstrichter verlangten; denn man kann doch unmöglich voraussetzen, daß Phidippides in wenigen Stunden so grosse Fortschritte gemacht habe, als Sokrates von ihm rühmt. Man frägt daher mit Recht, warum die Tragiker sich nicht eine gleiche Freyheit genommen haben?

Terenz.

Von den besten Griechischen Lust-Spiel-Dichtern ist nichts zu uns gekommen, als wenige Bruchstücke, die gröstentheils nur in Sitten-Sprüchen bestehen, und uns durchaus nicht in Stand setzen, die Werke dieser Dichter zu beurtheilen, deren Verlust ich zu den unersetzlichsten Schäden rechne, welche die alte Litteratur in dem allgemeinen Schiffbruch des Mittel-Alters gelitten hat. Auch von den Werken Römischer Komiker ist das wenigste zu uns gekommen, und die Lustspiele von Plautus und Terenz, verbunden mit den Nachrichten alter Grammatiker, machen uns noch nicht fähig, über den Zustand des Römischen Theaters, und den eigenthümlichen Werth desselben einen sichern Ausspruch zu

thun *). So viel ist gewiß, daß die Römischen Komiker nie so ausgelassen waren, als die Griechischen **) und daß man die Zeit-Alter von Plautus und Terenz gar nicht genau zu wissen braucht, um zu erkennen, daß Terenz unter einem aufgeklärteren und gesitteteren Volke lebte, als Plautus. Weil der letztere dem Aristophanes ähnlich ist, so übergehe ich ihn hier, und auch die Vergleichung desselben mit dem Terenz will ich dem mündlichen Vortrage vorbehalten. Aus mehrern Gründen aber werde ich die Andria des Terenz eben so zergliedern, wie ich es bey den Wolken des Aristophanes gethan habe. Man darf nur daran denken, daß dies Lustspiel eine Nachahmung, oder vielmehr Uebersetzung zwoer Komödien des Menander ist, um daraus auf die Verbesserung oder Verfeinerung des Griechischen Schauspiels nach dem Aristophanes schliessen zu können.

Der Vorredner des Stücks vertheidigt den Dichter gegen die Beschuldigungen von

*) Man lese die Bruchstücke von Grammatikern, die mit einer Abhandlung von Daniel Heinsius vor der Ausgabe des Terenz cum notis variorum steht: Liv. VII. 2. Voss. Poet. III. 9.

**) Gell. Noct. Attic. III. 3.

Feinden und Neidern, besonders gegen den Vorwurf, daß er zwey Stücke des Menander zusammengezogen, und dadurch beyde verhunzt, und gleichsam befleckt habe. Der Tadel ist in dieser Schutzrede viel gelinder, als in den Ausfällen des Aristophanes. Der Vorredner rechtfertigt den Dichter durch die Beyspiele des Nävius, Plautus und Ennius, die ein gleiches gethan hätten. Die Fabel des Stücks offenbart sich mit dem Fortgange der Handlung, ohne daß irgend eine künstliche Vorbereitung nöthig wäre. Simo ein Haus-Vater und Sosia, ein Freygelassener desselben eröffnen das Schauspiel.

Simo. Tragt dies alles hinein, und entfernt euch alsdann. Du aber, Sosia, bleib hier, denn ich habe einige Worte mit dir zu reden.

Sosia. Ich soll nämlich alles gehörig besorgen?

Simo. Nein! es ist etwas anders.

Sosia. Wozu kann ich dir denn mit meiner geringen Geschicklichkeit nützlich seyn?

Simo. Geschicklichkeit brauchts zu der Sache, die ich vorhabe, gar nicht; aber Treue und Verschwiegenheit, die ich stets in dir wahrgenommen habe.

So-

Sosia. Ich harre auf deine Befehle.

Simo. Du weist, Sosia, daß ich dir von deiner Kindheit an, da ich dich als Knecht kaufte, deinen Zustand so sanft, als möglich, gemacht, und daß ich dir selbst die Freyheit geschenkt habe, weil du mir immer treu und redlich dientest.

Sosia. Ich weiß es.

Simo. Ich übertreibe nichts.

Sosia. Ich freue mich, Simo, wenn ich jemals etwas gethan habe, oder noch thue, was deinen Beyfall erhalten hat, oder noch verdient; allein ich läugne nicht, daß die Erwähnung deiner Wohlthaten mir wehe thut, weil sie einen Vorwurf von Undankbarkeit von meiner Seite zu enthalten scheint. Sage mir lieber mit einem Worte, was du von mir verlangst.

Simo. Das will ich thun. Zuerst also sage ich dir, daß die Hochzeit meines Sohns noch nicht so richtig ist, als du dir einbildest.

Sosia. Warum stelltest du dich denn bisher so?

Simo. Du sollst alles von Anbeginn an hören. Auf diese Art wirst du so wohl das bisherige Leben meines Sohns, als meine Absichten kennen lernen. Nachdem Pam-

philus

philus die Jahre der Kindheit zurückgelegt hatte, ließ ich ihm eine grössere Freyheit, als vorher, denn wie will man den Geist und Charakter eines jungen Menschen kennen lernen, so lange beyde noch immer durch Schwäche des Alters, durch Furcht vor dem Vater, und die Strenge der Lehrer zurückgehalten und eingeschränkt werden.

Sosia. Sehr richtig.

Simo. Mein Sohn war nicht, wie andere Jünglinge, die sich mit ganzer Seele enweder den Pferden, oder Hunden, oder den Wissenschafften zu ergeben pflegen. Er liebte weder die einen, noch die andern ausschliessend, und doch beschäfftigte er sich mit allen. Ich war sehr erfreut darüber.

Sosia. Und das mit Recht. Denn es ist sehr wichtig für das ganze Leben, allenthalben das gehörige Maaß zu halten.

Simo. So war das Betragen meines Sohns beschaffen. Er ertrug alle, mit denen er umging, er suchte sich jedem gefällig und Niemanden zu seinem Feinde zu machen; er setzte sich nie über andere weg, und bey einem solchen Benehmen wird es nicht schwer, dem Neide zu entgehen, und sich Freunde und Gönner zu verschaffen.

Sosia. Ein mehr als jugendlich kluges Betragen! besonders in diesen Zeiten, wo Nachgiebigkeit Freunde, und Freymüthigkeit und Offenherzigkeit leicht Feinde machen.

Simo. Unterdessen kam vor ohngefähr drey Jahren ein Mädchen aus Andros hieher, (die Scene ist in Athen,) von herrlicher Bildung, und blühendem Alter, das wahrscheinlich durch Armuth, oder die Härte ihrer Anverwandten aus ihrer Heimath vertrieben worden war.

Sosia. Ich fürchte, ich fürchte, diese Andrische Schöne wird Unheil anrichten.

Simo. Dies Mädchen führte anfangs ein stilles, eingezogenes, und unbescholtenes Leben, und nährte sich kärglich von ihrer Hände Arbeit. Ihre Schönheit lockte aber bald Verführer an. Diese thaten grosse Verheissungen, von welchen sich die verlaßne, und unberathene Fremde blenden und berücken ließ, wie dann die Mädchen überhaupt ein bequemes und angenehmes Leben einem strengen und arbeitsamen vorziehen. Chrysis (dies war ihr Name,) übergab sich erst einem, oder dem andern Liebhaber, bald aber fing sie an, mit ihren Reitzen allgemeiner zu wuchern. Die jungen Leute, die sie damals besuchten, führten, wie dies leider! zu geschehen pflegt, auch

mei-

meinen Sohn zu ihr. Nun dachte ich: er ist gefangen, nun hat er eins weg. Ich gab sorgfältig auf die Sclaven der Liebhaber acht, und fragte bald diesen, bald jenen, wer denn gestern die Chrysis gehabt habe?

Sosia. Und?

Simo. Bald nannte man mir den Phädrus, bald den Klinias, oder den Niceratus; denn diese drey theilten zugleich die Gunst der Schönen von Andros. Aber was macht denn Pamphilus? — Er hat, war immer die Antwort, seinen Antheil zum Abendessen beygetragen, und mitgespeist. — Wer war froher, als ich! Aus einem Reste von Mißtrauen erkundigte ich mich immer von neuem, und erhielt immer dieselbige Antwort, daß Pamphilus nichts mit der Chrysis zu schaffen habe. In der That, dachte ich, ein seltenes und lobenswürdiges Beyspiel jugendlicher Enthaltsamkeit! denn gewiß wer mit solchen Personen umgeht, und nicht verführt wird, der kann seinen Weg schon ohne Führer machen. Meine Freude über das Betragen meines Sohns wurde noch durch die Lobsprüche und Glückwünschungen meiner Freunde und Bekannten erhöht, denn alle priesen mich seelig, daß ich ein solches Muster eines gesitteten Jünglings zum Sohne hät-

hätte. Der gute Ruf meines Pamphilus, damit ich es kurz mache, bewog den Chremes, daß er mir seine Tochter mit einem grossen Braut-Schatz zur Gattinn für meinen Sohn anbot. Der Antrag gefiel mir, ich nahm ihn an, und setzte schon einen Tag zur Hochzeit fest.

Sosia. Und warum wurde die Hochzeit nicht vollzogen?

Simo. Du sollst gleich hören. In den wenigen Tagen, da alles dieses vorgieng, stirbt die Nachbarinn Chrysis.

Sosia. Ein rechtes Glück für dich, wodurch auch ich beruhigt werde. Denn ich fürchtete die Chrysis doch immer noch.

Simo. Mein Sohn besorgte das Leichenbegängniß der Chrysis gemeinschafftlich mit denen, welche diese Schöne aus Andros geliebt hatten. Er war bisweilen traurig, weinte auch wohl; und selbst dieses gefiel mir. Denn, dachte ich, wenn dein Sohn um einer so entfernten Bekanntschafft willen den Tod der Chrysis so aufrichtig betrauret, was würde er thun, wenn er sie geliebt hätte, was wird er bey dem Tode seines Vaters leiden? Ich hielt die warme Theilnehmung für einen Beweis eines weichen, und zart mitfühlenden Gemüths. Um seinetwillen gehe ich

selbst mit zur Leiche, ohne etwas Uebels zu ahnden.

Sosia. Nun! was war oder entstand denn?

Simo. Die Chrysis wurde weggetragen, und wir folgen nach. Von ohngefähr erblicke ich unter den Weibern, die mitgingen, ein ganz junges Mädchen.

Sosia. Das vielleicht auch schön war?

Simo. von so schöner Bildung, und einem so bescheidenen, und reitzenden Gesicht, daß du dir nichts darüber denken kannst. Eben dies liebenswürdige Kind weinte und wehklagte vor allen andern. Aus diesem Grunde, und weil sie auch alle übrigen an Schönheit, und edlem Ausdruck des Gesichts übertraff, fragte ich eins von den Mädchen, die mitgingen, welche denn diese Schöne sey. Sie ist, hieß es, eine Schwester der Chrysis, durch welche Nachricht mein Gemüth auf einmal getroffen wurde. Hier, fiel mir gleich ein, hier ist also die Quelle der Thränen, und die Ursache des Mitleids!

Sosia. Ich erwarte ängstlich, wo das hinaus will.

Simo. Die Leiche rückt unterdessen immer weiter. Wir folgen nach, und kommen

end-

endlich an das Grab. Die Verstorbene wird auf den Scheiterhaufen gelegt, und alle Umstehende weinen. Unter diesen nähert sich die Schwester, der ich eben erwähnt habe, zu unvorsichtig, und mit Gefahr von den Flammen ergriffen zu werden, dem brennenden Scheiterhaufen. Hier brach auf einmal die lang versteckte Liebe des Pamphilus hervor. Er lief hinzu, umfaßte daß Mädchen, und rief laut: meine Glycerium! warum willst du dich zu Grunde richten? Auf diese Worte lehnte sie sich weinend und vertraulich an ihn, so daß man ihre beyderseitige Liebe nicht verkennen konnte.

Sosia. Was sagtest du aber dazu?

Simo. Ich ging aufgebracht, und betrübt zu Hause, und doch fand ich keinen Stoff zu Vorwürfen. Konnte er nicht immer sagen: Vater was habe ich gethan, oder verdient, oder gesündigt? etwa, daß ich eine Unglückliche, die sich in's Feuer werfen wollte, gerettet habe? Was hätte ich auf eine so scheinbare Rede antworten können?

Sosia. Du hast Recht. Denn wenn man jemanden tadeln will, der einem andern das Leben gerettet hat, was soll man denn dem thun, der Unrecht gethan, und Schaden zugefügt hat?

Simo. Den folgenden Tag kam Chremes mit grossem Geschrey zu mir: Er werde auf eine unwürdige Art behandelt; denn man habe es ihm als ganz gewiß gesagt, daß Pamphilus die Fremde geheirathet habe. Ich läugnete dieses beharrlich: er bestand auf seiner Versicherung; und wir schieden von einander, als wenn er seine Tochter dem Pamphilus nun nicht mehr geben wolle.

Sosia. Fingst du nun nicht an deinen Sohn — —

Simo. Auch jetzo schien mir noch keine hinlängliche Ursache zu Vorwürfen da zu seyn.

Sosia. Warum nicht?

Simo. Du hast ja, lieber Vater! würde er sagen, selbst schon der jugendlichen Freyheit Gränzen gesetzt. Die Zeit ist bald da, daß ich nach anderer Leute Art und Urtheil mein Leben einrichten muß. Laß mich bis dahin nach meiner Weise leben.

Sosia. Was für ein Grund zu Beschuldigungen aber ist dir dann übrig geblieben?

Simo. Wenn er wegen seiner Liebe zur Glycerium nicht heirathen will, dann und dann erst werde ich väterlichen Ernst zeigen. Und gerade jetzo suche ich in der nicht wahren

Hochzeit eine gegründete Ursache zu Vorwürfen, wenn er nämlich überhaupt zu heirathen sich weigert. Zugleich wünsche ich, daß der verschmitzte Davus jetzo, da alle seine Ränke nicht schaden können, seine List versuchen und erschöpfen möge. Denn ich zweyfle gar nicht daran, daß er mit Händen und Füssen gegen alles Heirathen arbeiten werde, weniger um meinem Sohn Vergnügen, als um mir Verdruß zu machen.

Sosia. Warum denkst du denn so schlimm vom Davus?

Simo. Du kannst noch fragen? Ein arglistiges Gemüth geht immer mit argen Gedanken schwanger. Wenn ich aber merke, daß er mir — doch kurz und gut. Wenn es geht, wie ich's wünsche, und Pamphilus in die Heirath willigt, so brauche ich nur noch den Chremes zu erbitten; und ich hoffe, daß er sich erweichen lassen wird. Dir trage ich besonders auf, daß du den Davus in Schrekken setzest, daß du meinen Sohn beobachtest, und beyden die Heirath als ganz gewiß zu schildern suchst.

Sosia. Gut! ich will es eifrig besorgen. — Ich habe diese erste Scene mit Fleiß ganz übersetzt, um meinen Lesern, wenn anders die Vorzüge des Originals sich nicht ganz

in einer freyen Verdollmetschung verloren haben, eine Probe von der ungekünstelten Einfalt und Schönheit der Terenzischen Sprache und Erzählung, von der Ungezwungenheit, und den feinen Wendungen des Dialogs, selbst da, wo eigentlich nur eine Person die redende oder erzählende war, und endlich von dem feinern Anstande, und der höhern Würde der Charaktere des Terenz oder des Menander zu geben. Pamphilus erlaubte sich freylich manches, und Simo sah vieles nach, was nach unsern Begriffen ein gut gesitteter junger Mensch sich nicht erlauben, und ein für die Wohlfarth seines Sohns besorgter Vater nicht zugeben würde; allein zu Menanders Zeiten waren die Sitten der Athenienser weit mehr verderben, als sie es, die grossen Haupt-Städte ausgenommen, unter den heutigen Völkern Europens sind.

In der folgenden Scene trifft Simo den Davus, den Sclaven des Pamphilus an, dem es schon Nachdenken verursachte, daß der Vater weder ihm, noch dem Pamphilus ein Wort von der Sinnes-Aenderung des Chremes gesagt hatte. Simon sucht den verschmitzten Sclaven anfangs auszuhohlen; da dieser sich aber nicht aushohlen läßt, sagt er ihm zuletzt rund heraus, daß, wenn er das

geringste gegen die Heirath mit der Tochter des Chremes unternähme, er ihn bis aufs Blut geisseln, und für sein ganzes Leben zur schwersten Arbeit in die Mühle schicken würde. Davus weiß sich als ein Mann zu fassen, der immer neue Mittel oder Quellen in seinem Genie zu finden hoffte. Man lernt ihn in dieser Scene, und noch mehr in dem nächsten Selbst-Gespräch, wo er über seine Verlegenheit, und das was er zu thun habe, mit sich selbst zu Rathe geht, als einen feinen Gesellen kennen, der seinem Herrn mit Leib und Seel ergeben ist, der seine Liebe zur Glycerium eigentlich nicht billigt, aber weil das Leben des Herrn davon abhängt, ihm auch mit Gefahr seiner eigenen Haut dienen zu müssen sich für verpflichtet hält. Das Selbst-Gespräch des Davus ist freylich zu lang, allein man verzeiht seine Länge, weil man heimlich fühlt, daß wir das, was Davus sich in diesem Monolog selbst erzählt, sonst auf keine so bequeme oder wahrscheinliche Art erfahren könnten. "Sie dichten nun auch, sagt er unter andern, eine schöne Fabel zusammen, daß Glycerium eine Atheniensische Bürgerinn sey. Ein alter Kaufmann soll einstens an der Insel Andros Schiffbruch gelitten haben, und dann gestorben seyn. Bey diesem Schiffbruch sagen sie, hat der Chrysis Vater die

Glycerium, da sie klein und hülflos war, aufgenommen und erzogen. Possen! mir ist dieses nicht wahrscheinlich; die Liebenden finden aber Wohlgefallen an diesem Mährchen.

Davus sieht die Mysis, die eine Wehmutter für die gebährende Glycerium hohlen will, und der Sclavinn stößt wiederum Pamphilus in der höchsten Verwirrung auf. Die Aeusserungen des Pamphilus verdienen wieder, ganz mitgetheilt zu werden.

Pamph. Ist das menschlich, ist das väterlich gehandelt? — Himmel und Erde, was will man denn Beschimpfung nennen, wenn das keine ist! Heute wollte mir der Vater ein Weib geben, ohne daß ich etwas davon wuste! Hätte mir das nicht vorher gesagt werden müssen!

Mys. Ich unglückliche, was höre ich!

Pamph. Wie! Chremes, der mir seine Tochter abgeschlagen hatte, der ändert seine Entschliessung, weil er mich verändert findet! der also besteht so hartnäckig darauf, mich von meiner Glycerium abzuziehen? Wenn dies geschieht, so bin ich verloren! Gibt es wohl auf der ganzen Welt einen so unseeligen Menschen, als ich bin! Himmel und Erde, sollte ich denn auf keine Art der Verbindung

dung mit dem Chremes entfliehen können? Wie unwürdig hat man mich verschmäht! Und doch ist alles geschlossen, alles in Richtigkeit gebracht. Jetzt will man mich verachteten wieder. Warum denn? fast vermuthe ich, daß irgend ein böses Geheimniß darunter stecke. Weil man das Mädchen keinem andern aufschwatzen kann, so kehrt man zu mir zurück.

Mys. Diese Nachricht hat mich vor Schrecken fast erstarren gemacht.

Pamph. Und was soll ich denn von meinem Vater denken! Wie ist es möglich, daß er eine so wichtige Sache so nachlässig, gleichsam nur so obenhin behandeln konnte. Im Vorbeygehen sagt er mir auf dem Markte: heute mein Sohn! sollst du heirathen, geh zu Hause, und mache dich bereit dazu. Es war mir eben so, als wenn er sagte: gehe zu Hause, und erhenke dich. Ich erstarrte ganz. Meynst du, daß ich ein Wort hätte hervorbringen können, oder einen einzigen noch so falschen, oder ungereimten Vorwand? Nein! ich verstummte völlig. Wenn aber jetzo jemand mich fragte, was ich würde gethan haben, wenn ich meines Vaters Antrag eher gewust hätte? Ich würde alles thun, um das nicht thun zu müssen, was mein Va-

ter verlangt. Aber was soll ich zuerst anfangen? Mich zerren so vielerley Gedanken und Empfindungen nach so vielen Seiten hin, daß ich gar nicht weiß, was ich thun soll: Liebe und Mitleiden mit dieser Armen, Angst vor der Hochzeit, und dann Schaam und Achtung gegen meinen Vater, der mir bisher so gütig begegnete, und mich in allen Stücken nach meinem Willen leben und handeln ließ. Diesem soll ich mich jetzo widersetzen! O ich Elender!

Mys. Ich fürchte, daß dieses einen schlimmen Ausgang nimmt. Jetzo ist es aber am nothwendigsten, daß er mit ihr rede, oder daß ich wenigstens ein Wort dazu sage. Ein noch schwankendes Gemüth wird oft durch den kleinsten Stoß nach einer Seite hingetrieben.

Pamph. Wer redet hier! Bist du es, Mysis!

Mys. Ja, lieber Pamphilus sey gegrüßt!

Pamph. Was macht sie?

Mys. Du frägst noch? sie liegt in Kindes-Nöthen, und ist noch überdem bekümmert, weil die Hochzeit mit der Tochter des Chremes auf diesen Tag festgesetzt war. Sie fürchtet, daß du sie verlassen möchtest.

Pamph.

Pamph. Was? Ich sollte so etwas zu thun im Stande seyn! Ich sollte die Ursache werden, daß die Unglückliche, die mir ihr ganzes Herz, ihr ganzes Leben übergeben hat, auf die schändlichste Art betrogen würde! Ich sollte Schuld daran seyn, daß ein gut erzogenes Mädchen, das ich unaussprechlich liebe, und als meine Frau erkannt habe, daß dieses durch Noth zu einem lasterhaften Leben gezwungen würde. Nein! das werde ich nie thun, oder zugeben.

Mys. Das fürchte ich auch gar nicht, wenn es von dir allein abhinge. Allein wirst du auch der Gewalt widerstehn können?

Pamph. Hälst du mich denn für so schwach? für so undankbar, so wild, so unmenschlich, daß mich weder meine Liebe, noch die Vertraulichkeit, worinn wir bisher gelebt haben, noch auch Schaam und Gewissen bewegen könnten, mein gegebenes Versprechen zu halten.

Mys. Das einzige weiß ich gewiß, daß sie es verdient hat, daß du ihrer eingedenk seyst.

Pamph. Eingedenk seyst? O Mysis, Mysis, noch jezo sind die Worte der Chrysis unauslöschlich in mein Gedächtniß gegraben. Fast sterbend ließ diese mich rufen; und

da

da ihr euch entfernt hattet, und wir ganz allein waren, redete sie mich mit folgenden Worten an: Mein Lieber, du siehst die Schönheit, und das zarte Alter der Glycerium, und weißt auch, wie unnütz oder gefährlich ihr beyde sind, um ihre Keuschheit zu bewahren, und um sich fortzuhelfen. Ich beschwöre dich also bey dieser deiner Rechten, bey deiner Rechtschaffenheit, und der Einsamkeit dieser Armen, verlaß sie nicht, wenn ich dich anders stets als einen Bruder geliebt, oder wenn diese dich vor allen Menschen geschätzt, und alle deine Wünsche befriedigt hat. Dich hinterlasse ich ihr als ihren Gatten, als ihren Freund, Beschützer und Vater, so wie ich dir meinen ganzen Nachlaß anvertraue. Indem sie mir meine Glycerium überlieferte, starb sie. Ich nahm das Geschenk aus ihrer Hand, und will es auch stets zu bewahren suchen.

Im Anfange des zweyten Acts, so wie dies Schauspiel jetzo abgetheilt ist, (denn im Alterthum kannte man solche Abtheilungen in Aufzüge und Auftritte nicht,) lernen wir eine neue Person kennen, den Charinus einen Athenienfischen Jüngling, der in die Philumena, die Tochter des Chremes, verliebt war, und die Verbindung des Pamphilus

mit

mit ihr eben so sehr fürchtete, als Pamphilus, wiewohl aus einer andern Ursache. Beyde Jünglinge interessiren durch die edelmüthige Offenheit und das Zutrauen, womit sie sich gegenseitig ihre Gesinnungen mittheilen. Byrrhia der Sclav des Charinus ist auch nicht ein verschmitzter Schalks-Knecht, der nur den Leidenschafften seines Herrn zu schmeicheln, und sich dadurch seine Gunst zu erwerben sucht. Er räth ihm vielmehr, da auch er die Vermählung der Philumena mit dem Pamphilus für gewiß hielt, daß er das wollen möge, was er könne, da er das nicht erreichen könne, was er wünsche. Und auf diese Vorstellungen antwortet Charinus mit dem berühmten Spruch:

Facile omnes, quum valemus, recta
consilia aegrotis damus!
Tu si hic sis, aliter sentias.

Während, daß die beyden Liebhaber sich noch unterreden, kömmt Davus ganz ausser Athem vor Eile und Freude herbeygelaufen, und sagt, daß er weder in dem Hause des Chremes noch des Simo die geringsten Anstalten zur Hochzeit gesehen habe, und daß also alles nur Drohung seyn müsse. Nachdem Charinus sich mit seinem Knecht entfernt hat, so untersucht Pamphilus mit dem Davus,

war-

warum denn Simo sich wohl stelle, als wenn er ihn so bald mit der Tochter des Chremes verheirathen wolle. Davus entdeckt ihm die wahre Ursache, und räth seinem Herrn, sich im geringsten nicht zu weigern, die Tochter des Chremes anzunehmen, die dieser gewiß nicht hergeben werde. Auf diese Art könne er seinem Vater am besten allen Stoff zu Vorwürfen nehmen, der es sich sonst vielleicht einfallen liesse, die Glycerium aus der Stadt zu entfernen. Pamphilus hält diesen Vorschlag anfangs für gefährlich, führt ihn aber gleich nachher wirklich aus, da Simo von der Hochzeit wieder zu reden anfängt. Davus bestätigt den Alten in der Meynung von der Bereitwilligkeit des Sohns, die Tochter des Chremes zu heirathen.

Simo. Mein Sohn schien mir aber doch ein wenig niedergeschlagen zu seyn?

Davus. Wenn er es ist, so ist er es nicht deßwegen, weil er eine Abneigung gegen das Heirathen hat, sondern weil er Ursache zu haben glaubt, mit dir unzufrieden zu seyn.

Simo. Worüber denn?

Davus. Es ist nur eine Kleinigkeit.

Simo. Welche dann?

Davus. Er sagt, daß du seine Hochzeit zu sparsam einrichtest. Kaum hättest du für zehn Drachmen Eßwaaren einkaufen lassen. Ob das heisse, seinen Sohn zu vermählen? Ob er bey einer solchen Sparsamkeit irgend einen von seinen Freunden einladen könne? Und die Wahrheit zu gestehen, du bist zu sparsam. Ich kann es selbst nicht loben.

Simo. Schweig! Ich will schon dafür sorgen! — Was will der Bösewicht! Wenn irgend etwas Böses geschieht, so ist er gewiß der Urheber davon. — Im Anfange des dritten Acts hört man die gebährende Glycerium rufen, man sieht ihre Sclavinn und die Wehmutter sich mit einander unterreden, und eben deßwegen glaubt Simo, der mit dem Davus gerade vor ihrer Thüre steht, daß das Schreyen der Glycerium, ihre Niederkunft, und die Herbeybringung eines neugebornen Knaben lauter vom Davus angestiftetes Blendwerk sey, um ihn dadurch von der Verbindung des Pamphilus mit der Philumena abzubringen.

In der Ueberzeugung nun, daß sein Sohn gegen die Heirath keine unüberwindliche Abneigung habe, sucht Simo den Chremes zu bereden, daß er doch seine Tochter dem Pamphilus geben möchte. Der junge Mann sey

mit seiner Buhlschafft zerfallen, und diesen Zeitpunct müsse man nutzen, um ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen.

Bitte mich nicht, sagt Chremes, als wenn deine Bitte nothwendig wäre, um etwas von mir zu erhalten. Glaubst du denn, daß ich jetzo anders sey, als damals, da ich meine Tochter anbot. Gerne will ich sie geben, wenn diese Verbindung beyden jungen Leuten vortheilhaft ist. Wenn aber beyde dadurch mehr leiden, als gewinnen, so sey so gut, und setze dich auf einige Augenblicke in meine Stelle, als wenn du meiner Tochter Vater, und Pamphilus mein Sohn wäre.

Simo. Mehr will ich auch nicht Chremes. Ich wünsche die Heirath nur, wenn sie beyden Theilen nützlich ist. — — Glycerium und mein Sohn sind heftig gegen einander aufgebracht.

Chrem. Ich höre es.

Simo. so heftig, daß ich gewiß hoffe, daß man sie jetzo von einander reissen kann.

Chrem. Fabeln!

Simo. Es ist in der That so.

Chrem. Ich traue diesem Zorn so wenig, daß ich vielmehr glaube: der Unwille unter Geliebten sey nur eine Erneuerung und Verstärkung der Liebe.

Simo. Ich bitte dich, laß uns eilen, so lange es noch Zeit ist, und seine Liebe durch die empfangenen Beschimpfungen unterdrückt wird; laß uns ihm eine Frau geben, bevor dieser ihre Arglist und falschen Thränen das kranke Gemüth zum Mitleiden erweichen. Ich lebe der Hoffnung, Chremes, daß der junge Mann, wenn er mit einer schönen, und liebenswürdigen jungen Frau verbunden ist, sich bald aus allen diesen Uebeln herausarbeiten werde.

Chrem. Dir scheint es so; allein ich zweyfle sehr daran.

Simo. Wie kannst du das sagen, bevor du den Versuch gemacht hast?

Chrem. Es ist aber hart, einen solchen Versuch an seiner Tochter machen zu lassen.

Simo. Alle Unannehmlichkeiten, die damit verbunden sind, laufen am Ende darauf hinaus, daß unsere Kinder sich wieder trennen, wenn das geschehen sollte, was die Götter verhüten wollen. Wenn aber mein Sohn sich bessern sollte, ich bitte dich, wie viele

Freuden und Vortheile würden uns dann durch diese Heirath zu Theil werden! du würdest deinem Freunde einen Sohn wieder geschenkt, du selbst würdest einen würdigen Schwieger-Sohn, und deine Tochter einen guten Mann erhalten haben!

Chrem. Ey nun, wenn du dann die Heirath für so vortheilhaft hälst, so will ich dir nicht länger entgegen seyn, u. s. w.

Man bemerke hier wieder, wie edel, und Theilnehmung erregend die Empfindungen und Grundsätze der beyden Väter sind, wie verdorben aber die Sitten in Athen und Rom seyn musten, wo ein gutdenkender Vater eine Trennung seines Sohns von der Tochter seines Freundes für eine geringe Unbequemlichkeit hielt.

Da die Alten sich über die Verheirathung ihrer Kinder vereinigt haben, kömmt Davus zu ihnen, und hört zu seiner grösten Verwunderung, was geschehen ist. Die Scene (III. 4. Auftr.) konnte nicht besser erfunden, und glücklicher ausgeführt werden. Man freut sich, daß Davus für das Spiel, was er mit seinem alten Herrn getrieben hatte, ein wenig gezüchtigt, aber man hat auch wieder Mitleiden mit ihm, daß die Verlegenheit, worein er durch einen gutgemeynten, aber

etwas zu feinen Rath geräth, so groß und beängstigend wird; man bewundert ihn endlich, daß er selbst in dieser grossen Verlegenheit den Kopf nicht verliert. Hätte Terenz, wie es den Possenspieler-Dichtern der alten und neuern Zeit gewöhnlich war, den Davus als einen bloß arglistigen Knecht geschildert, so würde er viel weniger interessirt haben.

Simo. Ich habe lange gefürchtet, daß du dem grossen Haufen der Knechte ähnlich seyn, und mich hintergehen möchtest, um der Leidenschafft meines Sohnes zu schmeicheln.

Davus. Ich sollte so etwas thun können! (Selbst dieser Muthwille, und die Sicherheit des Davus ist für diejenigen, die das schon wissen, was er nun bald erfahren wird, äusserst ergötzend).

Simo. Ich habe es wirklich geglaubt, und habe auch daher verborgen, was ich dir jetzo sagen will.

Davus. Was denn?

Simo. Du sollst gleich hören. Denn ich fange selbst an, dir Glauben beyzumessen.

Davus. Endlich also hast du doch meine Gesinnungen erkannt?

Simo. Die Heirath sollte wirklich nicht vor sich gehen.

Davus. Was? warum nicht?

Simo. Sondern ich stellte mich nur so, um euch auf die Probe zu setzen.

Davus. Was du da sagst!

Simo. So ist es in der That.

Davus. In der That, ein feiner Gedanke! den ich nicht von weitem geahndet habe.

Simo. Nun höre weiter! Als ich dich vorher fortschickte, begegnete mir mein Freund zur glücklichsten Zeit.

Davus. O Weh! sind wir etwan verloren?

Simo. Ich erzähle meinem Freunde, was ich schon lange von dir gehört hatte.

Davus. Was höre ich?

Simo. Ich bitte ihn abermals um seine Tochter, und endlich erbitte ich ihn.

Davus. Ich bin verloren.

Simo. Was sagst du?

Davus. Daß du sehr klug und väterlich gehandelt hast.

Simo. Nun findet die Hochzeit von seiner Seite kein Hinderniß mehr.

Chre-

Chrem. Nein! ich will zu Hause gehen, und Bestellungen machen, daß alles in Bereitschafft sey.

Simo. Nun bitte ich dich, lieber Davus, weil du allein der Stifter dieser Heirath bist,

Davus. Freylich ich allein!

Simo. Daß du fortfahren mögest, meinem Sohn gute Lehren zu geben.

Davus. Ich will es gewiß nicht versäumen.

Simo. Es wird dir jetzo am leichtesten werden, da sein Gemüth noch heftig aufgebracht ist.

Davus. Laß mich nur machen.

Simo. Sag mir, wo ist denn mein Sohn?

Davus. Es sollte mich wundern, wenn er nicht zu Hause wäre.

Simo. So will ich dann zu Hause gehen, und ihm eben das wiederhohlen, was ich dir gesagt habe.

Davus. Nun ist es mit mir aus. Ich weiß nicht, was mich hindert, von hier gerades Weges in die Mühle zu gehen. Hier findet kein Bitten mehr Statt. Alles ist durch

mich in Verwirrung gesetzt worden. Ich habe den guten alten Herrn hintergangen, und den Sohn habe ich wider seinen Willen in eine Heirath verstrickt, die sonst nicht zu Stande gekommen wäre. Pfui der Ränke! wenn ich mich ganz ruhig gehalten hätte, so wäre uns nichts Unangenehmes begegnet. Aber da kömmt Pamphilus! Ich bin des Todes! Wenn ich mich doch nur in irgend einen Abgrund werfen könnte!

Pamph. Wo ist der Bösewicht, der mich unglücklich gemacht hat?

Davus. Ich bin ohne Rettung verloren.

Pamph. Es geschieht mir aber recht, der ich so dumm, so gedankenlos war, mein ganzes Glück einem elenden nichtswürdigen Sclaven anzuvertrauen. Mit Recht büsse ich für meine Thorheit; aber, der soll es nicht ungestraft gethan haben.

Davus. Wenn ich nur erst diesem Sturm entgangen bin!

Pamph. Was soll ich nun meinem Vater sagen? soll ich mich wieder weigern, sie zu heirathen, da ich es erst versprochen habe? So frech kann ich unmöglich seyn. Ich sehe gar nicht, was ich anfangen soll.

Davus. Ich eben so wenig; doch will ich mir Mühe geben. Ich will ihn wenigstens damit trösten, daß ich das nahe Uebel zu entfernen mich bemühen werde.

Pamph. Holla!

Davus. Ach! er hat mich gesehen.

Pamph. Ey, hör einmal guter Mann! siehst du nun, daß du mich Unglücklichen durch deine Anschläge in's Verderben gestürzt hast?

Davus. Ich will dich schon wieder herausreissen.

Pamph. Du herausreissen?

Davus. Gewiß, lieber Herr.

Pamph. So wie das letzte mal?

Davus. Nein, besser, wie ich hoffe.

Pamph. Dir soll ich wieder trauen, du Galgen-Vogel! du solltest eine verdorbene Sache wieder in's Reine bringen können? du, durch den ich aus der ruhigsten Lage in die augenscheinlichste Gefahr einer verhaßten Hochzeit versetzt worden bin. Sagte ich's dir nicht, daß dieses geschehen könnte?

Davus. Du sagtest es!

Pamph. Was hast du denn verdient?

Davus. gecreutzigt zu werden. Laß mich aber nur ein wenig zu mir selbst kommen. Ich will schon wieder einen Ausweg finden.

Pamph. Daß ich nicht einmal Zeit genug habe, dich für deine Thaten zu züchtigen! Ich muß alle Gedanken und Augenblikke und Kräfte daran wenden, dem gegenwärtigen Untergange auszuweichen.

Um den armen gebeugten Davus noch mehr zu ängstigen, kömmt jetzo Charinus ausser sich herbeygelaufen, und klagt auf die rührendste Art über die Grausamkeit der Menschen, und über die unmenschliche Art, wie Pamphilus seiner gespottet, da er ihm Hoffnung gemacht habe, sich der Heirath mit der Philumena zu widersetzen, die er jetzo vollziehen wolle. In diesem Selbst-Gespräch ist wahre Natur, und trefflicher Ausdruck von Empfindungen. Pamphilus kann den jungen ganz verwilderten Mann lange nicht einmal so weit besänftigen, daß er ihm den Verlauf der Sache hätte erzählen, und seine Unschuld kund machen können. Da nun auch Charinus dem Davus die bittersten Vorwürfe über seinen thörichten Rath, und dessen unglücklichen Ausgang gemacht hat, so sagt Davus endlich:

Davus. Ich bin es dir, Pamphilus, für deine Güte schuldig, daß ich Tag und Nacht mit allen meinen Kräften, und selbst mit Gefahr meines Lebens dir nützlich zu werden

den suche. Allein dann must du auch wieder Geduld mit mir haben, wenn meine Anschläge nicht immer so ausfallen, als ich wünsche. Ich thue was ich kann. Kannst du dir besser rathen, so entlaß mich der Dienste, die du mir bisher aufgetragen hast.

Pamph. Das will ich thun. Bring mich nur erst in die Lage, aus welcher du mich herausgebracht hast.

Diese Antwort scheint mir hart. In der Lage des Pamphilus kömmt es mir vor, als wenn er durch die zulezt angeführten Worte des Davus ganz hätte entwaffnet und befriedigt werden müssen.

Eine jede der übrigen Scenen des vierten Aufzugs verdiente eine genauere Untersuchung, die ich aber nur bey den vornehmsten Scenen anstellen kann. Davus läßt den Sohn des Pamphilus, den er selbst gehohlt hatte, von der Mysis vor des Simo Thüre hinlegen, kömmt aber gleich nachher heraus, zankt mit dem Mädchen auf die ernstlichstscheinende Art, will ihr das Kind wieder aufdringen, und schmält besonders darüber, daß man die Glycerium für eine Athenienfische Bürgerinn ausgebe, und davon rede, den Pamphilus zu zwingen, daß er sie heirathen solle. Alles dieses sieht und hört Chremes, der eben an-

gegangen kömmt, und den Davus wohl bemerkt hatte. Die Folge davon ist die, welche Davus wünschte, daß Chremes seinen Vorsatz die Philumena dem Pamphilus zu geben abermals ändern möchte. Der fünfte Act enthält die Entwickelung des Knotens. Ein glaubwürdiger Mann aus Andros, Krito, kömmt, um auf die Erbschafft der Chrysis Anspruch zu machen, hört aber, daß die vermeyntliche Schwester der Chrysis, die Glycerium, eine Attische Bürgerinn, ihre Verwandten noch nicht gefunden habe. Bey den ersten Erkundigungen zeigt es sich, daß Glycerium eine Tochter des Chremes sey, die ein Bruder des letztern mitnahm, als er ihm nach Asien folgen wollte, auf welcher Reise er aber Schiffbruch litt. Pamphilus erhält seine Glycerium mit zehn Talenten, und auch Charinus geht mit den grösten Hoffnungen ab, seine Philumena zu erlangen.

Aus diesem Auszuge der Andria kann man den Charakter aller Lustspiele des Terenz, oder vielmehr des Menander erkennen. Es ist fast nicht möglich, in Rücksicht auf Erfindung und Composition etwas vollkommneres zu denken, als die Andria ist. Der Leser oder Zuschauer erfährt alles ohne auffallend künstliche Mittel: alle Begebenheiten sind im

höch-

höchsten Grade wahrscheinlich, und folgen so natürlich aus einander, daß man nirgends die geringste Veranlassung zu der Bemerkung findet, daß dieser Vorfall doch wunderbar sey. Das ganze Schauspiel ist mehr rührend, als lustig, und selbst die lustigen Scenen bewegen nur zu einem sanften frohen Lächeln, nicht zu einem lauten Gelächter, dergleichen Farçen hervorbringen, oder hervorbringen wollen. Unter allen Charakteren ist kein einziger Possenreisser, keine einzige verhaßte Person: wir interessiren uns für alle aus verschiedenen Gründen, und in verschiedenen Graden, wir wünschen aber doch keiner einzigen Person Böses, oder eigentliche verdiente Strafe. Die Betrachtungen über die menschliche Natur, die durch dies Schauspiel zerstreut sind, empfehlen sich nicht nur durch ihre Richtigkeit, sondern auch durch ihre Neuheit, etwa die Sprüchwörter des Freygelassenen Sosia ausgenommen, dem aber der Dichter aus einem ähnlichen Grunde Allgemein-Oerter, wie Cervantes dem Knappen von Don-Quixotte Sprüchwörter in den Mund gelegt hat. Die beyden Väter, besonders Simo, sind nach unsern Idealen eben so wenig musterhaft, als Pamphilus es als Jüngling ist, allein sie waren es gewiß in den Zeiten, da Menander diese Charaktere entwarf.

Jean

Jean Baptiste Poquelin de Moliere.

Unter den heutigen aufgeklärten Völkern Europens haben die Engländer die ersten grossen Lustspiel-Dichter, wie Trauerspiel-Dichter, hervorgebracht. Vor allen andern verdienen Schakespeare, und nach ihm **William Congreve**, und **John Vanbrugh** bemerkt zu werden. Die Franzosen haben bis jetzo keinen grössern Komiker gehabt, als Moliere, der vielleicht im Ganzen genommen alle übrigen Lustspiel-Dichter der neuern Zeit übertrifft. Ausser diesem verdienen aber auch noch **Regnard, des Touches, de la Chaussee, Marivaux**, und einige andere gelesen zu werden. Unter den Italiänern sind die Werke von **Goldoni** und **Gozzi** am meisten bewundert worden, allein beyde bleiben sehr weit hinter den guten Schauspiel-Dichtern anderer Nationen zurück. Die Namen und Arbeiten unserer Lustspiel-Dichter sind bekannter, als die von andern Dichtern und Schriftstellern, vielleicht bekannter, als sie seyn sollten.

Die Beurtheilung des Geistes, oder der eigenthümlichen Verdienste der Werke von Moliere behalte ich dem mündlichen Vortrage vor, allein den Tartüff oder Betrüger dieses grossen Dichters will ich hier beurtheilen,

len, da die Eingeschränktheit der Zeit des mündlichen Vortrags solche ausführliche Prüfungen nicht erlaubt, und sie mir doch nützlich scheinen.

Der Tartüffe wurde zuerst im Jahr 1667. gespielt, aber gleich den Tag nachdem er zum erstenmal vorgestellt worden war, verboten; und dies Verbot dauerte bis in das Jahr 1669; ungeachtet das Lustspiel vom Könige und der Königinn, von allen Prinzen und Ministern, selbst von dem päbstlichen Legaten, und den ehrwürdigsten und vornehmsten Mitgliedern der französischen Geistlichkeit mit dem grösten Beyfall aufgenommen, oder ihnen vorgelesen worden war. Dies schnelle und langdaurende Verbot bewies zweyerley unwidersprechlich: die Vortrefflichkeit des Molierischen Gedichts, besonders die Richtigkeit der Zeichnung des Charakters des Scheinheiligen, und dann die Menge, und Macht der Nichtswürdigen, die der Dichter verhaßt und lächerlich machen wollte.

In der ersten Scene erscheint Madame Pernelle, die Mutter des Herrn Orgon, und eine Betschwester von Profession: ihr Mädchen: Madame Elmire, Orgons Gemahlinn, Mariane und Damis, Tochter und Sohn von Orgon, und einer ersten

Frau, Dorine, das Mädchen der Mariane, und endlich Cleanth ein Schwager von Orgon, und Bruder der Elmire. Pernelle zeigt sich gleich mit aller der Heftigkeit der schneidenden Tadelsucht, und der unleidlichen Herrschbegierde, die Weibern ihrer Art so gemein sind. Sie beschimpft alle nach einander, tadelt das Betragen derselben ohne alle Schonung, hält unschuldige Freude für Ausschweifung, Geselligkeit für Hang zu sträflichen Lüsten und Verbindungen, kurz jede Tugend und tugendhafte Gesinnung für das zunächst angränzende Laster oder lasterhafte Neigung. Nur der fromme Tartüff sollte der Herr und Rathgeber des ganzen Hauses seyn, das ihr ein wahres Babel scheint. Nachdem sie ihre ganze Galle ausgeschüttet, und ihr Mädchen ohne die geringste Veranlassung durch eine heftige Ohrfeige zur Aufmerksamkeit erweckt hat, geht sie ab, und nun erfahren wir von Dorine, die es dem Cleanth erzählt, daß Pernellens Sohn noch mehr, als die Mutter in den Tartüff verliebt ist. Gleich darauf kömmt Orgon von einer kleinen Reise zu Hause. Auch dieser hört gar nicht auf die Nachrichten von dem Uebelbefinden seiner Frau, sondern frägt nur nach der Gesundheit des Tartüff, und ungeachtet Dorine ihm sagt, daß ihm nicht allein nichts fehle, sondern daß er mit dem

größ-

größten Appetit esse, und trinke, und alle Zeichen der Gesundheit auf seinem vollen und blühenden Gesichte trage, so ruft er doch einmal über das andere aus, le pauvre homme! Dies muß auf dem Theater äusserst lächerlich seyn, allein fast ist es zu unwahrscheinlich und farcenhaft. Ohne sich an die spöttischen Anmerkungen der Dorine, und die ernstlichen Erinnerungen Cleanths zu kehren, hebt Orgon gegen den leztern ein ausserordentliches Lob des Tartüff an, in welchem er aber anfangs in Verlegenheit ist, was er loben soll, und nachher als Lob anführt, was alle Vernünftige als klägliche Bethörung auf der einen, und als schändliche Arglist auf der andern Seite bejammern oder verabscheuen müssen.

C'est un homme ... qui — ha — un homme, .. un homme enfin,
qui suit bien ses leçons, goûte une paix profonde,
et comme du fumier regarde tout le monde.
Oui je deviens tout autre avec son entretien,
il m' enseigne à n' avoir affection pour rien;
de toutes amitiés il detache mon ame;

et

et je verrois mourir frere, enfans, mere, et femme,
que je m'en foucirois autant, que de cela.

"Wenn sie wüsten, wie ich mit ihm bekannt geworden wäre, so würden sie meine Freundschafft gewiß nicht übertrieben finden. Allemal wenn ich in die Kirche kam, begegnete er mir mit der sanftesten, und frömmsten Miene, und fiel mir gegen über auf beyde Kniee nieder. Durch die Inbrunst seines Gebets zog er die Augen der ganzen Versammlung auf sich; er stieß häufige und heftige Seufzer aus, und küßte die Erde fast in jedem Augenblick. Wenn ich hinausging, so kam er mir mit der grösten Demuth zuvor, um mir an der Thür das geweihte Wasser darzureichen. Da ich durch seinen Bedienten, der ihm in allen Stücken nachahmte, seine Armuth erfuhr, machte ich ihm Geschenke; allein bescheiden wollte er mir immer einen Theil zurückgeben, weil er, wie er sagte, einer solchen Güte nicht werth sey; und wenn ich es nicht wiedernehmen wollte, so gab er es vor meinen Augen den Armen. Endlich war mir der Himmel so günstig, daß ich den heiligen Mann in mein Haus aufnehmen konnte; und von dieser Zeit an scheint alles viel glücklicher zu gehen,

hen, als vorher. Er tadelt alles, was Tadel verdient, und interessirt sich um meiner Ehre willen sehr für meine Frau. Er nennt mir die Leute, die sich um ihre Gunst bewerben wollen, und ist zehnmal eifersüchtiger auf sie, als ich selbst bin. Kaum würden sie glauben, wie weit sein heiliger Eifer geht. Er rechnet sich die geringste Kleinigkeit zur Sünde an, und ein Nichts ist hinreichend, ihm Aergerniß zu geben. Dies geht so weit, daß er sich dieser Tagen Vorwürfe darüber machte, daß er im Beten einen Floh gefangen, und zu hitzig getödtet habe.

Da Cleanth anfängt dem Orgon seine thörigte Verblendung zu zeigen, wiederhohlt dieser einen schon oft gemachten Vorwurf, daß Cleanth etwas vom Religions-Spötter an sich habe. Um diese Beschuldigung zu vernichten, mahlt Cleanth einen Scheinheiligen, dergleichen Tartüff war, und einen wahrhaftig frommen Mann, mit den stärksten Farben, und diese Schilderungen machte Moliere gleich im ersten Aufzuge, um sich gegen den Vorwurf zu verwahren, daß er Frömmigkeit, und nicht Scheinheiligkeit lächerlich gemacht habe. — Zuletzt erinnert Cleanth den Orgon an sein gethanes Versprechen, seine Tochter dem Valer zu geben.

Orgon weicht aller Erklärung über diesen Punct aus, und der Grund davon offenbart sich in der ersten Scene des zweyten Acts, wo Orgon seiner Tochter den Vorschlag thut, den Tartüff zu heirathen. Indem sie sich weigert, kömmt ihr Mädchen Dorine herein, die den Alten, und seinen abentheuerlichen Vorsatz so lächerlich macht, als es dem Cammermädchen einer Tochter in der wirklichen Welt gegen den Vater ihrer Gebieterinn nie erlaubt werden würde. Diese ganze Scene ist farcenmässig, von welchem Geschmack Moliere sich auch in seinen besten Lustspielen nicht ganz losmachen konnte. Der folgende Auftritt, wo das Mädchen die Mariane zum Besten hat, weil sie sich nicht muthig gegen den Vater erklärt habe, und weil sie sich, wenn dieser sie zwingen sollte, umbringen wolle, ist gleichfalls nicht nach der Natur, sondern nach der Theater-Etiquette entworfen und ausgeführt. Der frostigste und unnatürlichste Auftritt im ganzen Stück ist der vierte des zweyten Acts. Hier entzweyen sich Mariane und Valer auf die kindischste Art bis zum gänzlichen Bruch darüber, daß Valer seiner Geliebten den ironischen Rath gibt, daß sie den Tartüff heirathen möge, welchen Rath sie im Ernst aufnimmt, und, fast sollte man es glauben, als ein erwünschtes Mittel ergreift,

ihrem Geliebten nicht nur wehe zu thun, sondern ihm auch den Abschied zu geben. Die Aussöhnung ist eben so kindisch, als der Zank, und die Ursache desselben gewesen war. Ich möchte wissen, ob eine solche Scene noch jetzo auf dem französischen Theater geduldet würde.

Wenn man aber im zweyten Aufzug anfing, auf den Dichter ein wenig unwillig zu werden, so bewundert man ihn um desto mehr im dritten, wo Tartüff erscheint. So bald dieser Heuchler die Dorine wahrnimmt, so redet er gleich von den Werkzeugen seiner Creutzigung, von Erleuchtung, und von Besuchen, und Allmosen, die er Armen und Gefangenen geben wolle. Da das Mädchen sich nähert, zieht er ein Schnupftuch aus der Tasche, womit sie ihren Busen bedecken soll: welche Leichtigkeit in Versuchung zu fallen, Dorine zwar etwas kräftig, aber mit einem demüthigenden Muthwillen rügt. Tartüff freut sich sichtbarlich, als er hört, daß Elmire mit ihm allein reden wolle. Diese Unterredung ist ein ausserordentliches Meisterstück. Alle seine Wünsche und Complimente, alle Ausdrücke seines Eifers sind auf das glücklichste in der Sprache scheinheiliger Heucheley ausgedrückt, und verrathen zugleich vom ersten Augenblicke an seine Liebe für Elmire,

die er nie zu bekämpfen, sondern nur zu befriedigen suchte, und die er als ein ungebildeter und ganz sinnlicher Bösewicht ohne alle Klugheit, und ohne vorläufige Erforschung der Gesinnungen der Elmire mit der grösten Gefahr seines ganzen Glücks äussert. Er nimmt nicht nur ihre Hand, sondern drückt diese so inbrünstig, daß sie sich beklagen muß. Er legt seine Hand vertraulich auf ihr Knie, und bewundert das Markigte des Zeugs, womit sie angethan war. Er schielt nach ihrem Busen, und erstaunt über die Feinheit der Spitzen, womit er bedeckt, oder umcränzt ist. Da Elmire alle seine Liebes-Erklärungen nicht verstehen will, so rückt er von ihrer Güte bezaubert, und von seiner Brunst hingerissen mit einer so deutlichen Erklärung hervor, die keiner Mißdeutung weiter fähig war.

Die Liebe, sagt er, die wir zu den himmlischen Schönheiten tragen, erstickt in uns die Liebe der zeitlichen nicht. Unsere Sinne lassen sich leicht von den Meisterstücken reitzen, die der Schöpfer gebildet hat. Die himmlischen Reitzungen strahlen aus ihres gleichen zurück, und in ihnen legte er seine seltensten Wunder zur Schau. Der Himmel hat über ihr Antlitz Schönheiten ausgebreitet, wovon die Augen entzückt, und die Herzen hingerissen werden.

den. Ich habe dich, vollkommnes Geschöpf, niemals sehen können, ohne in dir den Urheber der Natur zu bewundern, und ohne eine heftige Liebe bey dem Anblick des schönsten Porträts zu empfinden, worinn er sich selbst geoffenbaret hat. Anfangs fürchtete ich, daß diese heimliche Glut eine List des bösen Geistes sey, und ich entschloß mich deßwegen, ihre Augen zu fliehen, weil ich sie für ein Hinderniß meiner Seeligkeit hielt. Allein ich überzeugte mich bald, liebenswürdigste Schönheit, daß meine Neigung nicht sträflich, sondern mit der Schamhaftigkeit ganz gut vereinbar sey, und daher habe ich auch kein Bedenken getragen, mich ihrem sanften Zuge zu überlassen. Es ist allerdings, ich gestehe es, eine grosse Kühnheit, daß ich ihnen mein Herz, als ein Opfer anbiete, allein ich erwarte alles von ihrer Güte, und nichts von meinen geringen Verdiensten und Bemühungen. In ihnen ist meine Hoffnung, mein Gut, meine Ruhe; von ihnen hängt meine Verdammung oder Seeligkeit ab; und durch ihren Wink allein werde ich entweder glücklich, oder höchst elend seyn.

Da Elmire sich wundert, daß ein Heiliger, wie er, den man allenthalben nenne — einen solchen Antrag thue, fährt er fort, in-

dem er seines Glücks schon gewiß zu seyn glaubt, weil die schöne Gattinn seines Freundes ihn nicht gleich mit bittern Vorwürfen abgewiesen hatte: Ach! ungeachtet ich fromm bin, so bleibe ich doch deßwegen ein Mensch; und wenn man ihre himmlischen Reitze sieht, so läßt sich das Herz fangen, ohne daß man nachzudenken oder zu widerstehen im Stande wäre. Solche Erklärungen müssen ihnen, meine Schöne, freylich fremd vorkommen, allein mit alle dem bin ich kein Engel, und wenn ihnen das Geständniß, was ich abgelegt habe, mißfällig ist, so müssen sie nicht mich, sondern ihre unwiderstehlichen Reitze anklagen. So bald ich ihren übermenschlichen Glanz wahrnahm, waren sie die Gebieterinn meines Herzens. Die unaussprechliche Milde und Sanftheit ihrer Blicke überwanden allen Widerstand, den mein Herz thun wollte, ja sogar Fasten, Gebete, und Thränen, und richteten alle meine Wünsche auf ihre Reitze hin. Meine Augen und Seufzer haben es ihnen schon tausendmal gesagt, und um mich noch deutlicher zu erklären, brauche ich das Werkzeug der Sprache. Wenn sie anders sich der Drangsale ihres unwürdigen Sclaven gütig erbarmen, und sich bis zu meinem Nichts herablassen wollen, so schwöre ich, süsses Wunderwerk, daß ich für sie stets eine beyspiellose

Er-

Ergebenheit haben werde. Ihre Ehre läuft bey mir gar keine Gefahr, nur die galanten jungen Herren, denen die Weiber so nachlaufen, sind geräuschvoll in ihrem Betragen, und eitel in ihren Reden. — — Allein Leute von meiner Art brennen von einem geheimen Feuer, das sich weder durch Rauch, noch durch Glanz verräth. Die Sorge, die wir für unsern eigenen guten Namen tragen, ist der geliebten Person ein hinlänglicher Bürge für unsere Klugheit; und im Umgange mit uns findet man Liebe ohne Aergerniß, und Vergnügen ohne Furcht der Entdeckung.

Elmire weist den unverschämten Heuchler ohne Poltern, aber ernstlich ab, und verspricht, ihrem Mann von seiner Erklärung nichts zu sagen, nur allein unter der Bedingung, wenn er sich der Heirath der Mariane mit dem Valer nicht weiter widersetzen wolle. Indem sie dieses sagt, bricht Damis, der alles im Vorzimmer gehört hatte, mit Heftigkeit herein, und versichert der Bitten der Mutter ungeachtet, daß er Tartüffens schändliche Undankbarkeit, und Kühnheit seinem Vater offenbaren wolle. Er thut dieses auch wirklich, da Orgon herein kömmt. Allein in diesem gefährlichen Zeitpunct, wo Tartüff unwiederbringlich verloren schien, läßt Moliere

liere diesen heuchlerischen Verführer eine Wendung nehmen, die in Rücksicht auf Erfindung eben so bewunderswürdig ist, als die Sprache der Demuth, Sanftmuth, Selbst-Verläugnung und Christlichen Liebe, worinn er sich nicht nur des angeschuldigten Verbrechens, sondern auch aller möglichen Laster und Missethaten anklagt, damit Orgon an keine glauben möge:

Ja mein Bruder! ich bin ein Bösewicht, ein elender und strafwürdiger Sünder, der gröste Verbrecher, den es jemals gegeben hat. Jeder Augenblick meines Lebens ist durch Laster befleckt; und mein ganzes Daseyn ist eine Kette von Verbrechen und Unreinigkeiten. Ich sehe, daß der Himmel zu meiner Züchtigung mich bey dieser Gelegenheit demüthigen will. So groß auch die Lasterthat ist, deren man mich beschuldigen will, so werde ich doch nicht so stolz seyn, mich dagegen zu vertheidigen. Glauben sie also alles, was man ihnen sagt, bewaffnen sie ihren Zorn, und jagen sie mich, als einen Verräther, aus ihrem Hause fort.

. . . .

Trauen sie denn, mein Bruder, meinem Aeussern? und halten sie mich für so gut, als ich scheine? Lassen sie sich ja nicht durch den Schein

Schein trügen, leider bin ich nichts weniger, als das, wofür man mich hält! die ganze Welt sieht mich für einen rechtschaffenen Mann an, allein im Grunde bin ich ein Taugenichts. — Ja, mein lieber Sohn! (indem er sich an den Damis wendet), behandeln sie mich als einen Verräther, als einen Ehrlosen, als einen Verworfenen, als einen Räuber, und Mörder! Ueberhäufen sie mich, wenn es möglich ist, mit noch gehässigeren Namen. Ich will nicht widersprechen, sondern auf den Knieen die Schmach, als eine Strafe tragen, die ich für die Sünden meines ganzen Lebens verdient habe.

Das ist zu viel, ruft Orgon aus. Bist du noch nicht erweicht, Nichtswürdiger? schreiet er seinem Sohn zu, den er gar nicht zu Worten kommen läßt, und dem er endlich Arm und Beine zu brechen drohet. Mein Bruder, fällt Tartüff ein, ich bitte sie um Gotteswillen, zürnen sie nicht. Lieber wollte ich die härteste Strafe dulden, als daß Damis um meinetwillen die kleinste Verletzung erhalten sollte. (Im Französischen steht égratignûre, ein trefflich gewählter Ausdruck, weil er unnatürlich ist, und eben dadurch anzeigt, daß Tartüff nur die Sprache einer erkünstelten Sanftmuth rede).

lassen sie ihn in Ruhe. Soll ich auf meinen Knieen für ihn um Gnade flehen? — Damis und Elmire müssen sich endlich entfernen. Da diese entfernt sind, klagt Tartüff, daß die Beschuldigung der schwarzen That ihm das Herz so zusammenschnüre, daß er davor nicht reden könne, und vielleicht sterben werde. Diese listigen und frommen Klagen setzen den Orgon in die höchste Wuth, und rühren ihn zugleich so sehr, daß er seinem beleidigten Freunde verspricht, den Nichtswürdigen Sohn zu enterben, und ihm zugleich eine gerichtliche Schenkung seines ganzen Vermögens zu machen. Werden sie, sagt er zum Tartüff, diese Schenkung mit meiner Tochter annehmen, und dieser Heuchler antwortet:

la volonté du Ciel ſoit faite en toute choſe.

Es könnte manchem unwahrscheinlich vorkommen, daß Orgon auf eine so gehässige, und seine Ehre so nahe berührende Beschuldigung gar nicht achtete, und seinen Sohn gar nicht einmal den Beweis der Anklage führen ließ. Allein in der dritten Scene des vierten Acts sagt Orgon selbst, daß er die ganze Beschuldigung für falsch gehalten, weil die Mutter geschwiegen, und den Sohn nicht unterstützt habe. Und diese schwieg mit Recht, weil sie

es dem Tartüff versprochen hatte, und ihren Mann zu erboßt sah, als daß er gleich wahre Erzählungen und vernünftige Vorstellungen ruhig hätte anhören können.

Im Anfange des vierten Acts entwickelt sich der verabscheuungswürdige Tartüff immer weiter. Cleanth stellt ihm vor, daß er als ein Christ den Sohn mit dem Vater aussöhnen, nicht aber den letztern in seinem grundlosen und ungerechten Zorn befestigen müsse. Wie gerne, antwortet er, wollte ich dieses thun, wenn es bloß auf mich ankäme. Ich habe gegen Damis nicht die geringste Feindschafft im Herzen. Ich verzeihe ihm alles, und wollte ihm von ganzer Seele dienen, wenn nur das Interesse des Himmels es erlaubte. — Gott weiß es, was man von mir denken würde, wenn ich mich mit ihm aussöhnte, und mit ihm wieder zusammen lebte. Gewiß würde man sagen, daß ich mich schuldig fühlte, und daß ich mich seiner mit verstelltem Eifer annähme, um ihn zu besänftigen, und zum Stillschweigen zu bringen.

Da Cleanth immer stärker in ihn dringt, und ihm vorstellt, daß er die Bestrafung des Schuldigen dem Himmel überlassen möchte, und daß die ganze Welt ihn verabscheuen würde, wenn er den Zorn des Vaters dazu miß-

brauch-

brauchte, um den Sohn enterben, und sich dessen Güter zuwenden zu lassen, so nimmt er plötzlich Abschied, unter dem Vorwand, daß es halb vier Uhr sey und daß eine fromme Pflicht ihn abrufe.

Nachdem der Bösewicht sich zurückgezogen hatte, kommen allmälich Tochter und Mutter, und bald auch Orgon selbst zusammen. Letzterer besteht aller Bitten der Tochter ungeachtet, auf dem Vorsatz, sie mit dem Tartüff zu vermählen. Nichts macht ihn wanken, als die Anerbietung seiner Gemahlinn, ihn selbst zum Zeugen der Arglist, und bösen Absichten seines vermeyntlichen Freundes zu machen. Die übrigen entfernen sich, Orgon muß sich unter einer grossen Tafel verbergen, und Elmire läßt den Tartüff rufen. Anfangs setzt der Heuchler ein Mißtrauen in die Aufrichtigkeit der Gemahlinn seines Wohlthäters; allein bald läßt er sich doch überreden, daß sie ihm gewogen sey, daß sie aus Liebe gegen ihn bey der Anklage des Damis geschwiegen habe, und daß sie sich ausserordentlich über den Befehl ihres Mannes freue, oft in seiner Gesellschafft zu seyn. Selbst aber, da er alle diese Versicherungen für wahr hält, verlangt er, daß Elmire ihre Worte mit der That besiegeln, und

ihn auf der Stelle glücklich machen soll: da sie erst aus weiblicher Schaamhaftigkeit, und dann aus Furcht, den Himmel zu beleidigen, zögert, seine Wünsche zu befriedigen, sagt er:

wenn es nur der Himmel allein ist, den sie meinem Verlangen entgegensetzen, so muß ich ihnen sagen, daß es für mich nur eine Kleinigkeit ist, ein solches Hinderniß zu heben, und solche lächerliche Befürchtungen zu zerstreuen. Ich verstehe die Kunst, Madam, Bedenklichkeiten des Gewissens auf die gründlichste Art zu heilen. Freylich verbietet der Himmel gewisse Vergnügungen, allein man kann sich bald mit ihm abfinden. Es gibt eine Wissenschafft, nach den verschiedenen Bedürfnissen die Bande des Gewissens beliebig auszudehnen, und das Böse einer Handlung durch die Reinigkeit unserer Absichten zu verbessern. In diesen Geheimnissen will ich sie unterrichten, und sie brauchen sich nur führen zu lassen. Befriedigen sie jetzt nur meine Begierde, und fürchten sie nichts. Ich nehme alles auf mich, und stehe für alles ein. — Elmire stellt sich als wenn sie sich ergeben wolle. Vorher aber bittet sie ihn, noch einmal die Thüre zu öffnen, und zu sehen, ob nicht ihr Mann in der Nähe sey. Ehe er dieses thut, fragt er sie, warum sie sich um

ihres Mannes willen so viele Mühe gebe? Er ist, setzt Tartüff hinzu, unter uns gesagt, ein Mann, den man bey der Nase herumführen kann, wohin man will. Er soll in's künftige der Gegenstand aller unserer muntern Gespräche seyn. Ich habe ihn so weit gebracht, daß er alles sieht, ohne etwas zu glauben. —

Orgon wurde, wie sich's vermuthen läßt, durch alles was er sah, und hörte, auf einmal aus seinem Irrthum herausgerissen. Er faßt den Nichtswürdigen, da er seine Brunst fühlen will, beym Kragen, und kündigt ihm kurz und gut an, daß er sogleich das Haus verlassen soll. Da Tartüff sieht, daß weder scheinbare Reue, noch eine andere heuchlerische List ihm weiter aushelfen könne, so nimmt er auf einmal einen ganz andern Ton an, und führt dem Orgon zu Gemüthe: daß er Herr vom Hause sey, daß Orgon hingegen seine bisherige Wohnung verlassen müsse, und daß man solche elende Betrügereyen, dergleichen man sich gegen ihn erlaubt habe, zu rächen wissen werde. Es ist Schade, daß Moliere, da, wo der entlarvte, und sich auch selbst ankündigende Bösewicht redet, und allein reden sollte, eine Floskel des Heuchlers einstreute, die seinem jetzigen Charakter nicht mehr entsprechend war:

que

que j' ai de quoi confondre, et punir
l' imposture
venger le ciel, qu' on blesse,

Die einzige Art, wie man diese heuchlerische Formel rechtfertigen könnte, wäre diese, daß man sagte: die Heuchler-Sprache sey dem Tartüff so geläufig geworden, daß er sie auch da nicht ablegen konnte, als er den entdeckten Bösewicht ohne Zurückhaltung zeigte.

Im Anfange des fünften Acts ist Orgon am meisten wegen eines Kästgens bekümmert, worinn geheime Papiere eines entwichenen Freundes enthalten waren, wovon das Leben und Vermögen desselben abhingen. Orgon hatte dies Kästgen dem Tartüff anvertraut, um im Fall der Nachfrage sagen zu können, daß es nicht in seinen Händen sey. Ueber die Entwendung dieses gefährlichen Depositums, und über die ganze Entlarvung eines Mannes, den er für den rechtschaffensten und frömmsten unter allen Sterblichen gehalten hatte, wird Orgon so erbittert, daß er allen ehrlichen Leuten einen ewigen Krieg ankündigt, bey welcher Gelegenheit der weise Cleanth ihm diese Ungerechtigkeit eben so bündig, als seine vorhergehende Schwachheit vorhält.

Da das ganze Haus in der größten Verwirrung ist, kömmt Madame Pernelle zurück. Orgon erzählt ihr, was er selbst gesehen und Tartüff gethan hatte. Nichts destoweniger zweyflet sie immer an der Wahrheit der vorgebrachten Thatsachen, redet von dem Hasse, womit man den ehrlichen Mann in der ganzen Familie verfolgt habe, von dem Neide, dem alle Kinder Gottes ausgesetzt seyen, und da Orgon stets wiederhohlt, daß er alles mit seinen eigenen Augen gesehen habe, bringt sie ihn endlich ganz ausser Fassung durch die Bemerkung, daß der Schein trügen könne, und daß man, um fromme Menschen anzuklagen, warten müsse, bis man seiner Sachen ganz gewiß sey. Dorine ruft dem Orgon zu, daß dieser Unglaube seiner Mutter eine gerechte Strafe für den Unglauben sey, den er nicht lange vorher gegen seinen Sohn bewiesen habe.

Madame Pernelle wird aber endlich auch überzeugt, und fällt, wie sie sagt, aus den Wolken, da ein Gerichts-Bedienter mit zehn Gehülfen erscheint, der dem Orgon im Namen der Obrigkeit ankündigt, daß er am folgenden Morgen sein Haus räumen, und dem Tartüff, dem er es geschenkt habe, überlassen solle. Ihr Erstaunen und die allgemeine

Be-

Bestürzung nimmt noch mehr zu, als Valer kömmt, und dem Orgon die Nachricht bringt, daß Tartüff die geheimen Papiere der Regierung übergeben habe, und daß für Orgon weiter nichts übrig sey, als sich mit der Flucht zu retten, wozu sein Wagen, und eine grosse Summe Geldes bereit sey. Kaum hatte Orgon seinem Wohlthäter für seinen Dienst-Eifer gedankt, als Tartüff mit der Wache hineinbricht, um ihn in's Gefängniß zu bringen. Tartüff erhält sich in dieser letzten Scene durchaus, als einen entschlossenen, stirnlosen, und durch keine Vorwürfe zu verwirrenden Bösewicht; nur einmal bringt er wieder gegen seinen jetzt angenommenen Charakter den Himmel in's Spiel:

Vos injures n' ont rien à me pouvoir aigrir,
et je suis pour le Ciel appris à tout souffrir.

Am Ende zeigt sich's, daß der König einen Verhafts-Befehl nicht gegen den Orgon, dem er seinen Fehler verziehen, sondern wider den Tartüff gegeben hatte, dessen Verbrechen ihm bekannt geworden waren, und einer ernstlichen Strafe würdig schienen. Bey dieser Gelegenheit wird eine lange, aber nicht unnatürliche Lobrede auf den König gehalten,

 ohne

ohne welche die damaligen Dichter glaubten, daß ihre Werke nicht wohlgefällig, oder interessant seyn könnten.

Man kann, glaube ich, aus der ganzen Geschichte des Theaters kein Beyspiel irgend einer Komödie anführen, wo ein so verwickelter Charakter, als der des Tartüff ist, sich in drey Aufzügen so vollkommen entwickelt, und sich so von allen Seiten durch Handlung geoffenbart hätte, als es der Scheinheilige beym Moliere thut. Anfangs zeigt er sich, als einen verschmitzten Heuchler, der durch sein frommes Wort-Gepränge, seine angenommenen Grimassen, und seine listigen Schmeicheleyen Mutter und Sohn so eingenommen hatte, daß er ihnen theurer, als Weib und Kinder waren. Bald darauf offenbart er sich, als einen von unreinem Feuer brennenden Wollüstling, der seines Wohlthäters Gattinn verführen, und ihr Gewissen durch die Grundsätze und Trost-Gründe Jesuitischer Moral einzuschläfern suchte. Da seine verbrecherischen Absichten an den Tag kommen, weiß er durch den Schein von falscher Demuth und Zerknirschung nicht nur die Anklage zu entkräften, sondern auch den Vater gegen seinen eigenen Sohn so einzunehmen, daß er ihn enterbt, und dem falschen Freun-

de

de sein ganzes Vermögen mit der Hand seiner Tochter schenkt. Zu gleicher Zeit lockt er ihm ein kostbares Depositum ab, worauf nicht nur das Leben und Vermögen eines abwesenden Freundes, sondern auch Orgons eigene Sicherheit beruhte. Und da er endlich durch seine thierische Sinnlichkeit dem geblendeten Freund selbst die Decke von den Augen gerissen hatte, scheut er sich nicht, im Zutrauen auf erschlichene gesetzmässige Ansprüche, und schändliche Angeberey vor der ganzen Welt das zu scheinen, was er wirklich war, und allen Menschen zu beweisen, was man in einem Heuchler suchen müsse, oder von ihm zu fürchten habe.

Nicht weniger bewundernswürdig, als der Charakter des Tartüff, ist die Erfindung der übrigen Personen, und die Anordnung des Plans. Im ganzen Stück ist keine einzige müssige, oder überflüssige Person, die nicht zu dem mitwirkte, was geschehen muste, oder die nicht nothwendig gewesen wäre, um die Haupt-Personen kennen zu lernen, und in Bewegung zu setzen. Alle Charaktere sind entweder nach der Natur, oder nach dem damaligen Theater-Brauch, der in jeder Nation mit der Natur gleichgeltend ist, gezeichnet, und alle behaupten sich auch auf das vollkommen-

ste. Tartüff erscheint zwar am Ende anders, als anfangs; allein er tritt gar nicht aus seinem Charakter, sondern entfaltet sich nur; denn in dem verschmitztesten Heuchler liegt meistens der kühnste Bösewicht eingewickelt. Nirgends findet sich eine leere, oder bloß episodische Scene; denn alle Begebenheiten, die anfangs nur episodisch scheinen, wie die Liebe der Mariane und des Valers, die Geschichte des Kästgens u. s. w. tragen zur Haupt-Begebenheit bey. Alle Vorfälle sind so natürlich, und entstehen so ungezwungen aus einander, daß man nirgends zu stutzen anfängt, oder wenn dies auch geschieht, sich gleich besinnt, daß man ohne Grund die Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten und Handlungen in Zweyfel ziehe.

Sieben-

Siebenzehntes Capitel.

Von der Oper.

§. 1.

Es lassen sich gute Gründe angeben, warum die grosse Oper, die in Italien entstand, so langsam, und schwer in Frankreich, England, und Teutschland Eingang fand, ungeachtet diese Länder viel mehrere und grössere Trauer- und Lustspiel-Dichter hervorgebracht haben, als Italien aufzuweisen hat a). Wenn ernsthafte Opern, als dramatische Gedichte betrachtet, auch noch viel vollkommner sind, als die besten Arbeiten von Metastasio, so findet sich doch in den Personen der Schauspieler und Sänger, in der Declamation und dem Gesange, in den Maschinerien, und Zwischen-Spielen, besonders den Balleten, endlich in der Kostbarkeit dieser Schauspiele, vieles, womit sich Personen von durchdringendem Verstande niemals werden versöhnen können. So weit Apostolo Zeno alle vorhergehenden Opern-Dichter seines Volks übertraf b), so weit wurde dieser wieder von Metastasio übertroffen. Als dramatischer Dichter geht Quinault beyden wenigstens dem erstern vor.

Die Engländer und Teutschen haben einzelne Opern, aber keine Dichter, die allein oder vorzüglich in dieser Dichtungs-Art berühmt geworden wären, und ich glaube nicht, daß man daraus eine nachtheilige Vermuthung für den dichterischen Geist dieser Nationen ziehen könne c).

a) Die Schriftsteller über die Oper, besonders solche, die dieser Dichtungs-Art das Wort geredet haben, führt Herr Eschenburg S. 194. an.

b) Man sehe die Vorrede zum vierten Theil der Opern von Apostolo Zeno. Venez. 1744. 8.

c) Die Namen der weniger berühmt gewordenen Französischen Oper-Dichter findet man bey Herrn Eschenburg S. 199. so wie die Titel der Englischen Opern. Herrn Wielands Alceste, und Rosamunde sind einem jeden bekannt, so wie die wenigen vortrefflichen Monodramen und Duodramen unsrer Teutschen Dichter. Man sehe unterdessen den eben angeführten Schriftsteller S. 202.

§. 2.

Die komische Oper, die man richtiger das kleinere Singspiel nennen könnte, ist viel natürlicher, als die grosse Oper, und hat daher auch unter den aufgeklärtesten Nationen viel mehr Beyfall gefunden. Sie unterscheidet sich von der grossen Oper nicht bloß durch Gesang und Composition oder durch Decoration

tion und Maschinerie, sondern auch noch in manchen andern Puncten. Der Ton dieser Dichtungs-Art, und die Wirkungen die sie hervorbringt, sind viel verschiedener, als die von ihrer ältern Schwester. In dieser Dichtungs-Art haben die Franzosen und Teutschen, besonders die leztern die grösten Meisterstücke hervorgebracht a).

a) Die Namen der Französischen Dichter, die sich durch kleinere Singspiele berühmt gemacht haben, nennt Herr Eschenburg S. 203. Die Namen der Teutschen, Weisse, Michaelis, Gotter, Engel, Meißner, und Göthe brauchen Liebhabern der Teutschen Dicht-Kunst nicht erst genannt zu werden.

Achtzehntes Capitel.

Von den lyrischen Dichtungs-Arten, besonders von der hohen und mittlern Ode, und dem Liede, von der Elegie, Heroide, und Romanze.

Die Schriftsteller über die lyrische Poesie führt Herr Eschenburg an, S. 106.

§. 1.

Man kann die lyrische Dichtungs-Art erklären, und von andern Gattungen von Gedichten unterscheiden; allein wegen ihrer grossen Mannichfaltigkeit ist es schwer, Regeln zu geben, die auf alle ihre verschiedenen Unter-Arten passen. Zu den verunglückten allgemein seyn-sollenden Regeln für die lyrische Poesie gehören vorzüglich diese, daß man lyrische Gedichte mit kaltem Blut entwerfen, und mit Feuer ausführen müsse, und daß eine gewisse lyrische Unordnung dieser Dichtungs-Art wesentlich eigenthümlich sey. Um diese lyrische Unordnung zu erreichen, sind viele, besonders Teutsche Dichter, in den offenbarsten Non-sense gefallen.

§. 2.

§. 2.

Man kann bequem alle lyrische Gedichte in drey Classen abtheilen: in die Hohe Ode, die Mittel-Ode, und das Lied. Zur hohen Ode gehören Hymnen, Kriegs- Rach- und Triumph-Gesänge der wildesten Freude, und einer nicht minder wilden Traurigkeit: lauter Gedichte, die aufgeklärten Völkern und Zeiten weniger, als halbgebildeten angemessen sind. Diese Bemerkung gilt selbst von eigentlichen Hymnen, wie man aus der Vergleichung der Davidischen, oder seinen Namen tragenden Psalmen a), die zu dieser Dichtungs-Art gehören, mit den besten ähnlichen Producten neuerer Dichter abnehmen kann. Unter den Uebersetzern und Nachahmern des Israelitischen Dichters haben sich vorzüglich Cramer, und Roussean berühmt gemacht b). Die sogenannten Homerischen Hymnen sind keine eigentlichen Hymnen, so wenig, als die des Kallimachus; und diejenigen, die den Namen des Orpheus tragen, sind meistens mehr Beschwörungs-Formeln, als Lob-Gesänge. Im Horaz finden sich mehrere Oden, die man in die Classe der Hymnen setzen muß: besonders sein carmen saeculare. Unter den neuern Hymnen-Dichtern verdient besonders Klopstock genannt zu werden, der aber nicht allenthalben verständlich ist c).

a) Man sehe bes. Ps. 22. 42. 56–59. ferner 18. 24. 29. 47. 48. 50. 89. 97. 102. 104.

b) Man sehe den neunzehnten Psalm in der zweyten, und die Nachahmung des neun und vierzigsten in der dritten Ode.

c) Man sehe S. 66. der Quart-Ausgabe.

§. 3.

Noch weniger, als Hymnen, passen für ausgebildete Völker Ausdrücke des heftigsten Schmerzes a), oder Ausbrüche einer ausgelassenen trunkenen Fröhlichkeit, und Sinnlichkeit, oder hinreissende Siegs-, und Rach-Lieder, wie sie von den Barden und Scalden der alten Celtischen Völker gedichtet wurden. Unter allen diesen verschiedenen Classen der hohen lyrischen Dichtkunst sind keine der Empfindungs- und Denk-Art der heutigen cultivirten Völker widersprechender, als die Dithyramben, die selbst unter den Griechen gegen die wachsende Aufklärung nicht aushalten konnten. Mehr können wir uns den Kriegsliedern unserer Vorfahren nähern, wenigstens hat der Verfasser der Preussischen Kriegslieder den Tirtäus weit übertroffen. Die Pindarischen Siegs-Gesänge auf die glücklichen Kämpfer in den Griechischen Spielen unterscheiden sich durch Gegenstand und Inhalt, und manche daher entspringende Eigen-

genthümlichkeiten so sehr von allen ähnlichen Gedichten der neuern Zeit, daß sie auf keine Art als Muster empfohlen werden können. Die Pindarischen Oden gehören mit zu den Resten des Griechischen Alterthums, deren Vorzüge wir am wenigsten mit den Griechen empfinden, oder ihnen nachempfinden können, und die vielleicht die meisten unglücklichen Nachahmungen veranlaßt haben.

a) Beyspiele sind manche Lieder Jeremiä: Utzens bedrängtes Teutschland, Horazens siebentes Epodon, und die sechste Ode des dritten Buchs.

§. 4.

Von der hohen Ode unterscheidet sich die Mittel-Ode, die wiederum von einer doppelten Art ist: nämlich die Lehr-Ode, und die beschreibende oder erzählende Ode. Von der erstern ist uns fast nichts aus dem Griechischen Alterthum übrig geblieben; die besten Oden von Horaz hingegen gehören in diese Classe, so wie die besten Epitres französischer Dichter, besonders eines Chapelle, Voltaire, und anderer. In der Lehr-Ode übertreffen die Teutschen durch Haller, Utz, Gleim, Hagedorn u. s. w. die Dichter aller übrigen Nationen. Auch in der beschreibenden oder erzählenden Ode haben wir

Mei-

Meisterstücke, die wir ähnlichen Werken alter und neuer Völker kühn an die Seite setzen können a).

a) Gray hat sich fast in allen lyrischen Dichtungs-Arten versucht. Seine dichterischen Verdienste sind groß, aber auch nicht frey von Flecken. Kein Dichter sollte sich einen so falschen, und so niederschlagenden Gedanken erlauben, als womit Gray seine Ode on a distant prospect of Eton College beschließt:

To each his sufferings: all are men,
condemn'd alike to groan;
the tender for another's pain,
th' unfeeling for his own.
Yet ah! why should they know their fate?
since sorrow never comes too late,
and happiness too swiftly flies.
Thought would destroy their paradise,
No more; where ignorance is bliss,
'Tis folly to be wise.

§. 5.

In die Stelle der hohen Ode treten unter aufgeklärten, oder sich bildenden Völkern die Lieder, die unter rohen Nationen noch viel weniger, als die hohe Ode unter cultivirten Statt findet. Lieder unterscheiden sich von der hohen Ode noch mehr durch Inhalt, als durch Versification. Die Griechen hatten viele Lieder-Dichter, von welchen aber

nur

nur Fragmente zu uns gekommen sind. Selbst diejenigen Lieder, die dem Anakreon zugeschrieben werden, sind weder vollständig, noch unverändert. Sie mögen aber herrühren, von wem sie wollen, so darf der Name ihren Werth weder erhöhen, noch vermindern a). Catull nähert sich dem Anakreon, oder dem Verfasser der Anakreontischen Lieder viel mehr, als Horaz.

a) Die Anakreontischen Lieder haben verschiedene Gegenstände. Man vergleiche Lied 5. 21. 24. 25. 37. 41-43. mit 4. 15. 23. 26. und endlich mit 3. 9. 28-30. 40.

§. 6.

Unter den Franzosen zeichneten sich als Lieder-Dichter Clement Marot, La Chapelle, Chaulieu und der Marquis de la Fare aus, denen Waller nicht so sehr, als dem Anakreon ähnlich ist a). Allein unser Hagedorn, Uz, Gleim, und Gerstenberg, können mit den besten alten, und neuern Lieder-Dichtern wetteifern b).

a) Ich kann nicht umhin, folgende Charakteristische Stücke von Waller hier abzuschreiben.

On a Girdle. p. 66. Lond. 1758. 8.

That, which her slender waist confin'd
shall now my joyful temples bind:

no

no monarch but would give his crown,
his arms might do, what this has done.
It was my heaven's extremeſt Sphere,
The pale, which held that lovely deer:
My joy, my grief, my hope, my love,
did all within this circle move!
A narrow compaſs! and yet there
dwelt all that's good, and all that's fair:
Give me but what this riband bound,
take all the reſt the ſun goes round.

Song. p. 77.

Go, lovely roſe!
tell her that waſtes her time, and me,
that now ſhe knows,
when i reſemble her to thee,
how ſweet, and fair, ſhe ſeems to be.
Tell her that's young,
and ſhuns to have her graces ſpy'd
that hadſt thou ſprung
in deſerts, where no men abide,
thou muſt have uncommended dy'd.
Small is the worth
of beauty from the light retir'd:
bid her come forth,
ſuffer herſelf to be deſir'd,
and not bluſh ſo to be admir'd.
Then die! that ſhe
the common fate of all things rare
may read in thee:
how ſmall a part of time they ſhare,
that are ſo wond'rous ſweet and fair.

Man ſehe noch Song p. 75. Of the Mariage of the dwarfs p. 64. beſonders das Gedicht Amoret betitelt S. 42. In dieſem Gedicht gibt

gibt der Dichter Rechenschafft, wie er die schöne aber sanfte Amoret, und die erhabene aber blendende oder vernichtende Sacharissa liebe, und schließt mit folgenden Strophen:

Amoret! as sweet and good
As the most delicious food,
which, but tasted, does impart
Life and gladness to the heart.
Sacharissa's beauty's wine,
which to madness does incline:
such a liquor, as no brain,
That is mortal, can sustain.
Scarce can i to heav'n excuse
the devotion, which i use
unto that adored dame:
for 'tis not unlike the same,
which i thither ought to send;
so that if it could take end,
't would to heav'n itself be due
to succeed her, and not jou:
Who already have of me
all that's not idolatry.
Which, though not so fierce a flame,
is longer like to be the same.
Then smile on me, and i will prove,
Wonder is shorter liv'd than love.

b) Die Titel und Ausgaben unserer verschiedenen Lieder-Dichter stehen bey Herrn Eschenburg S. 117. Ramlers lyrische Blumenlese sollte jedem Freunde der Teutschen Sprache und Dichtkunst bekannt seyn.

§. 7.

§. 7.

Die Merkmale, wodurch man die Elegie von der hohen Ode, und dem Liede zu unterscheiden pflegt, sind sehr unbestimmt, und müssen auch auf eine gewisse Art stets unbestimmt bleiben, weil die Unterschiede dieser Dichtungs-Arten oft nur in schwer zu fassenden Graden bestehn a). Die Griechen und Römer hatten von der Elegie ganz andere Begriffe, als wir, und die meisten Arbeiten Römischer Dichter, die diesen Namen führen, sind nichts weniger, als Elegien, oder doch nichts weniger, als interessant, wenn sie auch in Rücksicht auf Sprache, und Versification noch so vortrefflich sind. Bey dieser Bemerkung habe ich nicht bloß die Elegischen Gedichte vom Ovid, sondern auch die von Tibull, und Properz im Sinn. Wahre Elegien sind die meisten oder schönsten Sonnetten des Petrarca, die mit den Elegien der Römischen Dichter auf eine seltsame Art contrastiren. Das gröste Meisterstück Elegischer Dichtungs-Art ist Gray's Elegie auf einem ländlichen Kirchhofe gesungen. Hölty's Gedichte enthalten auch vortreffliche Stücke.

a) Die Schriftsteller über die Elegie hat Herr Eschenburg genannt S. 101.

§. 8.

Ein Auswuchs, oder eine Abart der Elegie ist die Heroide, die in der neuern Zeit nicht eher Nachahmer fand, als bis die heutige Dicht-Kunst und Denk-Art denen der Römer zu Ovids Zeiten ähnlich wurde. Die Franzosen haben die meisten Heroiden-Dichter hervorgebracht, aber keinen, der Popen, dem Verfasser des herrlichen Sendschreibens der Heloise an Abälard, gleich käme. Dies Gedicht könnte den strengsten Kunstrichter mit der ganzen Dichtungs-Art versöhnen, wenn er ihr sonst noch so wenig hold wäre.

§. 9.

Die alten Romanzen, oder Balladen, dergleichen Doctor Percy und andere, besonders in England, gesammlet haben, können weder zu der epischen, noch lyrischen Dichtungs-Art, so wie wir dieselben zu bestimmen pflegen, gerechnet werden a). Bey ihrer Ausartung gingen sie in wirkliche Epische Gedichte über b), aus denen wiederum unsere neuern Romane entstanden sind. Die Romanzen der neuern Dichter unterscheiden sich von den Balladen und Romanzen der Zeit-Alter, in welchen diese Gedichte nicht künstliche Nachahmungen, sondern natürliche

Producte des Genies des Jahrhunderts waren, in vielen Stücken, am meisten durch den herrschenden Ton, und die grössere Mannichfaltigkeit ihres Inhalts. Auch in dieser Dichtungs-Art können die Teutschen mit Recht den ersten Rang behaupten.

a) Recht gute Betrachtungen über die alten Balladen, oder Romanzen, und über die Ministrels, oder Minstrels und Meister-Sänger des Mittel-Alters findet man in dem Essay on the antient English Minstrels vor Dr. Percy's Sammlung, und dann in der Abhandlung on the antient Metrical Romances im Anfange des dritten Bandes.

b) In der zweyten eben angeführten Abhandlung S. 13. u. f.

Neun-

Neunzehntes Capitel.

Von der Fabel, und Erzählung.

Zu den Schriftstellern über die Aesopische Fabel, die Herr Eschenburg S. 56. anführt, können noch Gellerts Vorrede zu seinen Fabeln, eben desselben Diss. de Poesi Apolog., *Richer's* Preface des fables nouvelles, und Breitingers K. D. I. S. 194. hinzugefügt werden.

§. 1.

Das Zeit-Alter, in welchem die Aesopische Fabel entstand, war freylich von dem unsrigen eben so verschieden, als die Absichten, in welchen sie vormals, und in welchen sie jetzo gedichtet wird a). Die wahre Gestalt der ältesten Fabel kann man aber nicht nach allen den Stücken beurtheilen, die in der Sammlung der so genannten Aesopischen Fabeln enthalten sind. Die Frage, warum die ältesten Fabel-Dichter Thiere zu den redenden und handelnden Personen ihrer Gedichte wählten, wurde von La Motte, Marmontel, Lessing und andern auf eine sehr verschiedene, aber so viel ich urtheilen kann, von keinem auf eine befriedigende Art beantwortet.

a) Man sehe meine Geschichte der Wissensch. I. S. 70. u. f. wo ich auch meine Meynung über die Einführung der Thiere in die Fabel weitläuftiger vorgetragen habe.

§. 2.

Phädrus dichtete schon nicht ganz allein mehr in der Absicht, in welcher Aesop gedichtet und erzählt hatte; allein für uns ist auch er noch nicht lehrreich, und anziehend genug. Der eigentliche Schöpfer der Fabel für Leser unter aufgeklärten Völkern, die das kindliche Alter zurückgelegt haben, ist La Fontaine, dem die Natur nicht nur den Geist, sondern auch das Herz eines grossen Fabel-Dichters gegeben hatte. Freylich hätte auch La Fontaine anders dichten und erzählen müssen, als er gedichtet und erzählt hat, wenn seine Absicht gewesen wäre, entweder das kindliche Alter, oder den grossen Haufen zu unterrichten. Unter den spätern Französischen Fabel-Dichtern kommen dem La Fontaine, Imbert, Dorat, und Piron viel näher, als La Motte, Richer, Le Brün und Grecourt.

§. 3.

Keine Nation hatte, oder hat mehrere grosse Fabel-Dichter, als die unsrige. Wenn

wir

wir auch keinen besitzen, der den La Fontaine in seiner eigenthümlichen Manier ganz erreicht hat, so haben wir dagegen manche, die sich durch eben so grosse, wenn gleich andere, Vorzüge unterscheiden. Hagedorn, Lichtwer, Pfeffel, und von Moser sind ein jeder in seiner Art eben so groß, als La Fontaine in der seinigen; und auch Gellert, Gleim, und mehrere andere sind vortreffliche Fabel-Dichter. Lessing hatte zu falsche Begriffe von dem Zwecke der heutigen Fabel, als daß er in dieser Dichtungs-Art grossen Beyfall hätte erhalten können. In der Fabel sind die Engländer am ärmsten, und selbst Gay kann nur mit unsern Fabel-Dichtern vom zweyten Range verglichen werden. Um dies Urtheil zu rechtfertigen, und um zugleich eine Probe von meiner Art Fabeln zu beurtheilen, zu geben, will ich eine Fabel von La Fontaine, und eine oder einige von Gay hersetzen und mit Anmerkungen begleiten.

Le Corbeau et le Renard.

Maître Corbeau sur un arbre perché,
tenoit en son bec un fromage:
Maître Renard, par l'odeur alléché,
lui tint à peu près ce langage.
Hé bon jour, Monsieur le Corbeau!

Que vous êtes joli! Que vous me semblez beau!
sans mentir, si votre ramage
se rapporte à votre plumage,
Vous êtes le Phoenix des hôtes de ces bois.
A ces mots, le Corbeau ne se sent pas de joie,
et pour montrer sa belle voix,
il ouvre un large bec, laisse tomber sa proie.
Le Renard s' en saisit, et dit: mon bon Monsieur,
apprenez que tout flatteur
vit aux dépens de celui, qui l' ecoute:
cette leçon vaut bien un fromage sans doute.
Le Corbeau honteux et confus
jura, mais un peu tard, qu'on ne l'y prendroit plus.

So oft diese Fabel auch erzählt worden ist, so ist sie doch nie leichter und natürlicher, ohne Nachlässigkeit, nie mahlerischer, ohne alle unzeitige Verzierung, und nie mit einer glücklichern Anwendung auf den Leser erzählt worden. Der strengste Kunstrichter findet in der ganzen Fabel kein einziges mattes, oder ausfüllendes, oder unpassendes Wort, wenn man nicht

nicht etwa gegen den Phoenix des hôtes de ces boix, als ein für den Fuchs zu gelehrtes Gleichniß Einwendungen machen will. Auch wird man kaum irgend einen Ausdruck finden, der noch kürzer, oder dichterischer wäre, als diejenigen, die La Fontaine gebraucht hat. Wie mahlerisch ist das sur un arbre perché, und il ouvre un large bec! Kein Schmeichler könnte verführerischer schmeicheln, als es der Fuchs beym La Fontaine thut, und doch sind diese Schmeicheleyen weder für den Fuchs zu fein, noch in Rücksicht des Raben unschicklich. Wie glücklich endlich, daß der Fuchs auf eine solche Art selbst dem Raben die Lehre gibt, die er verdiente. In dieser guten Lehre und besonders in dem Verse: cette leçon vaut bien un fromage sans doute. offenbart sich eine gewisse Gutherzigkeit, um welcher willen man dem schmeichelnden und räuberischen Fuchs nicht böse werden kann.

In dem Englischen Fabel-Dichter Gay hingegen sind nur wenige Erzählungen, denen man nicht einen oder den andern wichtigen Fehler vorwerfen könnte. Gay hat freylich das Verdienst, alle Sujets seiner Fabeln selbst erfunden zu haben, allein die Ausführung und der Vortrag sind ihm nur selten vollkommen geglückt. Am meisten kann man ihm den

Vorwurf machen, daß er seine Thiere gelehr=ter, scharfsinniger, witziger, und besonders satyrischer gegen die Menschen schildert, als sie mit einiger Wahrscheinlichkeit geschildert, und gedacht werden können, daß er ihnen Gesinnungen leiht, die sich in Thieren gar nicht annehmen lassen, und die, wenn sie sich in ihnen fänden, unnatürlich seyn würden: daß endlich die Lehre entweder gar nicht, oder nicht klar genug aus seiner Erzählung fließt, und daß diese oft schwerfällig und überla=den ist.

In der fünften Fabel des ersten Bandes macht ein Eber einem Widder Vorwürfe über die Feigheit des ganzen Widder= und Schaaf=Geschlechts, weil sie es ohne Rache ansehen könnten, daß Metzger vor ihren Augen so vie=le unschuldige Lämmer schlachteten und zerstük=kelten. Der Widder aber antwortet: daß sie sich zwar nicht rächen könnten, daß aber die Menschen sich für ihre Grausamkeit selbst straf=ten, denn in der Würgerey von Schaafen fänden sie zwo Plagen, die das ganze Mensch=liche Geschlecht unglücklich machten. Felle für Trommeln, die zur Schlacht aufmunter=ten, und Pergament für Sachwalter und Rechtsgelehrte, wodurch Recht in Unrecht verkehrt würde. — Wenn Schaafe und

Wid=

Widder auch reden könnten, so würden sie nie so feine und bittere Anmerkungen zu machen im Stande seyn, und Eber würden noch dümmer seyn, als es Schweinen zu seyn erlaubt ist, wenn sie Schaafe zur Rache oder Gegenwehr gegen den Menschen auffordern wollten.

In der neunten Fabel trifft ein Fleischer-Hund einen muthigen Stier an, geräth in Wuth, und will den Stier anfallen. Ehe es dazu kömmt, frägt der Stier den Hund: was für Unrecht ihn zum Streite entzünde? ob Ehrgeiz seine Brust befeure, oder rastloser Geiz? denn aus diesen Quellen entsprünge allein die weltverwüstende Wuth der Könige. Der Hund erwiedert: in seinem Busen brenne Begierde nach Ruhm, und er fechte für einen grossen Namen gleich den Helden, die von Dichtern besungen würden, u. s. w. Der junge Held wird aber gleich von den Hörnern des Stiers in die Luft geworfen, und umgebracht. — Man kann sich nichts unstierischeres vorstellen, als die Fragen des Stiers an den Hund, und nichts unhundischeres, als die Antwort des letztern. Wie sollte es einem Stier einfallen, Bemerkungen über die Eroberungssucht von Königen zu machen, und einem Hunde, sich mit Helden zu ver-

gleichen, die von Dichtern besungen werden?

Nicht weniger unnatürlich ist es, daß ein sterbender Fuchs Gewissens-Angst über seine Erwürgungen von unschuldigen Thieren empfindet, (Fabel 29.) und daß ein Hund einem Wolf Vorwürfe über seine blutgierige Grausamkeit gegen wehrlose und unschuldige Lämmer macht. In der Antwort des Wolfes liegt nicht so wohl eine Lehre für Menschen, als sich darinn eine beleidigende Feindseeligkeit gegen das menschliche Geschlecht offenbart.

Friend, ſays the Wolf, the matter weigh.
Nature deſign'd us beaſts of prey,
As ſuch, when hunger finds a treat,
'Tis neceſſary wolves ſhould eat:
If mindful of the bleating meal,
thy boſom burn with real zeal,
Hence, and thy tyrant lord beſeech,
to him repeat the moving ſpeech;
A Wolf eats ſheep but now and then,
Ten thouſands are devour'd by men.
An open foe may prove a curſe,
but a pretended friend is worſe.

In der dreyzehnten Fabel schildert Gay einen jungen Hirsch, der mit seinem Geweih im Ge-

Gebüsch hängen blieb, darüber gefangen, und allmälich so gezähmt wurde, daß er selbst seinen Herrn anzufallen wagte. So fürchtet sich, fährt der Dichter fort, ein Land-Mädchen, wenn es zum erstenmale einen Roth-Rock erblickt. Anfangs sieht sie ihn nur hinter der Thür durch die Ritze, allmälich wagt sie es, den furchtbaren Krieger im Freyen, aber von ferne, zu betrachten, bald überwindet sie ihre Furcht, und läßt sich die Hand drücken; endlich spielt sie in seinen Armen, und breitet ihre Liebe von Zelt zu Zelt aus; denn Gewohnheit überwindet Furcht und Schaam. — Dies Gedicht ist nicht so wohl eine äsopische Fabel, als ein Gleichniß, in welchem aber die verglichenen Gegenstände sich in wesentlichen Puncten ungleich sind. Das Land-Mädchen wird freylich allmälich dreister, wie der junge Hirsch zahmer wird; allein der junge Hirsch läßt sich nur streicheln, nicht mißbrauchen, wie das verdorbene Land-Mädchen, das mit demselben verglichen wird, und noch weniger besiegt er alle Schaamhaftigkeit, wie dieses thut. Die ganze Erzählung ist niedrig, enthält keine nützliche wichtige Lehre, und der angehängte Gedanke fließt nicht natürlich aus dem Haupt-Abschnitt der Erzählung.

Die zehnte Fabel fängt Gay mit der Betrachtung an, daß Menschen, die unbekannte Meere und Länder besuchten, noch viel mehr Wunder zu beschreiben pflegten, als sie gesehen hätten. Wir fänden daher in Beschreibungen Thiere, die Adam nie gesehen habe, denn man erdichte um desto kühner, je weniger man Widerspruch befürchten dürfe. Allein manche Dinge, die uns in Erstaunen setzten, könnten doch wahr seyn. Wenn jemand zweyfle, daß Elephanten um ihrer Weisheit und ihres Verstandes willen berühmt seyen, der könne nur den Borri und Plinius nachschlagen. Wie gelehrt, ruft er endlich aus, war dies scharfsinnige Thier, das nun so gar Griechisch lesen kann!

Dieser Eingang ist nicht nur weitschweifig und uninteressant, sondern auch zum Theil ganz unzweckmässig. Durch die Erwähnung der Dichtungs-Sucht von Reisenden, und Reisebeschreibern nimmt er den Schriftstellern, auf die er sich beruft, und seiner eigenen nachfolgenden Erzählung allen Glauben.

In der Fabel selbst kömmt ein Elephant in eines Buchhändlers Laden, und findet unter den Büchern, die er durchstöbert, eins, in welchem alle Thiere gezeichnet, und ihre Sitten beschrieben waren. Als der Elephant alles

alles gelesen hatte, sagte er: nur der Mensch allein ist nach den Aussprüchen dieses Schriftstellers mit starker Vernunft, und die Thiere bloß mit Instinct begabt. Wenn man aber den wahren Gehalt dieses Verfassers untersucht, so wird man finden, daß er bey seinem Werk weder von der Vernunft, noch von dem Instinct geleitet wurde. Wie kann derjenige ganz verschiedene Geschöpfe richtig beschreiben, und ihre Naturen mit Zuverlässigkeit abwägen, der durch seine partheyische Schrift gezeigt hat, daß er seine eigene Natur zu wenig kennt? Wie falsch ist der kleine Schooß-Hund gezeichnet und beschrieben! Er soll der erste Schmeichler seyn, den die Natur hervorgebracht hat? Geh an den Hof, und sieh, wie viel der Schooß-Hund hier noch lernen könnte. Wie kann ferner der Fuchs durch seine Dieberey und Räuberey deine Vorwürfe oder Verwunderung veranlassen? Hofleute und Rechts-Gelehrte könnten den Fuchs noch in vielen Geheimnissen unterrichten. — Den Wolf, Löwen und Tiger verfluchst du um ihres Blut-Durstes willen! Ist aber der Mensch nicht andern Menschen eine Beute? Die Thiere würgen aus Hunger, und der Mensch für Lohn.

Als der Buchhändler den Elephanten so reden hörte, und zugleich in einem Griechi-

schen Buche lesen sah, dachte er bey sich selbst: welch ein Genie habe ich gefunden! An dieses muß ich mich mit einer tiefen Verbeugung wenden.

Gelehrter Herr! wenn sie ihre Feder gegen die sinnlosen Menschen-Kinder brauchen, oder eine Geschichte von Siam schreiben wollen, so sehen sie in meiner Person jemanden vor sich, der besser, als irgend ein anderer bezahlt. Oder weil sie doch im Griechischen hoch erfahren sind, so versuchen sie einmal, ob sie nicht etwas gegen die Dreyeinigkeit zu Stande bringen können?

Der Elephant kräuselte seinen Rüssel mit spottender Verachtung, und erwiederte dem Buchhändler: mein Freund, ihr scheint betrunken zu seyn. Behaltet euer Geld, und seyd weise. Laßt Menschen über Menschen richten. Gewiß wird es auch unter den sinnlosen Menschen-Kindern nie an geschäfftigen Federn fehlen. Neid ist ein noch schärferer Sporn, als Hoffnung von Belohnung. Kein Schriftsteller schonte je seines eigenen Bruders, und witzige Köpfe sind wie Streit-Hähne, die gegen einander losgelassen werden.

Wenn man auch die menschenfeindliche Richtung, die diese Fabel hat, gar nicht rügen

gen will, so muß es doch ein jeder fühlen, daß man einen Elephanten nicht Griechisch lesen, nicht solche Vergleichungen zwischen Menschen und Thieren anstellen, und noch weniger einen Buchhändler auf eine solche Art einen Elephanten anreden lassen sollte.

§. 4.

Erzählungen lassen sich von den ältern Fabeln leicht unterscheiden, allein mit den spätern Gedichten dieser Art, so wie mit gewissen Helden-Gedichten und Romanzen fliessen sie oft auf eine ununterscheidbare Weise zusammen. Erzählungen sind entweder ernsthaft oder komisch, und die ernsthaften entweder belehrend, oder rührend, so wie die komischen bald satyrisch, bald nicht satyrisch sind. Die Feen-Mährchen machen eine eigene Mittel-Gattung aus. In der ernsthaften Erzählung zeichneten sich besonders d' Arnaud, Marmontel, und Hagedorn, in der komischen Boccacio, Machiavell, Marot, la Fontaine, Grecourt, Dorat, Hagedorn, Wieland und Nicolai aus. Die erzählenden komischen Dichter sind größtentheils auf Unkosten der Sittsamkeit witzig.

Zwan-

Zwanzigstes Capitel.

Vom Schäfer-Gedicht.

Zu den Schriftstellern über die Ekloge, die Herr Eschenburg S. 68. nennt, setze ich nur noch Fontenellens Discours sur la Nature de l'Eclogue hinzu, der im 3ten Bande seiner Werke steht, und Engels Poetik bes. S. 68. 74.

§. 1.

Unter allen Ständen und Lebens-Arten, in welchen sich der Mensch vor der Erfindung des Ackerbaus, und der Einführung des persönlichen unbeweglichen Eigenthums fand, war keiner der Dichtkunst, so wie der menschlichen Glückseeligkeit günstiger, als der Schäfer-Stand in glücklichen Himmelsstrichen. Die Musse sowohl, als die Geschäffte freyer Hirten, die Gegenstände, womit sie umgeben waren, die Empfindungen, die natürlich in ihnen entstanden, die Begebenheiten, die ihnen aufstiessen, alles in ihnen und ausser ihnen weckte sie zu frohen, oder rührenden Gesängen auf. Das freye und glückliche Hirten-Leben hörte in den meisten Gegenden der Erde aus mehrern Ursachen auf; doch

doch gibt es selbst in unserm Erdtheile noch Hirten-Völker, die weder die Arkadischen Schäfer, noch die Menschen des goldenen Welt-Alters zu beneiden Ursache haben.

§. 2.

Aus der wahren Schäfer-Zeit der Griechen sind gar keine Gesänge mehr übrig, und so gar der Urheber der nachahmenden Schäfer-Poesie, die sehr spät unter diesem Volk entstand, ist ungewiß. Theokrit war eben so wenig Schäfer, als Geßner, und hatte noch viel weniger Gelegenheit, als dieser, glückliche Schäfer, und ein beneidenswerthes Hirten-Leben zu beobachten. Manche Tadler haben freylich mehrere Theokritische Bilder und Schilderungen für Gemälde einer rohen Natur gehalten, die es in Theokrit's Zeit-Alter nicht waren. Nichtsdestoweniger ist es unläugbar, daß Theokrit viele Gegenstände berührt und gezeichnet hat, die auch in seinem Zeit-Alter kein Grieche von grösserer Unterscheidungs-Kraft, und Delicatesse, als Theokrit besaß, berührt und gezeichnet hätte. Viele seiner Idyllen haben von Schäfer-Gedichten weiter nichts, als den Namen. Bion und Moschus erweiterten das Gebiet der nachahmenden Schäfer-Poesie, und ich verhehle es gar nicht, daß ich es bedaure,

 daß

daß nicht alle ihre Arbeiten erhalten, und dagegen Theokrits Idyllen verloren gegangen sind.

§. 3.

Virgil hatte sich den Theokrit als Muster vorgesetzt, welches freylich fast in allen seinen Eklogen sichtbar ist. Auch Virgil hatte keine richtige Begriffe von dem Zwecke der nachahmenden Schäfer-Poesie, wie sie seinem Zeit-Alter anpassend war, und mehrere von seinen Eklogen können nur uneigentlich so genannt, oder zu den Schäfer-Gedichten gerechnet werden. Die Eklogen des Nemesianus und Calpurnius verdienen die Vergessenheit, worinn sie versunken sind, noch mehr, als die von Vida, Sannazar, und Rapin.

§. 4.

Die Schäfer-Gedichte von Ronsard, Racan, und Segrais, selbst von Madame und Mademoiselle Des-Houlieres werden von den Franzosen fast gar nicht mehr gelesen. Fontenelle aber machte durch seine neue Theorie des Schäferspiels, und durch seine Eklogen viel mehr Aufsehen, als irgend ein anderer französischer Schäfer-Dichter vor und nach ihm. Fontenellens Absicht, die Schäfer-

fer-Poesie zu veredeln, und der Empfindungs- und Denk-Art seiner Zeitgenossen angemessener zu machen, war lobenswürdig, allein er ging in seinen Gedichten weiter, als in seinen Vorschriften, und entschäferte seine Hirten und Hirtinnen ganz. Die Werke der Italiänischen Schäfer-Dichter, Sannazaro, Alamanni, Buonarelli, und Vicini sind ausser ihrem Vaterlande eben so wenig bekannt, als geschäzt; auch die Englischen Eklogen-Dichter, besonders Pope, und Schenstone können mit unserm Geßner keine Vergleichung aushalten. Der sicherste Beweis der hohen und vielleicht stets unerreichbaren Vortrefflichkeit der Geßnerischen Idyllen ist dieser, daß sie nicht bloß von Teutschen und Schweitzern, die alle Schönheiten seiner Sprache zu fühlen im Stande sind, sondern auch so gar von den Franzosen, und unter diesen am meisten von solchen Männern bewundert worden sind, die eben so viel Genie und Dichter-Geist, als Kenntniß der Schweitzerischen Natur hatten. Geßner hat allein und zuerst dem Schäfer-Gedichte diejenige Gestalt gegeben, die es unter aufgeklärten Völkern haben und behalten sollte.

Bions Idylle
auf den Tod des Adonis.

Dies Gedicht ist unstreitig die schönste elegische Idylle, die jemals gemacht worden; und ich kenne kein Gedicht von ähnlichem Inhalte, und Umfange weder aus dem Alterthum, noch aus der neuern Zeit, das in so wenigen Versen so viele neue, und anmuthige Bilder enthielte. Durchgehends sind die rührendsten Klagen der Liebes-Göttinn über den Tod ihres schönen Gemahls, und die sonst unangenehmen Vorstellungen von Tod, Wunden, und Blut durch die sanften Farben der Phantasie des Bion, und durch die Verbindung mit allem, was die Natur schönes und reitzendes hat, so gemildert worden, daß man bey der Lesung dieses unvergleichlichen Klageliedes ein seltenes und unnennbares Gemische von Vergnügen, und Mitleid in sich wahrnimmt.

Herr Manso hat es in seinen Anmerkungen zu diesem Gedicht sehr wahrscheinlich gemacht, daß es für ein Adonis-Fest verfertigt, und an einem solchen Feste gesungen worden sey. Eben dieser Schriftsteller macht ferner die

die Leser des Gedichts mit vielem Scharfsinn aufmerksam darauf, daß Bion die Venus zuerst im Schlafe, also gerade in einem solchen Zustande darstellt, wo sie von einer so traurigen Nachricht, als der Tod ihres Geliebten war, am meisten muste getroffen werden, und daß er sie nachher in allen Zuständen mahlt, die eine trostlose Geliebte nur durchgehen konnte. Ich verweile hier nicht so wohl bey der ganzen Anlage des Gedichts, als ich die Stellen auszuheben suche, die entweder das Herz eines jeden gefühlvollen Menschen erweichen, oder seiner Einbildungs-Kraft durch die originalsten und lieblichsten Bilder schmeicheln müssen.

Bion mahlt das Ersterben des Adonis V. 10. u. f. so: seine Augen erstarren, die Rosen fliehen von seinen Lippen; und um diese Lippen erstirbt auch der Kuß, von welchem Cypris nicht lassen wird; denn der Cypris ist auch noch der Kuß des Erblaßten süß;

αμφι δε τηνω
Θνασκει και το φιλαμα και ε ζωοντος
αρεσκει.

Läßt sich ein reitzenderes und rührenderes Bild denken, als das Sterben des Kusses um schöne Lippen, welchen die Geliebte nicht lassen, den sie gleichsam erhaschen und festhalten will?

Bion wendet auf den Kuß an, was andere Dichter vom Lächeln gesagt hatten, daß er um die Lippen schwebe. Er gibt dem Kuß, wie dem Lächeln, Bestandtheit und Cörper. Er läßt ihn haschen, und auf den Lippen des Sterbenden festhalten; und das αφησει drückt daher viel mehr, als nicht bloß vergessen aus. V. 49. 50. sagt Cypris: Ich will diesen Kuß bewahren, wie dich selbst, da du, unglücklicher Jüngling, mir jetzo entfliehst. φιλαμα δε τουτο φυλαξω u. s. w. Die Göttinn täuscht und tröstet sich damit, daß sie gleichsam den Kuß, wie etwa eine Haarlocke, oder sonst ein theures Ueberbleibsel von ihrem Gemahl, der ihr unvermeidlich entfliehe, behalten könne.

V. 15. Ich klage um den Adonis; und ihn beklagen auch die Liebes-Götter. Er hat eine schreckliche schreckliche Wunde in seiner Seite, allein Venus hat eine noch viel grössere Wunde in ihrem Herzen.

> αγριον αγριον ἑλκος εχει κατα μηρον Αδονις
> μειζον δ' ἁ κυθερεια φερει ποτι καρδιον ἑλκος.

Wie trefflich drückt hier die Wiederhohlung des αγριον nicht sowohl die Scheußlichkeit der Wunde, als die Heftigkeit des Schmerzes aus,

aus, den diese Wunde in dem Dichter hervorgebracht hat, und wie überraschend, und doch natürlich ist die Vergleichung der Wunde des Adonis mit der Herzens-Wunde der Liebes-Göttinn. Jene wird dadurch nicht weniger unheilbar, aber sie wird der Phantasie erträglicher, die sich von ihr weggewandt haben würde, wenn der Dichter sie ausführlich geschildert hätte.

Da die Venus das Unglück ihres Gatten erfährt, überläßt sie sich ganz der wildesten Betrübniß, die man nicht mahlerischer und rührender schildern könnte, als Bion sie geschildert hat, ohne den Schmerz im geringsten zu übertreiben, oder erniedrigend und unwürdig für die Göttinn zu machen.

Aphrodite sprang wehklagend mit fliegenden Haaren, und unbedeckten Füssen, durch die Wälder: Dornen zerschnitten ihre zarte Haut, und tranken ihr heiliges Blut: ihr Schmerz trieb sie unter heftigem Klag-Geschrey durch weite Thäler, und jammernd rief sie ihren Assyrischen Gemahl, ihren geliebten Jüngling zurück.

α δ᾽ Αφροδιτα,
λυσαμενα πλοκαμιδας, ανα δρυμως αλη-
λαται

πεν-

πενθαλεα, νηπλεκτοσ, ασανδαλοσ. αἱ δε βατοι νιν
ερχομεναν κειροντι, και ἱερον αἱμα δρεποντανι.
Οξυ δε κωκυϐσα δι' αγκεα μακρα φορειται,
Ασσυριον βοοωσα ποσιν, και παιδα καλευσα.

Die meisten Worte, die Bion in diesem Gemälde gebraucht hat, sind in so ferne unübersetzbar, als wir im Teutschen durchaus keine Ausdrücke haben, die Grade, und Neben-Umstände so bezeichneten. Diese Bemerkung enthält keinen Vorwurf gegen unsere Sprache, denn die Griechen würden eben so wenig im Stande gewesen seyn, einen schönen Teutschen Dichter ganz zu übersetzen, als wir unfähig sind, den Bion oder einen jeden andern Griechischen Poeten zu erschöpfen. αληλαται drückt nicht bloß Irren, sondern ein wildes mit heftigen Sprüngen begleitetes Umherirren aus, und κειρoντι nicht bloß ritzen, sondern zerschneiden, wie mit einem Scheermesser. κωκυϐσα ist ein Onomatopoietikum für das heftige und scharfe Angst-Geschrey, das man auf keine Art bezähmen kann, und das βοοωσα hat auch als Onomatopoietikum eine Stärke, die man durch das Teutsche Schreyen nicht ganz erreichen kann.

Im

Im fünf und zwanzigsten und den folgenden Versen mahlt Bion den Adonis, wie dunkles Blut über seinen Unterleib hinfliesse, oder vielmehr hinspringe, wie die weisse Brust, und der ganze schneeweisse Leib (die Gegend zwischen der Brust, und dem Nabel, welche die Griechen ὑπομαζοι nannten, und wofür wir kein besonderes Wort haben), davon gefärbt werde. Man kann diesem Gemälde vielleicht vorwerfen, daß es durch seine Ausführlichkeit, durch die Benennung der verschiedenen Theile, die bespritzt wurden, nicht verhältnißmässig an Leben und Kraft gewinne, aber gewiß nicht, daß es irgend ein widerliches Bild enthalte. Die schneeweissen ὑπομαζοι gewähren ein höchst angenehmes Bild, ungeachtet sie mit Blut bespritzt sind; und die Wörter φοινισσετο und πορφυροντο zeigen uns vom Blut, und mit Blut bespritzt werden auf eine gewisse Art nur die schöne Seite.

V. 30. u. f. stirbt nicht nur die Schönheit der Venus mit Adonis; es klagen nicht nur Berge, seufzen nicht bloß Thäler und Städte, es weinen nicht bloß Wälder und Quellen über den Tod des schönen Adonis; auch die Blumen verlieren ihre Farben und ihren Glanz.

V. 45. Erwache nur noch (sagt die jammernde Venus zu ihrem erblaßten Gatten) erwache nur noch ein Wenig, damit du mich zum letztenmale küssen kannst, und küsse mich dann so lange, als dein Kuß lebt, (ὅσον ζωει το φιλαμα.): bis dein Lebens-Hauch aus deiner Seele in meinen Mund und in mein Herz fließt, bis ich den süssen Zauber-Trank deiner Liebe ausgetrunken, und gleichsam bis auf den letzten Tropfen ausgesogen habe.

το δεσευ φιλτρον αμελξω
εκ δε πιω τον ερωτα.

V. 51. Du entfliehst (so fährt Venus in ihren Klagen fort), von mir auf ewig, Adonis! in das Reich des grausamen, und unerbittlichen Königs; und ich Unglückliche lebe, und bin eine Göttinn, und kann dir nicht folgen! So nimm denn Proserpine! meinen Gemahl auf. Denn ach, du bist viel glücklicher als ich, da alles Schöne bey dir zusammenfließt. — Cythere ist nun eine verlassene Witwe: alle Liebes-Götter trauren mit leeren Köchern um mich her, und mit dir, Adonis, ist mein Gürtel verschwunden. Aber warum jagtest du auch kühner Jüngling: warum wagtest du es, da du so schön warst, mit wilden Thieren zu kämpfen?

Ich brauche meinen Lesern nicht alle die neuen reitzenden Bilder und Gedanken, und alle die sanft rührenden Empfindungen, die ich so eben abgeschrieben habe, aus einander zu setzen; ich kann aber doch nicht umhin, ihre Aufmerksamkeit auf die letzte Wendung hinzulenken, womit die Venus ihre Klagen beschließt. Diese Klagen enthalten anfangs nichts als die innigsten aus vollem Herzen ausströmenden Wünsche, ihren Geliebten nur noch in einigen Augenblicken des Lebens geniessen zu können, und das rührendste Jammern über den unersetzlichen Verlust, den sie erlitten habe. Während dieser Klagen aber durchfliegt der tödtende Gedanke ihre Seele: daß Adonis durch seine Kühnheit selbst die Ursache seines Todes, und ihres Unglücks sey. Sie wendet sich also von neuem mit einer hastigen, und anklagenden Frage an ihn: aber warum jagtest du auch? u. s. w., und unter diesem Gedanken erliegt sie zuletzt. Welch eine wahre und rührende Sprache der verzweyfelnden Liebe ist es, wenn sie ihn zur Rechenschafft zieht: du der du so schön warst, warum wagtest du es, mit wilden Thieren zu kämpfen. Diese Worte, der du so schön warst, enthalten nicht nur die Folge: und der du mir eine so unaussprechliche und unvergängliche Liebe eingeflößt hattest, und nicht

bloß

bloß um deinet, sondern auch um meinet willen hättest vorsichtig seyn sollen, sondern sie enthalten auch das dunkle unentwickelte, aber allen wahrhaftig liebenden eigenthümliche Gefühl: daß der Gegenstand ihrer Liebe heilig und unverletzlich sey, und daß er nicht bloß von allen übrigen Wesen als heilig geschont werden, sondern auch sich selbst nicht gleich gemeinen Menschen, an denen weniger gelegen sey, ohne Noth in Gefahren begeben müsse.

Aus dem übrigen Theile des Gedichts führe ich nur noch die einzige Beschreibung an, worinn die Ausdrücke der Traurigkeit, oder die letzten Liebes-Dienste der Liebes-Götter geschildert werden. V. 80. u. f. Adonis liegt auf einem prächtigen Ruhe-Bette mit purpurnen Gewändern angethan, mit den schönsten Blumen bestreut, mit den köstlichsten Balsamen begossen; — und um ihn, fährt Bion fort, ächzen die weinenden Liebes-Götter, die vor Schmerz ihr schönes Haar abgeschnitten hatten, der eine zertritt seinen Köcher, der andere seine Pfeile, und ein dritter zerschmettert seinen Bogen. Einige lösen das Band der Sohlen des Adonis, andere tragen in goldenen Gefässen Wasser herbey; und noch andere waschen seine verwundete Hüfte, oder fächeln ihn mit ihren Flügeln an. —

Fon-

Fontenelle.

Von einer ganz andern Art, als Bion, ist Fontenelle, der freylich nicht fehlerfrey ist, der aber auch gewiß die Verachtung nicht verdient, welche einige neuere Teutsche Kunstrichter gegen ihn bezeugt haben. Wenn es je einen Schriftsteller gab, der wahre Empfindung durch Feinheit des Geistes hätte ersetzen können, so war es Fontenelle, und da er es nicht konnte, so kann man mit Recht annehmen, daß die Sprache des Herzens ganz unnachahmlich sey, und daß ihre Aeusserungen durch keinen andern Dollmetscher, auch durch den scharfsinnigsten Verstand nicht ersetzt werden können.

Ismene IX. Eclogue.

Sur la fin d'un beau jour, aux bords d'une fontaine,
Corilas ſans témoins entretenoit Ismene,
elle aimoit en ſécret, et ſouvent Corilas
ſe plaignoit de rigueurs qu'on ne lui marquoit pas.
Soiez content de moi, lui diſoit la Bergere,
tout ce qui vient de vous, eſt en droit de me plaire.

J'en-

J'entens avec transport les airs, que
vous chantez,
J'aime à garder les fleurs, que vous
me présentez,
si vous avez écrit mon nom sur quelque Hêtre,
aux traits de votre main j'aime à vous
reconnoître,
pourriez-vous bien encor ne vous pas
croire heureux?
mais n'ayons point d'amour, il est
trop dangereux.

* *
*

Je veux bien vous promettre une amitié plus tendre,
que ne feroit l'amour que vous pourriez prétendre.
Nous passerons les jours dans nos doux
entretiens
vos troupeaux me seront aussi chers,
que les miens;
si de vos fruits pour moi vous cueillez
les prémices,
vous aurez de ces fleurs dont je fais
mes délices.
Notre amitié peut-être aura *l'air amoureux*,

mais

mais n'ayons point d'amour, il eſt trop dangereux.

* * *

Dieu! diſoit le Berger, quelle eſt ma recompenſe,
vous ne me marquerez pas la moindre préference,
avec cette amitié dont vous flattez mes maux,
vous vous plairez encore aux chants de mes rivaux.
Je ne connois que trop votre *humeur complaiſante*,
vous aurez avec eux la douceur, qui m'enchante
et ces *vifs agrémens*, et ces ſouris flateurs
que devroient ignorer touts les autres paſteurs.
Ah! plutôt mille fois... Non, non, répondoit-elle,
Ismene à vos yeux ſeuls voudra paroître belle.
Ces legers agrémens, que vous m'avez trouvez,
ces obligeans ſouris, vous ſeront reſervez:

je

je n'écouterai point ſans contrainte, et ſans peine
les chants de vos rivaux, fuſſent-ils pleins d' Ismene.
Vous ſerez ſatisfait de mes rigueurs pour eux,
mais n'ayons point d'amour, il eſt trop dangereux.

* *
*

Et bien, reprenoit-il, ce ſera mon partage,
d'avoir ſur mes rivaux quelque foible avantage,
Vous ſavez, que leurs coeurs vous ſont moins aſſurez,
moins acquis, que le mien, *et vous me préferez*,
Toute autre l'auroit fait; mais enfin dans l'abſence
vous n'aurez de me voir aucune impatience
tout vous pourra fournir un aſſez doux emploi,
et vous trouverez bien la fin des jours ſans moi.
Vous me connoiſſez mal, ou vous feignez peut-être,

dit-

dit - elle tendrement, de ne me pas
connoitre.
Croiez-moi, Corilas, je n'ai pas le bonheur
de regretter ſi peu ce qui flatoit mon
coeur,
vous partites d'ici quand la moiſſon fut
faite ;
et qui *ne s'apperçut*, que j'etois inquiete ?
la jalouſe Doris pour me le reprocher,
parmi trente Paſteurs vint exprès me
chercher.
Que j'en ſentis contre elle une vive
colère !
on vous l'a raconté, n'en faites point
myſtere.
Je ſais combien l'abſence eſt un tems
rigoureux,
mais n'ayons point d'amour, il eſt
trop dangereux.

* * *

Qu' auroit dit davantage une bergere
amante ?
le mot d'amour manquoit, Ismene
étoit contente.
A peine le Berger en eſperoit-il tant,

mais ſans le mot d'amour, il n'etoit
point content.
Enfin pour obtenir ce mot, qu'on lui
refuſe,
il ſonge de ſe ſervir d'une innocente
ruſe,
il faut vous obéir, Ismene, et dès ce
jour
Dit-il en ſoupirant, ne parlez plus d'
àmour.
Puisqu' à votre repos l'amitié ne peut
nuire,
à la ſimple amitié mon coeur va ſe
reduire.
Mais la jeune Doris, vous n'en ſauriez
douter,
ſi j'etois ſon amant, voudroit bien m'
ecouter.
Ses yeux m'ont dit cent fois, Corilas,
quitte Ismene,
Viens ici, Corilas, qu'un doux eſpoir
t' amene.
Mais les yeux les plus beaux m'appel-
loint vainement,
J'aimois Ismene alors, comme un fi-
dele Amant.
Maintenant cet amour, que votre
coeur rejette,

ces ſoins trop empreſſez, cette ardeur
inquiete,
je les porte à Doris, et je garde pour
vous
tout ce, que l'amitié peut avoir de
plus doux.
Vous ne me dites rien? Ismene à ce
langage
demeuroit interdite, et changeoit de
viſage.
Pour *cacher ſa rougeur*, elle vouloit en
vain
ſe ſervir avec art d'un voile ou de ſa
main.
Elle n'empecha point ſon trouble de
paroitre,
et quels charmes alors le Berger ne vit
il naitre?
Corilas, lui dit-elle, en detournant
les yeux,
nous devions fuir l'amour, et c'eut été
le mieux.
Mais puisque l'amitié vous paroit trop
paiſible,
qu'à moins que d'être Amant vous
êtes inſenſible,
que la fidelité n'eſt chez vous qu'à ce
prix,

je m' expoſe à l' amour, et n' aimez
point Doris.

Wenn man dies Gedicht geleſen hat, ſo erſtaunt man, daß ein ſo feiner Kopf, als Fontenelle war, nicht einſah, daß ein ſolcher Streit, dergleichen er in dieſer Ekloge erzählt, zwar an einem Hofe, oder zwiſchen den Mitgliedern eines bureau d' eſprit, aber nicht in Arkadien vorfallen konnte, und daß alſo das ganze Süjet unſchäferhaft war. Wie könnte es einer Schäferinn, die einen Hirten liebte, in der Unſchulds-Welt einfallen, dieſem Hirten Freundſchafft, und nicht Liebe zuzugeſtehen, eine Diſtinction, die gewiß nicht eher erfunden iſt, als da man die Unſchuld verführen, oder eine verbrecheriſche Liebe mit einem unſchuldigen Namen vor ſich oder andern beſchönigen wollte. Im Angriff des Schäfers, und der Vertheidigung und Ueberrumpelung der Schönen, herrſcht eine höfiſche Kriegs-Kunſt, die macht, daß man der ſchäferhaften Namen, der Heerden, des Geſanges, und anderer ländlicher Bilder ungeachtet am Hofe zu ſeyn glaubt. Wie ſollte es einer Schäferinn in den Sinn kommen, von dem air amoureux der Freundſchafft, und wie einem Schäfer, in ironiſchem Ton von humeur complaiſante, und von viſs agrémens

zu

zu reden? wie sollte ein Schäfer das Herz haben, zu sagen, daß bey seiner Zärtlichkeit eine jede andere Schöne ihn allen andern vorgezogen hätte! wie sollte eine Schäferinn sich stellen, von keiner Liebe wissen zu wollen, und doch zugleich ihrem Freunde erzählen, daß bey seiner Abwesenheit ein jeder ihre Unruhe bemerkt, und daß eine Nebenbuhlerinn sie in Gegenwart von vielen andern Schäfern darüber beschämt habe? Selbst die Kälte, womit der Schäfer spricht, und die List, die er braucht, sind nichts weniger, als den Sitten unschuldiger und empfindsamer Hirten gemäß.

Auch in den übrigen Eklogen von Fontenelle sind die feinsten Gedanken fast immer die grösten Fehler derselben, weil sie in dem Munde von Schäfern am unnatürlichsten sind. In der zweyten Ekloge erzählt ein Schäfer einer Schäferinn die Unterredung von zwey Verliebten auf folgende Art:

Cieux! quels discours charmans Silvanie entendit!
devine-les, Atis, toi, qui sais comme on aime,
C'etoint de ces discours dictez par l'Amour même
que les indifférens ne peuvent imiter,

 qu'un

qu'un Amant hors de la ne sauroit repe-
ter.
Ils étoint quelque fois suivis par un si-
lence;
au defaut de la voix les yeux d'intelli-
gence
confondoint les regards vifs, quoique
languissans,
et craintifs et flateurs, doux ensemble et
perçans.

Eine solche Verallgemeinerung der Empfindungen einzelner Personen ist den besten Französischen Schriftstellern und Dichtern so eigenthümlich, und wird von der ganzen Nation noch immer für so wenig unnatürlich gehalten, daß ich den Hang dazu und den Geschmack daran für eine der Charakteristischsten Eigenthümlichkeiten der Franzosen halte.

Andere Beyspiele von überschäferhafter Feinheit sind folgende in der dritten, und vierten Ekloge. In der dritten sagte eine Schäferinn, die einen Hirten geliebt hatte, und von ihm verlassen zu seyn glaubte,

Moi, qui fus toujours rigoureuse
je ne l'etois presque plus que par art,
qu'afin de redoubler son ardeur amou-
reuse,

puis-

puisqu' il m'a du quitter, Ciel! que je
suis heureuse,
qu'il ne m' ait pas quittée un peu plus
tard.

und in der vierten singt ein Schäfer unter andern:

Lorsque l'on voit Daphné douce ensemble et severe,
on n'oseroit l'aimer, mais on l'aime
pourtant.

Diese und ähnliche Stellen brauchen keine Commentarien, um den Leser fühlen zu machen, daß Fontenelle zu sehr witziger Kopf, und Weltmann, und durch Erfahrung zu wenig mit der Unschuld glücklicher Hirten und Landleute bekannt war, als daß er sich selbst hätte ausziehen oder verläugnen, sich in die Empfindungen und Lagen von Hirten hätte versetzen, und ihre Sprache hätte reden können.

Ein und zwanzigstes Capitel.

Vom Lehr-Gedicht und von der Satyre.

Die Schriftsteller über diese Dichtungs-Art führt Eschenburg S. 81. 89. an.

§. 1.

Der Lehr-Dichter will entweder unterrichten, oder bessern, oder strafen, welches letztere ich vom Bessern unterscheide, wie es durch den Sprach-Gebrauch unterschieden ist, ungeachtet man Strafen auch als eine Art von Besserung ansehen kann. Die Formen des Lehr-Gedichts sind verschieden, aber von geringer Bedeutung. Eben so verschieden, aber viel wichtiger ist der Plan, oder die Anordnung von Lehr-Gedichten, die in keiner andern Dichtungs-Art eine so wesentliche Tugend ist. Nirgends ist auch ein mässiger Gebrauch aller Reichthümer der dichterischen Sprache rathsamer, als im Lehr-Gedicht; denn dichterische Verzierungen müssen auch hier nie den unentbehrlichen Tugenden eines jeden unterrichtenden Vortrags nachtheilig werden. Zu keiner andern Gattung von Gedichten sollte man so sehr aufmuntern, als

zum didaktischen Gedicht, weil dieses unsern Bedürfnissen und unserm Geschmack am meisten angemessen ist.

§. 2.

Die Griechen hatten die meisten und berühmtesten Lehr-Dichter vor der Entstehung, oder Ausbildung der eigentlichen Philosophie; und fast alle ältesten Weltweisen Griechenlandes bis auf den Anfang des vierten Jahrhunderts vor Christi Geburt waren zugleich Lehr-Dichter. Es verdiente eine besondere Untersuchung, oder ist wenigstens merkwürdig, daß die Griechen nach der höchsten Vervollkommnung ihrer Sprache, und Philosophie keinen berühmten Lehr-Dichter mehr erhielten. In dieser Dichtungs-Art übertraffen die Römer ihre Lehrer und Muster sehr weit; und unter den Römischen Lehr-Dichtern ist wiederum Lucrez bewundernswürdiger, als Horaz und Virgil, ungeachtet der letztere seinem Vorgänger durch die Schönheit der Sprache, und Versification ohne Vergleichung weit überlegen ist.

§. 3.

Keine der südlichen Nationen Europens hat einen grossen Lehr-Dichter hervorgebracht,

so zahlreich auch das Verzeichniß ihrer Lehr-Gedichte ist. Die Englischen Lehr-Dichter sind unstreitig die grösten unter allen, und Joung, Pope, Akenside und einige andere werden vielleicht nie erreicht, oder übertroffen werden. Am nächsten kamen ihnen unser Haller, Hagedorn, Gellert, u. s. w.

§. 4.

Der Satiren-Dichter will entweder Thorheiten und Vorurtheile lächerlich, oder auch Laster und Verbrechen verhaßt machen; und beydes kann er in Werken von allerley Form, die noch mannichfaltiger in der Satire, als in dem eigentlichen Lehr-Gedichte ist. Die Frage: ob es erlaubt sey, gute Satiren zu schreiben, kömmt mir eben so seltsam vor, als wenn man frägt: ob es erlaubt sey, seine Neben-Menschen von gefährlichen Krankheiten oder andern Uebeln zu heilen? Es gibt allerdings Fälle, wo die bitterste persönliche Satire nicht nur erlaubt, sondern so gar nothwendig ist.

§. 5.

Diejenige Dichtungs-Art, die wir unter dem Namen der Satire von den übrigen Dichtungs-Arten unterscheiden, ist Römischen Ursprungs,

sprungs, und die einzige, von welcher man dieses sagen kann. Weder Horaz aber, noch Persius und Juvenal können mit dem Lucian verglichen werden. Eben so unerreicht, als Lucian im Alterthum war, ist Swift in der neuern Zeit. Denn ihm kann man weder die übrigen Englischen Satiren-Dichter, noch den Regnier und Boileau Despreaux der Franzosen, noch auch unsern Teutschen Liscov, Rabener, und andere Verfasser von einzelnen Satiren gleichstellen.

John Ogilvie's

Providence an Allegorical Poem.

Zur Probe der Beurtheilung eines Lehr-Gedichts wähle ich mit Fleiß das von Ogilvie, weil mir dieses Gelegenheit geben wird, Fehler zu rügen, in die auch andere Dichter gefallen, die aber freylich im Ogilvie mehr hervorstechend sind. Dieser Dichter hatte die Absicht, die Vorsehung gegen alle Vorwürfe zu rechtfertigen, die man aus den mannichfaltigen Uebeln in der Welt herzunehmen pflegt. Weil er irrig glaubte, daß eine solche Materie ein unintereſſanter Stoff sey, der durch alle Schönheiten der Dichtkunst be-

belebt, und gehoben werden müste, so nahm er seine Zuflucht zu Bildern, Gleichnissen, Beschreibungen und Allegorien, die er mit der grösten Verschwendung ausschüttete, und wodurch sein Gedicht weniger verschönert, als erdrückt wurde. Selten braucht er ein Nenn-Wort, ohne ihm eine Begleitung von einem oder einigen mahlerischen Beywörtern zu geben, seine Gleichnisse und Schilderungen sind zu gehäuft und oft zu gedehnt, und besonders machen die unaufhörlichen Allegorien das Gedicht schwerfällig und abentheuerlich. Die Unglücklichste unter allen ist diejenige, die sich durch das ganze Gedicht fortzieht. Er mahlt sich selbst als einen Unzufriedenen, dem ein Greis als the power of contemplation mit der Phantasie zur Seite erscheint. Die Phantasie bringt Scenen von allen Arten von Uebeln, die zu Klagen gegen die Vorsehung Anlaß geben, hervor, und läßt sie wieder verschwinden, und dann fällt die personificirte Betrachtung ein, um ihm zu zeigen, wie man alle diese Unvollkommenheiten ansehen müsse. Durch diese Allegorie erhält das ganze Gedicht bald etwas Mährchenhaftes und bald das Ansehen einer Streitschrift. Im ersten Buche werden die physischen, und im dritten die sittlichen Uebel beleuchtet. Das zweyte entfaltet die Wege der

Vor-

Vorsehung bey der Offenbarung der Christlichen Religion, und die Ungereimtheiten, oder Abscheulichkeiten der falschen Religionen. Oft sind Ogilvie's Gemälde und Bilder wahrhaftig erhaben, und meistens haben auch die Schilderungen, die zu sehr überladen, oder gedehnt und künstlich sind, etwas Grosses, und Blendendes. Dies wird man in folgenden Beschreibungen der Phantasie, der Pest, und eines Gewitters finden, die ganz in seiner Manier sind.

He ſpoke; and inſtant near the weſtern ſun,
J ſpied a cloud light floating. O'er the cliff
it ſtretch'd immenſe, and from its radiant ſide
Edg'd like the gilding of an evening ſky,
it pour'd the ſtreamy blaze: the middle glow'd
with deep vermillion, as the flaming ray
of ſcarlet, darting from the ſun's bright orb,
Wrought thro' the fine ſecreting glaſs, conveys
its trembling bluſh to the transported view.

De-

Deſcending ſlowly on the gale, it
flow'd
ſpontaneous down, and nearer as it
ſail'd,
diſcloſed a brighter radiance to the
gaze
of Wonder wrapt in ſight. At laſt it
ſtood
all-looſe, and burſting like the ſullen
gloom
before the lightning's rapid flaſh, diſ-
play'd
bright Fancy crown'd. V. 194. et ſq.

Meinem Gefühl nach hat dieſe Beſchreibung etwas mühſeeliges, gedehntes und zugleich räthſelhaftes. Wenigſtens ſieht man den Grund nicht ein, warum bey der Erſcheinung der Phantaſie ſich eine ſolche Folge von Phänomenen eräugnen muſte. Aehnliche Vorwürfe kann man folgender Schilderung machen: v. 303. et ſq.

For lo! ariſing in the ſultry ſouth
Where the ſun flamed intenſe; a bluiſh
miſt
Wrought from a mine of Nitre, brea-
thed its ſteam
full on the tainted Gale! An Earth-
quake ſhook

the

the hollow ground, and Darkneſs riſing ſlow,
rear'd her bold arm imperious to the ſun,
and bloathed half his beams. At laſt the Earth
burſt up, and ſhooting thro' the mighty void
aroſe a *ſhapeleſs* Monſter! on his brow,
ſat Terror and Deſpair; *dark*, *dismal*, *van*,
and nurſed a brood of ſnakes, ſhed by the fell
Tyſiphone! the thirſty *furies* fired
his thoughts to blood and ſlaughter; and *his eyes*
ſhot like a gleam of lightning o'er the field,
and wither'd all its bloom. *Meduſa's head*
that ſtruck th' unwary gazer into ſtone,
Wrought not a change more wondrous. On he ſtrode
With ſtep terrific, *for his baleful breath*
was blaſting poiſon, and his hand ſuſtain'd
a ſword that ſmoked with blood. *Graved on the blade*

ap-

appear'd confpicuous his diftinguifh'd name
the Peftilence!
— — for onward came the griesly fhape:
and raifed his wafteful hand, and fhook his hair,
that dropp'd *with fteamy fulphur*. Thro' the gate
of that proud City, tottering to a fall
he paff'd tremendous. Famine at his heels
inceffant yell'd, and roll'd her ghaftly eyes;
and gnaw'd a living vultur.

Auch dieser Beschreibung fehlt es wieder an Klarheit. Er nennt die Pest ein *shapeless monster*, wobey man sich aber nichts bestimmtes denken kann. dark, dismal, van geben gleichfalls keine klare Bilder. Tysiphone, die Furien, Medusens Haupt, u. s. w. sollten nicht in diesem Gedichte vorkommen, weil dadurch Ogilvie's Fiction zu sehr, als blosse Dichtung erscheint. Da die Blicke des Ungeheuers schon giftig waren, so hätte der Dichter es nicht, als eine unerwartete Neuigkeit anführen sollen, daß sein Odem auch giftig war. Das auf dem Schwerdte der Pestilenz

stilenz gegrabene Wort ist ein ungereimter Einfall, den Ogilvie nur deßwegen hatte und ausführte, weil er heimlich fürchtete, daß ohne diese Inschrift die Leser nicht errathen möchten, was sein shapeless monster für ein Ungeheuer sey. Die Haare des Monstrum's hätte er auch von etwas furchtbarerem, als Schwefel triefen lassen können, von welchem man nicht begreift, wie er hieher kömmt. Die Beschreibung des der Pest nachtretenden bellenden Hungers, und das Bild des Nagens an einem lebenden Geier sind vortrefflich.

In folgender Schilderung des Donners ist meinem Urtheil nach zu viel Geräusch; denn durch die gehäuften lärmenden Worte kömmt man auf die Vermuthung, daß sie vorsetzlich und ängstlich zusammengelesen worden. v. 495. u. f.

oft from the *jarring* clouds,
dashing in *dizzy* whirl, tempestuous *rowls*
the *deep-mouthed* Thunder thro' the darksome vault
of Heav'n.

Der *deep-mouthed* Thunder scheint mir, wenn auch andere Englische Dichter dies Beywort gebraucht haben sollten, zwey ganz un-

X ver-

vereinbare Bilder zu erwecken. Eine Stimme kann tief seyn, aber der Mund nicht.

Glücklicher, als die angeführten Stellen, ist folgende Beschreibung eines Erdbebens. v. 589. u. f.

Heaved with unusual strength, as if the arm
of some superior Power had shook the frame
of labouring nature, all' the unbounded Hills
rose from their base! We heard the solemn voice
of Thunder from beneath, that hurl'd along,
and loudly - murmuring roll'd from cave to cave.
Mute was the scene and awful! Not a breath
fann'd the still desart!. Not an insect-wing
Weak - waving whisperd in the waste of air! etc.

Man erhält eine ausserordentlich lebhafte Vorstellung von der furchtbaren Stille der ganzen in bangen Erwartungen liegenden Natur, wenn man denkt, daß man in dem unermeßlichen Luft-Raum auch nicht einmal die leise

Be-

Bewegung eines Insekt-Flügels wahrnehmen konnte.

Nicht weniger mahlerisch und neu sind folgende Verse über Hoch-Schottland: v. 660. u. f.

> the mountains piled
> sublime in horrid grandeur to the sky
> that shrouds their misty brow: where Nature sits
> in rude Magnificence, and hears the roar
> of distant billows murmuring on her ear!

Schwerlich hat irgend ein nachdenkender Leser diese Zeilen gelesen, ohne stehen zu bleiben, und dem Bilde der zwischen hohen Felsen thronenden und auf das Gemurmel der fernen Wogen des Oceans horchenden Natur weiter nachzudenken, oder es ganz auszudenken.

Zwey und zwanzigstes Capitel.

Vom Epigramm.

Man sehe besonders Lessing über das Epigramm 1771. Berlin.

§. 1.

Lessing behauptete mit Grund, daß die Griechen und Römer sehr unbestimmte Begriffe vom Epigramm gehabt hätten, und daß Martial bey weitem alle übrigen Epigrammatisten seines Volks so wohl als der Griechen übertreffe; allein er schränkte die Gränzen dieser Dichtungs-Art zu sehr ein, wenn er das Wesen derselben in die Erregung von Erwartung und deren Befriedigung oder in Auf-Schluß geben setzte. Selbst im Martial finden sich viele Epigramme, die keine Erwartung erregen a), und andere, die keinen Aufschluß geben b). Martial glaubte auch noch, daß eine gewisse Mischung von Obscoenem zum Epigramm, oder wenigstens in einer längern Reihe von Epigrammen nothwendig sey c).

a) Dergleichen sind das vierzehnte Epigramm des zweyten Buchs, und überhaupt fast alle Epi-

Epigramme auf den Silius und Posthumus u. s. w.

b) Man sehe I. 16. II. 90. auch I. 50. III. 58. 63.

c) I. 36.

Versus scribere me parum severos,
nec quos praelegat in schola magister,
Corneli, quereris: sed hi libelli,
tanquam conjugibus suis mariti
non possunt sine mentula placere.
Quid si me jubeas Thalassionem
Verbis dicere non Thalassionis?
Quis floralia vestit, et stolatum
permittit meretricibus pudorem?
Lex haec carmininibus data est jocosis,
ne possint, nisi pruriant, juvare.
Quare deposita severitate,
parcas lusibus, et jocis, rogamus:
nec castrare velis meos libellos,
Gallo turpius est nihil Priapo.

Frostige Wortspiele entwischten dem Martial auch bisweilen. III. 78.

Minxisti currenti semel, Paulline, carina
Mejere vis iterum? jam Palinurus eris.

§. 2.

Die Zahl der berühmten Epigrammen-Dichter der neuern Völker steht mit den übrigen Meisterstücken des Witzes, die sie hervorgebracht haben, nicht immer in genauem Verhältniß. Die Engländer haben keinen berühm-

rühmten Dichter, der sich durch Epigramme einen vorzüglichen Namen erworben hätte, die Teutschen hingegen haben unter allen Nationen der alten und neuen Zeit die meisten und grösten Epigrammatischen Dichter. So wenig man aus der Seltenheit von Epigrammen und Epigrammatischen Dichtern unter den Engländern schliessen kann, daß es diesem geistreichen Volke an Witz fehle, so sicher kann man aus der Menge und Vortrefflichkeit Teutscher Epigrammatiker den Schluß ziehen, daß unsere edle Nation nicht so unwitzig sey, als man es ihr oft vorgeworfen hat. Unter den ältern Dichtern war Herr von Logau fast zu fruchtbar an Gedichten dieser Art, als daß sie alle hätten gut seyn können; und selbst unter denen, die Ramler und Lessing ausgesucht haben, sind manche, die schiefe Gedanken und falschen Witz enthalten a). Ein viel grösserer Dichter, als Herr von Logau, war **Wernicke**, der nicht nach Verdiensten geschätzt worden ist b). Bekannter sind die Epigrammen von Herrn von Hagedorn, von Kleist, und von Cronegh, besonders von Lessing, Kästner, Hänseler, und Göckingk.

a) Z. B. das 77. Epigramm:

Hat Gott mich ohne mich gebracht in dieses Leben,

wird

wird Gott das, was mir fehlt, mir ohne
mich auch geben.

und das 50te. Grabschrift einer schwangern Frau.

Hier liegt ein Grab im Grab, und in des
Grabes Grab,
was Welt noch nie gesehn, ihm auch nicht
Namen gab,
das Grab begrub zuvor, eh Grab begraben war;
zwey Gräber sind nur eins; und eine Leich
ein Paar.

b) Man sehe beyde Epigramme auf der fünf und zwanzigsten Seite, das auf Amarillis S. 26. auf das Glück S. 35. auf den unvergnügten Kleanth S. 209.

Drey und zwanzigstes Capitel.

Kurze Geschichte der Griechischen und Römischen Beredsamkeit.

§. 1.

Man kann es viel leichter erklären, warum vor den Griechen keine einzige bekannte Nation auf der ganzen Erde grosse Redner hervorbrachte, als warum in Griechenland allein Athen dergleichen erzeugt hat a), wenn man anders die Sophisten ausnimmt, die nicht lange nach den Persischen Kriegen auf einmal, wie durch einen Zauberschlag, in allen Theilen von Griechenland entstanden. So verderblich diese Männer für die Sitten der Griechen wurden, so groß und unverkennbar waren ihre Verdienste um die Wissenschafften b). Ihre Beredsamkeit war weniger vortrefflich, als ihre Fertigkeit zu reden bewundernswürdig war. Man erstaunt, wenn man liest, was Gorgias und andere gewagt haben. Ihre und ihrer Jünger Geschichte zeigt, daß die Beredsamkeit zu denjenigen Wissenschafften gehöre, die in kurzer Zeit zu einem ausserordentlichen, fast dem höchsten Grad von Vollkommenheit gelangen können.

a)

a) Darüber wunderte man sich schon im Alterthum. Cicer. Brut. c. 13. Vell. Paterc. I. c. 17. 18.

b) Ueber die Sophisten sehe man meiner Gesch. der Wissenschafften zweyten Band, im Artikel von den Sophisten: ferner Cic. Brut. c. 8. 12. Orat. c. 12. de Orat. I. 22. Man vergl. II. 4. III. 32. Quint. III. 1. Philost. de Vit. Sophist. p. 481.

§. 2.

Ungeachtet Perikles a), Lysias b), und Isokrates c) Schüler der Sophisten waren, so wichen sie doch von ihrer Manier gänzlich ab. Schon Perikles zeigte, was Beredsamkeit über ein freyes Volk vermöge. Lysias und Isokrates waren in Ansehung ihres Einflusses auf den Athenienſischen Staat, und die öffentlichen Angelegenheiten von Griechenland unendlich weit unter dem Perikles, allein auch sie trugen doch sehr vieles zu einer günstigen Revolution in der Sprache und Beredsamkeit bey. Beyde hatten ihre eigenthümlichen Gebrechen und Vorzüge. An dem Schwätzer Kleon lag es nicht, daß nicht die Attische Beredsamkeit fast gleich nach ihrer Entstehung verdorben worden wäre d).

a) Plut. I. 601. 603.

b) Man sehe bes. Marklands Leben des Lysias, und des Dionysius von Halikarnaß Ur-

Urtheil über den Lysias, Oper. V. 453. et sq. VI. 956. et sq Edit. Reiskii.

c) Dionys. Halic. ll. cc. V. 535. et sq. VI. 963. Plutarch. IX. 329. 331. Pausan. I. 8. Cicer. in Bruto c. 78. Quint. X. 1. Hermog. de invent. I. 6.

d) Plutarch. III. 353.

§. 3.

Der gröste unter den Schülern des Isokrates war Demosthenes, der alle seine Lehrer a), Vorgänger, und Zeitgenossen verdunkelte b), und der mit einem eben so allgemeinen Beyfall für den ersten aller Redner, als Homer für den ersten der Dichter erkannt worden ist. Demosthenes überwand nicht nur mehrere Gebrechen seiner Natur, um der gröste Redner zu werden, sondern er siegte auch lange über die Nichtswürdigkeit seiner Mitbürger, über die Uneinigkeit, Eifersucht, Verdorbenheit, und Trägheit der übrigen Griechen, und über das Geld, die List, und Macht Philipps von Macedonien, der ihm, wie Aeschines, das ehrenvollste Zeugniß gab c). Demosthenes hatte viele andere berühmte Redner entweder zu Gehülfen oder Gegnern. Unter diesen waren Aeschines und Hyperides die grösten d); Demades hingegen der verdorbenste e). Die Sprache dieses Mannes

war

war eben so üppig, als sein ganzes Leben war. Mit dem Demetrius Phalereus f) starb die ächte Attische Beredsamkeit ab, ohne jemals unter den Griechen wieder erweckt zu werden.

a) Zu diesen gehört auch Isäus. Ueber diesen sehe man bes. Dionys. l. c. V. 586. 590.

b) Ueber den Demosthenes sehe man ausser der Abhandlung des Dionysius de admirabili vi dicendi in Demosthene, das Encomium Demosthenis im Lucian III. 516. Plut. IV. 709. et sq. IX. 357. et sq. Cicer. in Bruto c. 84. *αἱ μεν τριηρεισ*, sagt Philipp von Macedonien beym Lucian, *και ὁ πειραιευσ, και τα νεωρια, ληροσ εμοιγε και φληναφοσ. τι δ' αν ανθρωποι πραξειεν διονυσιαζοντεσ, εν κρεανομιαισ καταζωντεσ, και χοροισ; — ανιςησι μεν ακοντασ, ὁιον εκ μανδραγορȣ καθευδοντασ τȣσ ἁυτȣ πολιτασ, ὡσπερ το μῃ τινι και καυσει τασ ραθυμιασ τῃ παρρησια χρωμενοσ. μετατιθησι δε των χρηματων τȣσ πορȣσ απο των θεατρων επι τα ςρατοπεδα, συντιθησι δε το ναυτικον νομοισ τριηραρχικοισ, ὑπο τησ αταξιασ μονονȣ τελεωσ διεφθαρμενων.*

c) ap. Plut. et Dionys. ll. cc.

d) Plut. IX. 375. über den Lykurg ib. 345. über den Dinarch XI. 633. Dionys.

e) Man sehe Athen. III. 20. 21. Plut. IV. 339. et sq.

f) Cicer. in Brut. 12. Orator. c. 27. de Leg. II. 26. III. 6. de Off. I. 1. Quint. II. 4. X. 1.

über den Untergang der Attischen Beredsamkeit V. p. 445. et sq. Cicer. de Orat. III. 11.

§. 4.

Schon die Alten nahmen drey Schulen der Beredsamkeit in Griechenland an. Eigentlich aber sollte man ausser den Volks-Rednern der Athenienser keine andere wahre Redner gelten lassen. Nachdem aber diese wahren Redner in Athen aufgehört hatten, entstanden drey Schulen von Rhetoren, unter welchen die Attischen von den Rednern des Alterthums dasjenige beybehielten, was man ohne Freyheit und Genie leicht nachahmen konnte a). Diesen waren die Asiatischen Rhetoren entgegengesetzt, unter welchen aber wiederum ein grosser Unterschied Statt fand b). Die Rhodischen standen zwischen den Attischen und Asiatischen Rhetoren gleichsam in der Mitte, weßwegen sie auch vor dem Untergange der Römischen Republik am meisten von den vornehmen Römern besucht wurden c).

a) Cicero in Bruto c. 82. 84. Sin autem jejunitatem, et siccitatem, et inopiam, dummodo sit polita, dum urbana, dum elegans, in Attico genere ponit — At cum isti Attici dicunt, non modo a corona, quod est ipsum miserabile, sed etiam ab advocatis re-

lin-

linquuntur. Ueber die wahre Attische Beredsamkeit, Orator. c. 9. 19.

b) Ueber die Asiatische Beredsamkeit, Cicer. in Brut. c. 95. Orator. c. 8. 18. Quint. XII. 10. Petron. Satyr. Initio. — Genera autem Asiaticae dictionis duo sunt: unum sententiosum, et argutum, sententiis non tam gravibus et severis, quam concinnis, et venustis. — Aliud autem genus est non tam sententiis frequentatum, quam verbis volucre atque incitatum: quali est nunc Asia tota — Cic. *in Brut. l. c.* Nuper ventosa isthaec et enormis loquacitas Athenas ex Asia commigravit, animosque juvenum, veluti pestilenti quodam sidere, adflavit, simulque corrupta eloquentiae regula stetit, et obmutuit. Petron. Satyr. init. Ueber die Asiatische Declamation sehe man die beyden aus Ciceros Orator angeführten Stellen. Die vornehmsten Asiatischen Redner nennt Strabo, XIII. 913. 927. XIV. 959. 974. 976. 962. und Cicero de Orator. II. 23. in Bruto c. 13. 88. 89. 91. 95. Orat. c. 8. 18. Man vergleiche noch die Rede pro Flacco c. 7. et passim.

c) Cicer. in Bruto c. 13. 95. Orat. c. 8. Quint. XII. c. 10. Plutarch. IX. 343. Dionys. V. 645. Philost. p. 481. Strabo XIV. 968.

§. 5.

Die Römische Sprache hatte schon einen hohen Grad von Ausbildung erreicht a), als die ersten Redner sich ausbildeten, denen auch die Nachwelt diesen Ehren-Namen zugestand.

Die

Die beyden Gracchen b) und Cato Censor c) wurden schon sehr weit vom Antonius und Crassus d) und diese noch mehr vom Cicero und seinen Zeitgenossen übertroffen. Auch beym Cicero kam vieles zusammen, um ihn zum grösten Redner seines Volks zu bilden. Es ist leichter, die eigenthümlichen Vortrefflichkeiten des Cicero und Demosthenes aufzuzählen, als zu entscheiden, ob die Vorzüge des einen, oder die des andern eine grössere Summe von Vortrefflichkeiten ausmachen. Schon Cicero klagte über den Verfall der Römischen Sprache, und den Untergang der Römischen Beredsamkeit e). Das Urtheil, was die Feinde des Alterthums etwa hundert Jahre nach Cicero's Tode über dieses grossen Mannes Sprache und Beredsamkeit fällten, würde allein schon beweisen, daß beyde sehr tief gesunken waren f).

a) Cicer. in Bruto c. 55. 72. 74. de Offic. I. 37.

b) Cic. ib. c. 27. Gell. Noct. I. 11.

c) Cicer. l. c. et Gell. X. 3. et ibi fragm.

d) Man sehe Quint. X. 1. und VI. 3. an mehrern andern Stellen. Die erstere Stelle schließt er so: Quare non immerito ab hominibus suae aetatis regnare in judiciis dictus est: apud posteros vero id consecutus, ut Cicero jam non hominis sed eloquentiae nomen habeatur.

e) Cicer. in Bruto c. 6. 74. de Offic. II. 19. Epist. IX. 15.

f) ap. Auct. Dialog. de caus. corrupt. eloquentiae c. 22. Nam priores ejus orationes non carent vitiis. Lentus est in principiis, longus in narrationibus: otiosus circa excessus: tarde commovetur, raro incalescit: pauci sensus — et cum lumine quodam terminantur. Nihil excerpere, nihil referre possis, et velut in rudi aedificio, firmus sane paries et duraturus, sed non satis expolitus et splendens — quaedam vero procul arceantur, ut jam oblitterata, ut olentia: nullum sit verbum velut rubigine infectum. Nulli sensus tarda et inerti structura, in morem Annalium componantur: fugiat foedam et insulsam scurrilitatem, variet compositionem, nec omnes clausulas uno et eodem modo terminet.

§. 6.

Gleich unter dem August hörten alle grossen Redner auf, und was man noch Beredsamkeit nannte, artete plötzlich, und nicht weniger, als die Römische Sprache aus. Die Ursachen dieses schnellen und grossen Verfalls der Sprache und Beredsamkeit hat der Verfasser des Gesprächs de causis corruptae eloquentiae, das einige dem Quintilian, andere dem Tacitus zuschreiben, meisterhaft aus einander gesetzt. Unter allen Ueberbleibseln des Alterthums enthält kein anderes ein so vortreffliches Gemälde des Zustandes der Sit-

Sitten und Wissenschafften mehrerer Zeit-Alter, als eben dies Gespräch, dessen Grundsätze der Manier des Tacitus ganz widersprechen, und dessen Sprache von der Schreib-Art des Quintilian ganz verschieden ist, so sehr die darinn enthaltenen Gedanken mit den Grundsätzen dieses Kunstrichters übereinstimmen. Unter den guten Kaisern der beyden ersten Jahrhunderte gab es in allen Provinzen, und grossen Städten des Reichs viel mehr Grammatiker und Rhetoren a), als in den Zeiten der Freyheit, da die unsterblichen Redner blühten, allein eben diese angeblichen Lehrer der Beredsamkeit trugen vieles mit zu ihrem Verfall bey. Auch konnten die Bemühungen freygebiger b) und aufgeklärter Regenten den immer sichtbarer herannahenden Untergang der Beredsamkeit und reinen Sprache eben so wenig aufhalten, als Quintilian durch seine weisen Lehren und Warnungen. Quintilian verdient auf eine gewisse Art der Phocion, oder Cicero unter den Kunstrichtern genannt zu werden. So wie diese Patrioten sich fast allein dem gewaltigen Strome der Sitten-Verderbniß ihrer Nationen entgegensetzten, so suchte er in einem Zeit-Alter, wo selbst Tacitus und der jüngere Plinius sich nicht unbefleckt erhielten, aus allen Kräften der einreissenden Verderbniß der Sprache zu steuren.

a) Wie groß die Zahl von Rhetoren, und vermeyntlichen Rednern im ersten und zweyten Jahrhundert nach Christi Geburt gewesen sey, und welchen Ruhm viele unter denselben in ihrem Zeit-Alter erworben haben, kann man am besten aus Plinii Briefen, und Philostrati Buch de vitis sophistarum sehen.

b) Man sehe Sueton. in Claudii Vita c. 42. in Vespas. c. 18. Plinii Epist. IV. 13.

§. 7.

Es war viel leichter zu bemerken, daß keine einzige der neuern Nationen solche Redner, dergleichen die Griechen und Römer hatten, hervorgebracht habe, als es ist, diese Erscheinung auf eine befriedigende Art zu erklären. Die Haupt-Ursache des überwiegenden Vorzugs der Griechischen und Römischen Redner vor den neuern lag unstreitig in der Verfassung der alten Freystaaten, und aus dieser Verfassung entstand die grosse Verschiedenheit der Zuhörer a), des Stoffs, und der Belohnungen der ältern und neuern Redner. Unter den neuern Völkern wurde dem Anscheine nach die Beredsamkeit durch die äussern Umstände viel mehr unter den Engländern, als unter den Franzosen und Teutschen begünstigt, und doch haben die Franzosen im Ganzen genommen viel grössere Redner, als die Engländer aufzuweisen. Vielleicht hatte Dr.

Blair nicht ganz Unrecht, wenn er sagte, daß, wenn unsere Verfassungen der Atheniensischen und Römischen auch vollkommen gleich wären, unsere heutigen Redner sich doch nicht solche Figuren erlauben dürften, als die Griechischen und Römischen, und daß also die neuere Beredsamkeit der alten von gewissen Seiten nie gleichkommen würde b).

a) Was die alten Redner, und Künstler von den Urtheilen des Volks über ihre Werke hielten, kann man unter andern aus folgenden Stellen sehen: Cicer. de Orat. III. 50. 51. in Bruto 49 - 54. Orator. c. 9. 50. Plin. VII. 17. Lucian. II. 492. 93. Quotus enim quisque est, sagt Cicero an der ersten Stelle, qui teneat artem numerorum, aut modorum? At in his si paulum modo offensum est, ut aut contractione brevius fieret, aut productione longius, theatra tota reclamant. Quid? hoc non idem fit in vocibus, ut a multitudine et populo, non modo catervae et conventus, sed etiam ipsi sibi discrepantes ejiciantur? und c. 9. Orator. Ad Atticorum igitur aures teretes et religiosas, qui se accommodant, ii sunt existimandi Attice dicere.

b) Lectures II. p. 41. 43.

§. 8.

Da wir Teutsche besonders keine der alten ähnliche Beredsamkeit mehr haben, oder haben können, so ist auch ein grosser Theil der

Leh-

Lehren, welche die Rhetoren der Griechen und Römer gaben, für uns unbrauchbar. Eben diese Rhetoren stimmten in Ansehung der Haupt-Abschnitte ihrer Rhetoriken, und der Haupt-Theile von Reden ziemlich genau zusammen, allein in der Zahl und Benennung der Haupt-Gattungen von Reden, oder der wesentlich verschiedenen generum dicendi wichen sie sehr von einander ab a). Die Rhetorischen Bücher des Aristoteles sind zwar die ältesten systematischen Anweisungen zur Beredsamkeit, die aus dem Griechischen Alterthume zu uns gekommen sind, allein man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß sie die ersten gewesen seyen, oder daß sie lauter neue und eigenthümliche Gedanken des Aristoteles enthielten. Die kritischen Schriften des Dionysius von Halikarnaß übertreffen die des Hermogenes, Longinus, und des falschen Demetrius Phalereus sehr weit, werden aber wiederum von den rhetorischen Werken des Cicero und Quintilian übertroffen. Die unschätzbaren Arbeiten dieser Männer lehren freylich manches, was wir nicht mehr anwenden können, zugleich aber enthalten sie alles gute und nützliche, was sich über eine gute Schreibart, und deren Bildung sagen läßt, und gar Nichts, was nicht ein Kenner, oder Liebhaber des Alterthums wissen müste, um

 die

die Meisterstücke der alten Dichter, Redner, und Geschichtschreiber aus dem rechten Gesichtspunct anzusehen. Cicero ist als Rhetor über die meisten Lehrer der Beredsamkeit, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat, eben so sehr erhaben, als er als Redner über alle seine Nachahmer erhaben ist.

a) Man sehe Arist. l. c. 3. Quint. III. 3. Cic. de Orat. II. 13. Am gewöhnlichsten theilte man die genera dicendi auf folgende Art ein: 1) in das συμβȣλευτικον, oder deliberativum dicendi genus. 2) in das δικανικον, sive judiciale, und 3) in das επιδεικτικον oder εγκωμιαϛικον γενοσ, oder genus laudativ. sive demonstrativum. Cicero nahm nur duo quaestionum sive causarum genera an: unum infinitum, alterum certum, etc.

Vier und zwanzigstes Capitel.

Eintheilungen der Schreibart: nothwendige und verschönernde Tugenden derselben.

§. 1.

Jeder prosaische Vortrag ist entweder historisch, oder didaktisch; und der leztere entweder wissenschafftlich, oder von der Art, wie der Vortrag guter Canzel-Redner seyn soll. Nothwendige Tugenden einer jeden Schreibart, oder eines jeden Vortrags sind Reinigkeit, Richtigkeit, und Bestimmtheit des Ausdrucks, welche leztere Deutlichkeit in sich schließt. Die Reinigkeit der Schreibart wird durch ungültige fremde, und neue, durch unnöthige veraltete, und endlich durch Provinzial-Wörter verdorben a). Der Richtigkeit stehen Sprach-Fehler, und Solöcismen b) und der Bestimmtheit c) dunkle, schwankende, und unpassende Ausdrücke entgegen. Oft wird es ungewiß, welche Wörter und Redensarten die reinsten, richtigsten, und bestimmtesten sind d).

a) Campbell I. 408. 410. dehnt den Begriff der Reinigkeit der Sprache viel zu weit aus, und sollte II. 5. nicht mehr von der Deutlich-

 keit

keit als einer besondern, und von der Reinigkeit verschiedenen Tugend der Schreibart handeln.

b) Die Alten nannten vieles Solöcismen, was wir durch den Namen grammatikalischer Fehler davon unterscheiden würden. Sehr richtig sagt Quintilian I. 5. interim excusantur haec vitia aut consuetudine, aut auctoritate, aut vetustate, aut denique vicinitate virtutum, nam saepe a figuris ea separare difficile est. Und etwas weiter unten: illud eruditius quaeritur, an in singulis quoque verbis possit fieri soloecismus: — Atque ut omnem effugiam cavillationem, fit aliquando in uno verbo, nunquam in solo verbo.

c) Die Alten verstanden unter verba propria, und proprietas verborum nicht immer bestimmte Wörter, Bestimmtheit des Ausdrucks, das was die Engländer propriety nennen, sondern oft nur das Gegentheil von bildlichen Wörtern. Unbildliche Wörter aber können sehr unbestimmt seyn. — Auch sehe ich nicht ein, wie Blair sagen konnte, daß Reinigkeit, Bestimmtheit, und Präcision (Propriety and Precision) in der Deutlichkeit (perspicuity) enthalten seyen. Ein Vortrag kann deutlich seyn, ohne Reinigkeit und vollkommne Bestimmtheit zu haben. Propriety und precision sollten auch nicht unterschieden werden, I. 186. 189. Campbell II. 67. gibt sehr gut die verschiedenen Ursachen an, wodurch eine Schreib-Art dunkel werden kann.

d) Man sehe hierüber Campbell I. 374-382.

§. 2.

§. 2.

Den Aussprüchen der Alten zufolge muß eine Schreibart, die nicht bloß auf Untadelichkeit, sondern auch auf Schönheit Anspruch machen will, neben der Reinigkeit, Richtigkeit, und Bestimmtheit des Ausdrucks auch noch Wohlklang besitzen, und geschmückt seyn a). Wir können jezo aus mancherley Ursachen nicht mehr den Wohlklang der Rede erwarten, den die Alten verlangten, und auch wirklich erreichten, allein es wäre sehr nützlich, wenn diejenigen, die nach dem Ruhm von schönen Schriftstellern streben, sich mehr mit den Mustern und auch mit den Regeln der Alten über den Wohlklang der Rede bekannt machten. Wohlklang (numerus) setzten die Griechen und Römer in die Vereinigung von Harmonie b) und Melodie c), und in die Uebereinstimmung der Rede mit dem Inhalte derselbigen. Damit die Harmonie nicht beschwerlich werde, sagten sie, so müsse Melodie hinzukommen. Letztere finde aber nicht statt, wenn nicht die Rede oder der Vortrag in wohlklingende, längere, und kürzere Perioden, und Glieder zerlegt werde. Es ist nicht möglich, über den Bau von Perioden und Gliedern gründlicheren, kürzeren und schönern Unterricht zu geben, als Cicero ge-

than hat d). Einige seiner Aeusserungen werden einen jeden die uns fast unglaubliche Sorgfalt lehren, womit die Griechischen und Römischen Redner den ihnen so wichtigen Numerus zu erreichen suchten e).

a) Ueber den Numerus oder Wohlklang der Rede sehe man unter den Alten besonders Dionysius von Halikarnaß de verborum compositione V. 148. VI. 1069. Cicer. de Orat. III. 43. et sq. et Quintil. X. IX. 4. Lehrreiche Gedank. findet man auch in Homens Grundsätzen der Kritik, im zweyten Bande, und in Ramlers Batteux, im 4ten Theil. — Die Kunst, Numerus in die Rede zu legen, nannten die Römer verborum compositio, welches Wort besonders in neuern Sprachen in einem ganz andern Sinn genommen worden ist.

b) Cicero nennt die Harmonie, oder vielmehr die Kunst eine Rede harmonisch zu machen, collocatio III. 43. de Orat. Collocationis est componere, et struere verba sic, ut neque asper eorum concursus, neve hiulcus sit, sed quodammodo coagmentatus et levis.

c) Die Melodie nenut Cicero modum quendam, formamque verborum. III. 43. Sequitur continuatio verborum, quae duas res maxime, collocationem primum, deinde modum quendam formamque desiderat.

d) III. 47. et sq. de Orat. Die Theile von Perioden, oder auch solche Redetheile, die keine Perioden ausmachten, nannten die Römer membra, den Perioden nennt aber Cicero bald perpetuitas et conversio verborum, bald ambitus sive complexio verborum, l. c.

e) c. 47. Nam cum ſint numeri plures, jambum et Trochaeum frequentem ſegregat ab Oratore Ariſtoteles veſter, qui tamen natura incurrunt ipſi in orationem, ſermonemque noſtrum. — Quare primum ad heroum nos dactyli, et anapaeſti, et ſpondaei pedem invitat. — Probatur autem ab eodem illo maxime paeon, qui eſt duplex. — Atque illi philoſopho ordiri placet a ſuperiore paeone, poſteriore finire etc. — Vortrefflich ſetzt Cicero c. 49. hinzu: Neque vos paeon, aut herous ille conturbet. Ipſi occurrent orationi: ipſi, inquam, ſe offerent, et reſpondebunt non vocati.

§. 3.

Von einer ſchönen Schreibart oder Sprache forderten die Alten nicht bloß, daß ſie wohlklingend, ſondern auch, daß ſie geſchmückt ſey a). Den Schmuck der Rede ſetzten ſie in einen ſchicklichen Gebrauch von Tropen und Figuren, die ſie von einander unterſchieden. Unter den Tropen b), erkannten auch die Alten die Metapher, das Bild, das Gleichniß, die Allegorie, die Metonymie und einige andere für die vornehmſten; doch rechneten ſie einige, wie die Hyperbel, und das Hyperbaton zu den Tropen, die ſie ihren Erklärungen nach zu den Figuren hätten rechnen müſſen. Man kann alle Vortheile einer glücklichen Bilderſprache aufzählen c); man kann im

Allgemeinen sagen, wie Metaphern, und deren Töchter und Schwestern beschaffen seyn müssen d); allein man kann Niemanden lehren, glückliche Bilder zu finden, oder unglückliche Tropen zu erkennen, wenn die Natur den dazu nöthigen Scharfsinn versagt hat.

a) Ueber den Schmuck der Rede, oder die ornatam orationem, und den ornatum orationis sehe man Cicer. de Orat. III. 53. et sq. Quint VIII. 6. IX. 1-3. Homens Grundsätze der Kritik II. S. 334-440. Beattie on Poetry P. II. Ch. 1. s. 3. Campbell II. 185. et sq. Blair I. 285. et sq.

b) τροποι, tropi, tropus, sagt Quintilian IX. 1. est sermo a naturali, et principali significatione ad aliam, ornandae orationis gratia, vel, ut plerique Grammatici finiunt, dictio ab eo loco, in quo propria est, translata in eum, in quo propria non est. — περιφρασιν autem, sagt er kurz vorher, et ὑπερβατον, et ονοματοποιϊαν, et επιθετον clari quoque auctores figuras verborum potius, quam tropos dixerunt.

c) Man sehe besonders Beattie l. c. Home II. S. 297. u. f. Lucian. pro Imag. in Oper. Vol. II. 491. 498.

§. 4.

Die Alten Redner und Schriftsteller brauchten nicht nur viel häufigere Tropen, sondern auch Figuren a) als die der neuern

Zeit. Die Ursachen davon kann man eben so leicht entdecken, als es sich begreifen läßt, daß Figuren ohne die natürlichen Veranlassungen, die sie von selbst hervorbringen, erkünsteln zu wollen, eine vergebliche Unternehmung sey.

a) Die Römer nannten, Quint. l. c. die Figuren, figuras, oder III. 53. Cic. de Orat. lumina et insignia orationis, oder wie die Griechen schemata, σχηματα. Figürliche Rede oder figurata oratio hieß im Griechischen εσχηματισμενη, welcher man die ασχηματισος oder oratio figuris carens entgegensetzte. Quint. l. c. figura, sagt Quintilian, sicut nomine ipso patet, est conformatio quaedam orationis remota a communi, et primum se offerente ratione. Die Natur der Figuren kann man schon aus folgender Stelle von Cicero kennen lernen: Nam et commoratio una in re permultum movet, et illustris explanatio, rerumque, quasi gerantur, sub adspectum paene subjectio: quae et in exponenda re plurimum valet, et ad illustrandum id, quod exponitur, et ad amplificandum; ut iis, qui audient, illud, quod augebimus, quantum efficere oratio poterit, tantum esse videatur; et huic contraria saepe praecisio est, et plus ad intelligendum, quod dixeris, significatio, et distincte concisa brevitas, et extenuatio, et huic adjuncta illusio, a praeceptis Caesaris non abhorrens, et ab re non longa digressio: — propositioque quid sis dicturus, et ab eo, quod est dictum, sejunctio, et reditus ad propositum, et iteratio, et rationis apta conclusio: tum augendi minuendive

caussa, veritatis superlatio, sive trajectio: et rogatio – deinde dubitatio, tum distributio, tum correctio vel ante, vel postquam dixeris, vel cum aliquid a te ipso rejicias: — personarum ficta inductio, vel gravissimum lumen augendi, descriptio, erroris inductio, ad hilaritatem impulsio: ante occupatio: tum digestio, interpellatio, contentio, reticentia, commendatio — iracundia, objurgatio, promissio, deprecatio, obsecratio, declinatio brevis a proposito, — purgatio, conciliatio, laesio, optatio, atque exsecratio. Man sehe auch noch das folgende vier und funfzigste Capitel.

§. 5.

So wie die Alten drey Gattungen von Reden annahmen, so nahmen sie auch, freylich aus einem ganz andern Grunde, drey Gattungen von Schreib-Art an a). Um die verschiedenen Grade, oder Schattirungen, deren eine jede dieser Gattungen fähig ist, zu bezeichnen, erfanden sie eine Menge von Wörtern, die wir gar nicht zu übersetzen im Stande sind, und deren Bedeutungen auch die alten Rhetoren nicht immer genau bestimmen konnten b). Wir sind zwar nicht so reich an Ausdrücken dieser Art, als die Griechen, allein wir nennen doch eine Schreib-Art, bald fliessend und sanft, bald holpericht und rauh: bald periodisch, bald zerschnitten: bald körnigt, und

und gedrungen, bald wässerigt, und weitschweifig, bald munter und launigt, bald ernsthaft und feierlich, bald edel und erhaben, bald kriechend und unedel oder schwülstig, bald gleichförmig, bald sich selbst ungleich; die verschiedenen Bey-Wörter nicht einmal gerechnet, wodurch die Abwesenheit, oder das Maaß des Schmucks der Rede angedeutet wird. Die Griechen und Römer faßten beynahe den Inbegriff aller Vorzüge der Schreib-Art, ohne alle Fehler, unter dem ευπρεπεσ, oder dem decor orationis, decora ſive apta oratio zuſammen, die Hermogenes wider den ältern Sprach-Gebrauch δεινοτησ nennt.

a) Die erſte Gattung war das tenue ſive ſubtile dicendi genus, το ισχνον, die andere das medium oder floridum, το ανθηρον, und die dritte das grande, ſublime ſive robuſtum, το ἁδρον. Quint. XII. 10. ſed neque his tribus quaſi formis incluſa eloquentia eſt. Nam ut inter gracile, validumque tertium aliquid conſtitutum eſt, ita horum intervalla ſunt. Atque inter haec ipſa miſtum quoddam ex duobus medium eſt eorum Nam et ſubtili plenius aliquid atque ſubtilius, et vehementi remiſſius atque vehementius invenitur; ut illud leve aut aſcendit ad fortiora, aut ad tenuiora ſummittitur; ac ſic prope innumerabiles ſpecies reperiuntur, quae utique aliquo modo inter ſe differant. etc.

b) Hermogenes de formis orat. Lib. I. c. 2. et ſq. auch Blair I. 394.

§. 6.

§. 6.

Wenn wir die Erziehung und den Unterricht unserer Jugend mit der Erziehung und dem Unterricht der Griechischen und Römischen Redner und Staats-Männer vergleichen, so sollten wir uns billig nicht darüber wundern, daß wir nicht solche Redner, und so schöne Schriftsteller als die Alten, sondern daß wir noch so viele gute Schriftsteller, und eine so gebildete Sprache haben, als wir wirklich haben. Wer gut reden und schreiben lernen will, der muß es sich nicht verdriessen lassen, den grossen Sprach-Künstlern des Alterthums in ihrem Fleisse nachzuahmen. Viel Lesen ist nicht genug, um ein guter Redner oder Schriftsteller zu werden; nicht einmal viel, und gut lesen; anhaltende Uebungen im Schreiben sind unumgänglich nothwendig, wenn man Meister seiner Sprache werden will. Unter allen Uebungen im Schreiben, wodurch man sich selbst bilden kann, habe ich keine leichter, angenehmer und nützlicher gefunden, als sorgfältige zusammenhängende Auszüge aus den besten sowohl erzählenden, als räsonnirenden Schriftstellern alter und neuer Zeit. Diese Uebungen haben entschiedene Vorzüge so wohl vor Uebersetzungen, als vor den Nachahmungen einzelner Schriftsteller, die man sonst wohl empfohlen hat.

§. 7.

Zu den grösten Wohlthaten, welche das menschliche Geschlecht der Christlichen Religion zu verdanken hat, gehört die Einführung eines solchen öffentlichen Volks-Unterrichts, dergleichen unsere Prediger geben, wenn diese anders ihrer Bestimmung nur einigermassen entsprechen. Die Absichten, welche die alten Redner, und welche unsere Volks-Lehrer zu erreichen suchen, die Gegenstände, worüber sie reden, und die Personen, zu welchen sie reden, sind so sehr von einander unterschieden, daß kaum eine Vergleichung zwischen beyden Statt findet, und wenigstens die erstern nicht unbedingt, als Muster für die leztern empfohlen werden können a). Der geistliche Redner kann nur einen doppelten Haupt-Zweck haben: entweder **Unterricht**, oder **Besserung**, die sich sehr gut unterscheiden lassen, ungeachtet beyde in gewissen Graden immer mit einander verbunden sind. Wenn Unterricht die Haupt-Absicht des Geistlichen Redners ist, so trägt er entweder die dem Christenthum eigenthümlichen, oder auch solche Lehren vor, welche die Christliche Religion mit den Aussprüchen der Weisen der Griechen, und anderer Völker gemein hat. Will hingegen der Redner hauptsächlich das Herz seiner Zuhörer bessern, so macht er ihnen anerkannte Wahrheiten wich-

tig

tig und fruchtbar für das Leben, und zeigt ihnen, welche unausbleiblich nachtheilige Folgen Thorheiten und Laster, und welche seelige Wirkungen Klugheit und Tugend hervorbringen. In keinem Fall darf der Volks-Lehrer vergessen, daß er nicht da stehe, um Lob und Bewunderung zu erwecken und einzuerndten, oder seine Zuhörer wie im Taumel mit sich fortzureissen, sondern um ihren Verstand aufzuklären, oder ihr Herz zu bessern. Schwerlich lassen sich die Charakteristischen Unterschiede der geistlichen Beredsamkeit unter den Engländern, Franzosen und Teutschen allein aus der Verschiedenheit der Staats-Verfassungen dieser Völker, oder aus einer andern einzelnen sittlichen Ursache erklären. Vielleicht ist die Ursache, die Blair von der Kälte der Englischen Canzel-Redner giebt, auch nicht die wahre, oder nicht die einzige b).

a) Man sehe Campbell I. 276.

b) Blair II. p. 101.

Fünf

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Von der historischen Schreib-Art, und den verschiedenen Arten historischer Werke.

Man sehe über diesen Abschnitt,
Dionysii Halicarn. Judicium de Thucydide,
Luciani Diss. quo modo sit conscribenda Historia.
Bolingbroke's Letters on the study of History.
Gatterer über den historischen Plan, und
Moor's Aufsatz über die historische Composition, beyde in der historischen Bibliothek, endlich
meine Vorrede zum Grundriß der Geschichte der Menschheit.

§. 1.

Nicht bloß der Mensch, sondern auch die den Menschen umgebende Natur kann ein Gegenstand der Geschichte werden. Der Mensch wird es so wohl von Seiten seines Cörpers, als des Geistes und Herzens, vorzüglich aber durch seine Handlungen, und die Begebenheiten, die ihm aufstossen. Die politische Geschichte erweitert sich, und erhält zum Theil auch andere Namen, je nachdem sich die Gegenstände derselben vergrössern und vervielfältigen. Die Universal-Geschichte, und die Geschichte der Menschheit schildern zwar beyde das ganze menschliche Geschlecht, aber doch in ganz verschiedenen Absichten, und von ganz verschiedenen Seiten.

§. 2.

Der Nutzen, den das Studium der Geschichte verschafft, ist groß und mannichfaltig. Diese weise Lehrerinn heilt den Menschen von unzähligen lächerlichen und verderblichen Vorurtheilen, die fast unvermeidlich sind, wenn man alles aus seiner eingeschränkten Lage ansieht, und nach dem kleinen Kreise der Dinge beurtheilt, in welchem man sich umher bewegt. Die Geschichte ist ferner die einzige Quelle ächter Menschen-Kenntniß, die ohne sie nicht nur unvollständig, sondern auch fehlerhaft bleibt. Die Geschichte endlich macht ihre Jünger zu vorsichtigern und bessern Menschen, und selbst das Glück von Bösewichtern, weit entfernt zum Laster einzuladen, erhöht vielmehr den Abscheu, womit wir vorher Verbrechen und Verbrecher verfolgten.

§. 3.

Die Absichten, in welchen man Geschichte studieren, und historische Werke lesen kann, sind so mannichfaltig, daß auch der gröste Mann sie nicht alle vereinigen kann. Wenn man aber die Geschichte mit Nutzen studieren will, so muß man sich die Erreichung bestimmter Absichten vorsetzen, und diese Absichten muß man nach dem zusammengesetzten Verhältniß seiner Kräfte, Zeit, und Lage bestimmen.

men. Wenn man das Studium der Geschichte anfängt, so kann man natürlich nicht für so viele Zwecke lesen, als in der Folge, wenn die Kenntnisse sich erweitert, und die Kräfte gestärkt haben. So bald man sich über die Absichten seines Studiums der Geschichte mit sich selbst vereinigt hat, so ist es nicht schwer, die Werke zu erfahren, die man zu lesen hat; viel schwerer aber die beste Ordnung zu finden, in welcher man lesen, und die vortheilhafteste Methode, wie man das Gelesene nutzen muß. Eine lange Erfahrung hat mich gelehrt, daß Ordnung im Lesen und Excerpiren unendlich wichtiger sey, als solche Gelehrte, die nicht daran gewöhnt sind, sich einbilden, und daß man mit dieser Ordnung im Lesen und Auszeichnen vielleicht viermal so viel in seinem Leben ausrichten könne, als man sonst zu thun im Stande gewesen wäre.

§. 4.

Der **Werth** historischer **Werke** hängt zuerst von den verarbeiteten Materialien ab. Alle Kunstrichter verlangen von der Geschichte Wahrheit, allein niemand hat die Gründe ausführlich aus einander gesetzt, warum Wahrhaftigkeit eine so unentbehrliche Tugend eines Geschichtschreibers sey. Die Materialien historischer Werke müssen aber nicht bloß wahr,

sondern auch gewählt seyn, bey welcher Auswahl von Factis sich vorzüglich die Grösse oder Beschränktheit des historischen Genies zeigt. Noch mehr zeigt sich dieses in der Scheidung, Zusammensetzung, und Anordnung des historischen Stoffs. Die Kunstrichter, die von der historischen Composition reden, denken nur allein an politischhistorische Werke, und es schien ihnen gar nicht einzufallen, daß oft das Zusammensuchen und Stellen einer grossen Menge von Datis, die eine einzige historische Untersuchung, und noch mehr eine Reihe solcher Untersuchungen erfordert, viel mehr Kopf und Mühe verlange, als alle Plane aller politischhistorischen Werke, die sich meistens von selbst entwarfen. In der politischen Geschichte hat man der so genannten Pragmatischen Methode, dergleichen sich im Herodot, und Polybius findet, einen zu grossen Vorzug vor dem einfachen Annalen Gange gegeben, die, wie die Mémoires, auch ihre eigenthümlichen Vortheile haben.

§. 5.

Wenn die Materialien eines historischen Werks gehörig geprüft, gewählt, und geordnet sind, dann hängt die Vortrefflichkeit desselben noch von der Einkleidung und dem Vortrag ab. Manche Schriftsteller glaubten, durch

frap-

frappante Charakter-Schilderungen, oder durch häufige Räsonnements, oder gar durch witzige Antithesen pragmatische Geschichtschreiber zu werden; allein alle diese Sächelgen können da seyn, ohne daß sie jemanden Anspruch auf den Titel eines grossen Historikers geben, und können hingegen in den grösten Meisterstücken der historischen Kunst fast ganz fehlen. Farçen-Witz ist der Geschichte immer unwürdig, und der Geschichtschreiber darf nie Satyriker, oder Harlekin werden.

§. 6.

Viele pragmatische oder vielmehr pragmatisch seyn wollende Geschichtschreiber sind es nur auf Kosten der Wahrheit. Wenn nicht die partheyische Hitze des Erzählers zu auffallend, oder die erzählten Facta, und die darüber gefällten Urtheile zu streitend sind, so ist es nicht anders möglich, als daß der Leser die Begebenheiten und Handlungen so ansehe, wie der Geschichtschreiber sie ihm vorstellt, nicht, wie sie vorgegangen, oder ausgeübt worden sind. Es kömmt also alles darauf an, daß der Kopf des Geschichtschreibers einem reinen und ebenen Spiegel gleiche, aus welchem die Bilder der Gegenstände unverstümmelt zurückstrahlen. Hat der Historiker entweder von Natur einen schiefen, oder durch Vorurtheile verschraubten Kopf, so ist es eben so unmöglich, daß er richtig erzähle, als daß ein Hohl-Spiegel die Gegenstände so darstelle, wie sie wirklich sind.

§. 7.

Wenn man den Xenophon, und Thucydides, den Cäsar, und Tacitus, oder den Li-

vius und Sallust mit einander vergleicht, so sieht man bald, daß die gute historische Schreibart nicht weniger als der Vortrag grosser Redner und Weltweisen verschieden ist. Nachahmungen der Schreibart berühmter Geschichtschreiber sind immer höchst gefährlich; viel rathsamer ist es, daß ein jeder sich dem Zuge seines eigenthümlichen Genies überlasse. Künsteleyen sind nicht bloß im historischen Styl, sondern in jeder andern Schreibart fehlerhaft. Dieselbige Reihe von Begebenheiten und Handlungen kann von verschiedenen Männern in sehr verschiedenen, und doch immer schönen und natürlichen Manieren erzählt, so wie dieselbigen Lehren oder Räsonnements auf mehrere untadeliche Arten vorgetragen werden.

§. 8.

Die besten alten und neuern Geschichtschreiber haben manche Vorzüge mit einander gemein; beyde haben aber wiederum gewisse unterscheidende Vorzüge a). Wenn die Alten im ganzen genommen schönere Schriftsteller sind b), so sind die neuern dagegen viel lehrreicher. In den einen, wie in den andern offenbart sich der herrschende Geschmack der Zeiten, worinn sie lebten. Die Reden in den alten Geschichtschreibern, die kein Neuerer nachgeahmt hat, oder nachahmen durfte, zeigen am meisten, wie sehr unsere Denk-Art von der Denk-Art der Griechen und Römer verschieden sey.

a) Eine Vergleichung der ältern und neuern Geschichtschreiber stellt Blair an II. 253. 269. 287.

b) Blair l. c. p. 257. Ueber die Forderungen, welche man von dieser Seite an die Geschichtschreiber der Alten machte, sehe man Lucian. II. p. 57. Reitzii. Ich zweyfle, ob man solche Gemälde in neuern Geschichtschreibern finden werde, als folgende vom Tacitus

citus sind: Prima Vari Castra lato ambitu, et dimensis principiis, trium legionum munus ostentabant: dein semiruto vallo, humili fossa, occisae jam reliquiae consedisse intelligebantur: medio campi albentia ossa, ut fugerant, ut restiterant, disjecta, vel aggerata: adjacebant fragmina telorum, equorumque artus, simul arborum antefixa ora; lucis propinquis barbarae orae, apud quas tribunos, ac primorum ordinum centuriones mactaverant. Et cladis ejus superstites pugnam aut vincula elapsi, referebant, hic cecidisse legatos; illic raptas aquilas; primum ubi vulnus Varo adactum; ubi infelici dextra, et suo ictu mortem invenerit: quo tribunali concionatus Arminius; quot patibula captivis, quae scrobes; utque signis et aquilis per superbiam illuserit. I. 61. *Annal.* Man sehe auch I. 70. III. 1. et sq. bes. VI. 19. Irritatusque suppliciis (Tiber nach der Hinrichtung des Sejanus) cunctos qui carcere attinebantur, accusati societatis cum Sejano, necari jubet. Jacuit immensa strages! omnis sexus, omnis aetas: inlustres, ignobiles, dispersi, aut aggerati. Neque propinquis, aut amicis adsistere, inlacrymare, ne visere quidem diutius dabatur; sed circumjecti custodes, et in moerorem cujusque intenti, corpora putrefacta adsectabantur, dum in Tiberim traherentur: ubi fluitantia, aut ripis adpulsa, non cremare quisquam, non contingere. Interciderat sortis humanae commercium vi metus: quantumque saevitia gliscceret, metus arcebatur.

Anhang
über Romane.

Seit der Entstehung der prosaischen Romane hat sich diese Art von Schriften beständig mit der herrschenden Denkungs-Art und den Sitten der Europäischen Völker umgeändert a); und man kann daher aus den Romanen jedes Zeit-Alters auf meh-

mehrere Arten auf den Genius desselben schliessen. Unsere heutigen Romane weichen in Ansehung ihres letzten Zwecks von allen übrigen prosaischen Werken gänzlich ab, und stimmen hingegen mit den Werken der Dichtkunst vollkommen überein. Man kann die Romane auf mannichfaltige Arten eintheilen und untereintheilen; am natürlichsten aber so, wie man das Epische Gedicht eintheilt, dessen Gesetze sich mit geringen Abänderungen auf die Romane anwenden lassen. Romane sind nicht alsdann schon empfehlungswerth, wenn sie nicht gerade zu dem Herzen schaden: sie können auf vielerley andere Arten dem Verstande, und der Bestimmung von Mädchen und Jünglingen nachtheilig werden. Die Gewohnheit Romane zu lesen ist verderblich, oder gefährlich, wenn auch gegen jeden einzelnen Roman, den man liest, nichts einzuwenden wäre. Damit aber Romane nicht allein unschädlich, sondern auch für Personen von gesundem Verstande und Herzen in gewissen Stunden eine angenehme oder lehrreiche Unterhaltung werden, müssen sie viele Vorzüge in sich vereinigen, wovon die meisten, besonders Teutschen Romane, nur den kleinsten Theil besitzen. Im Ganzen genommen sind die komischen Romane den ernsthaften, und die kürzern den längern vorzuziehen. Wir Teutschen übertreffen die Ausländer vielleicht durch die Menge von Romanen; allein den Arbeiten eines **Fielding, Smollet, Rousseau, Voltaire, Le Sage,** und anderer können wir noch keine von gleichem Werthe entgegensetzen b).

a) Man sehe Beattie's Diss. crit. and Moral p. 509.

b) Die Litteratur der Romane findet man in Eschenburg S. 268. u. f.

EIGENTHUM DES COLLEGIUMS ST. ANNA IN AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meiners, Christoph,

Grundriß der Theorie und Geschichte der schönen Wissenschafften

Lemgo 1787

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Lw 2046
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11266977-1
VD18 11554797-004